

**DER DUNKLE  
STROM:  
ROMAN**

---

Karl Hans Strobl





Handwritten text in a Gothic script, possibly a library or collection identifier, located on the left edge of the page. The text is oriented vertically and appears to be a mix of letters and symbols, including what looks like 'm', 'a', 'r', 'k', 'e', 't', 'e', 'r', 'e', 'm'.

ms. 1045. 10

184D9  
2639  
P1

Ant  
Stons  
Strohl

36105011050196  
[Barcode]



Stanford University Libraries



36105041025789

15937/280.-

      
A 9



11/11/80







# Der dunkle Strom



# Der dunkle Strom

Roman  
von  
Karl Hans Strobl

\*



---

L. Staackmann Verlag, Leipzig  
1922

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten

Für Amerika:

Copyright 1922 by L. Staackmann Verlag,  
Leipzig

Druck von W. Vobach & Co., Leipzig

Es wurde in der Stadt Thorn viel auf einen feierlichen Hergang des Schöppenessens gehalten, das alljährlich am Ostersonntag stattfand und Rat, Sechzigmänner und Schöppen in dem großen Saale des Rathhauses an langgestreckten Tafeln vereinigte.

Auch am Ostersonntag des Jahres 1724 war alles aufs festlichste bestellt; grüne Gewinde von Reissig als Rahmen um Fenster und Türen gezogen, als Ketten von den Gewölben hängend, daß ihre Bogen mit den steinernen Rippen zu mancherlei schön empfundenem Widerspruch, Gegensatz und hinwiederum Einklang kamen; Wappenschilder prunkten von den Simsen und Kreuzungspunkten der Reissiggewinde, Fahnen flossen bunt von den Wänden. Den langen Tischen war alles alte und neue Rats Silber zum Schmuck gegeben, teils ansehnlich kostbare, teils lustige Schaugerichte zogen den Blick der Gäste auf sich. Von dem Balkon herab vollführten die Musici von Zeit zu Zeit mit Pauken und Trompeten ein solches Getöse, daß es durch die geöffneten Fenster auf den Rathhausplatz drang und wenigstens den Ohren der Leute, die draußen vorüberkamen, eine Vorstellung davon gab, wie hoch es bei diesem Festmahl hergehe.

Wenn auch die Meinungen des Rates mit denen der Sechzigmänner und der Schöppen nicht immer übereinstimmten und nach gut deutscher Weise mannigfache

Parteiungen zwischen ihnen stattfanden, darin waren sie einig, daß auf diesen Tag bei Entfaltung allen Glanzes auch ein gutes, friedliches Vertragen gesetzt sein solle. Freilich, dem Küchenmeister ließ sich befehlen, daß er alles Gebratene und Gebadene, Gesottene und Gedämpfte so reichlich berechnen solle, als sei der König selbst zu Gast geladen; dem Kellermeister ließ sich anschaffen, daß er aus den heiligsten Hintergründen des Weinkellers hervorbringe, was nur an guten Jahrgängen eingelagert sei, selbst aus jenen Fässern, auf denen sonst die schwarze Rake sitze; dem Schatzmeister ließ sich sagen, daß er die Tafel mit allen Schätzen der Stadt zieren solle. Aber die festlich-harmlose Gemütsstimmung selbst ließ sich nicht auf Befehl beistellen, die Heiterkeit der Herzen, die ein gutes und reichliches Mahl erst erhöht und den Geistern jenen Schwung gibt, der über Essen und Trinken hinweg zu feinerem Genuß des Beisammenseins führt.

Es mischte sich an jenem Tag sogar recht viel Galle und Bitterkeit in die Schüsseln und Pokale, und nur wer gänzlich mit seinem Sinn aufs Leibliche und die angenehmen Gefühle eines gesättigten Magens gestellt war, konnte an diesem Festmahl sein Genügen finden. So kam es, daß der Trinkspruch, den der Bürgermeister oder Präsident, Herr Gottfried Rösner, auf Seine Majestät August den Zweiten, den König von Polen, ausbrachte, nur einen schwachen Widerhall fand. Die Musici donnerten zwar mit ihren Pauken und Drommeten mächtig los, aber das Hoch der Versammelten war matt, und die Gläser klangen nur kraftlos zusammen.

„Jetzt haben sie den König leben lassen,“ sagten die Leute unten auf dem Rathausplatz.

„Der Teufel hole ihn und seine Jesuiten,“ sagte der blatternarbige Schuster Kloch, worauf seine Nachbarn

ihn ansahen und ein wenig von ihm abrückten; aber es widersprach ihm keiner.

Es schien, als hätten viele von den Teilnehmern des Festmahls etwas Ähnliches gedacht, nur vielleicht nicht so grob, denn als der Tusch und das Hoch verklungen waren, entstand jenes Schweigen der Verlegenheit, das anzeigt, daß soeben um eines Vorteils willen oder unter einem äußeren Zwang der inneren Überzeugung Gewalt geschehen ist. Man räusperte sich, rückte die Stühle und wandte sich wieder den Schüsseln zu.

„Er ist ein guter Herr, nur etwas schwach,“ sagte der Rathherr Adam Ruprecht, der es sich nicht versagen konnte, sein Gewissen durch diesen Einwand zu beschwichtigen. Er hatte es mehr zu dem Truthahnviertel auf seinem Teller gesagt, als zu seinen Tafelgenossen. Dennoch nahm sein Nachbar, der einarmige Sebastian Rostock, einer der Sechzigmänner, die Antwort auf. „Was redet Ihr da,“ sagte er ingrimmig, „heißt er nicht August der Starke? Erzählt man nicht von ihm, daß er ein Pferd beim Halfter aufheben kann? Vermag er nicht ein Hufeisen mit bloßen Händen gerade zu bringen oder einen Taler zu zerbrechen?“

Adam Ruprecht blieb innig seinem Truthahn zugewandt, und Matthäus Gerstmann sagte an seiner Statt: „Das soll ihm unbenommen sein. Aber er ist ein Werkzeug in den Händen des Abels und der Jesuiten und vergißt darüber, daß er ein Deutscher ist und Deutsche zu Untertanen hat.“

„Schweigt,“ flüsterte Ruprecht, der es zu bereuen begann, den Funken geschlagen zu haben, „der Präsident sieht Euch an, der duldet solche Worte nicht gern.“

Wirklich schien Herr Gottfried Rösner über dieses Gespräch, das unweit seines Sitzes stattgefunden hatte,

nicht eben erbaut, denn er funkelte den Redner mit einem strafenden Blick an.

Herr Matthäus Gerstmannschüttelte mit leisem Lächeln die weißen Haare aus der Stirn: „Ich hab's zeitlebens mit der Wahrheit gehalten und möchte es auf dem letzten Stückchen Weges nicht mit ihr verderben. Wenn wir auch nicht eines Glaubens mit unserem König sind, so sollte er doch der Gerechtigkeit nicht ihr Amt verweisen lassen.“

„Was haltet Ihr davon,“ sagte der Bürgermeister zu dem gelehrten Herrn Johann Joachim Arend, der zu seiner Linken saß, „ich habe heute nacht von Eiern geträumt.“

„Es kommt darauf an,“ sagte das faltige, gekrümmte Männlein, „was Ihr geträumt habt. Sieht man im Traum viele Eier, so bedeutet es Kummer und Sorgen. Sind es aber Ostereier, dann zeigt es Glück und Gewinn an.“

Es sei ein Osterei gewesen, sagte der Bürgermeister, ein bemaltes Osterei mit einem Spruch darauf. Und wie er damit ans Fenster getreten sei, um den Spruch zu lesen, sei es ihm aus der Hand gefallen und auf dem Boden zerbrochen. Aus der Traumerzählung aber fuhr er plötzlich auf und herum und schrie den Diener zornig an, der eben die silberne Kanne über den Becher des Bürgermeisters gehoben hatte, um ihn frisch zu füllen: „Strycek, du Esel, weißt du nicht, wie du einzuschenten hast? Die Kanne in beiden Händen und mit ausgestreckten Armen, so weit wie möglich vom Becher entfernt. Glaubst du, ich habe Lust, den knoblauchduftenden Hauch deines Mundes mitzutrinken!“ Bitternd schob sich der Diener möglichst weit von der Tafel ab, mit unsicheren Händen lenkte er den gebogenen Strahl der Kanne in den Becher,



daß das Brännlein plätschernd daneben und auf das Tischtuch sprang.

Der Bürgermeister und seine Nachbarn lachten laut auf, als das Unheil Stryciels breites, flaches Gesicht mit Bestürzung erfüllte und er in seinem unzulänglichen Deutsch Entschuldigungen zu stammeln begann. Über all dem Ärger und Lachen hatte Kössner nichts von dem Schrecken bemerkt, den sein Traum bei seinem Nachbarn hervorgerufen hatte. Wie von einem jähen Stich getroffen, war Herr Arend aufgezußt und hatte den Sprecher angestarrt. Als sich ihm der Bürgermeister zuwandte, war er bereits wieder gefaßt und murmelte, der Traum habe nichts zu sagen, weder Gutes noch Böses.

„Wißt Ihr,“ fuhr er langsam fort, wie um von Gefährlichem abzulenken, „welche Sage die Weißrussen von den Ostereiern erzählen? Als der Prozeß um Christi Leben und Sterben anhängig war, da war Maria voll Gram und Schmerz und dachte nur daran, wie sie ihrem Sohne helfen könnte. Da sagte ihr jemand, sie möge es versuchen, den Landpfleger Pilatus zur Milde zu stimmen und sein Urteil zu bestechen. Sie ging zu einem Freund, der eine armselige Hütte in der Vorstadt hatte. Mit ihren letzten Groschen kaufte sie ein Huhn und zwei Duzend Eier und machte sich im Haus des Freundes daran, sie als Ostereier zu färben, um Huhn und Eier dem Pilatus als Geschenk darzubringen.“

„Als ob er ein polnischer Richter wäre,“ sagte Herr Matthäus Gerstmann mit einem Lächeln.

Der Doktor Arend nahm das Lächeln auf und fuhr fort: „Während sie eben die gefärbten Eier in einen Korb legte, kam die Nachricht, daß Christus bereits verurteilt sei und unter dem Kreuz nach Golgatha leuchte. Da schrie sie auf und sank in Ohnmacht hin, aus dem Korb aber, den

sie umgestoßen hatte, rollten die Eier in alle Welt hinaus, und so kommt es, daß überall, wo Christen wohnen, die Ostereier mit dem Gedächtnis Christi verbunden sind.“

Er hatte kaum geendet, als sich ein Lärmen und Geschrei vom Rathhausplatz durch die offenen Fenster in den Saal schwang; und als etliche der Herren aufsprangen und hinabsahen, erblickten sie einen verwirrten Knäuel von Menschen, ein Getümmel hochgehobener und geschwungener Hände, das nach allem gar nicht anders ausgelegt werden konnte, denn als eine Kauferei. Man sah auch die Stadtwehr bereits durch die Menge drängen und in den Haufen fahren, um ihn auseinander zu treiben. Es dauerte eine Weile, ehe es gelungen war und sich der Wirrarr unter den Stößen der Wache lichtete. Der Diener, den der Bürgermeister sogleich abgeschickt hatte, kam mit der Nachricht, daß die Studentlein des lutherischen Gymnasiums und die des Jesuitenkollegiums um geringfügiger Ursache willen aneinandergeraten seien und sich wechselseitig Beulen geschlagen hätten.

„Die Gemüter sind über Gebühr erhitzt,“ sagte der Bürgermeister, nicht ohne einen Blick der Mißbilligung auf den weißhaarigen Ratsherrn Gerstmann zu richten.

Aber eine grobe, ungeschlachte Stimme sagte von dort, wo die Sitze der Schöppen begannen: „Was heißt über Gebühr, wo es um die Gerechtigkeit geht?“ Sie gehörte dem Schöppen Christoph Just und war laut genug gewesen, um überall vernommen zu werden, und als ob seine Worte ein Zeichen gegeben hätten, so erhoben sich von da und dort andere Stimmen und gefellten sich ihr zu.

„Die polnische Gerechtigkeit ist eine andere als die deutsche.“

„Wir wollen unser nicht spotten lassen.“

Da wies der Ratsherr Johann Thümbliug von Bergau auf das blanke Richtschwert, das wie immer beim Schöpfenessen auf rotsamtem Polster inmitten der Tafel lag, umgeben von den kostbarsten Prunkstücken des Ratschases und den erlesensten Schaugerichten. „Was wollt ihr, ihr Herren,“ sagte er bedachtsam, „liegt dort nicht das Zeichen und die Gewähr unserer Gerechtsame, so blank und scharf, daß niemand daran zu tasten wagen wird?“

„Als ob sie es nicht schon gewagt hätten,“ schrie Christoph Just. „Wo ist die Gerechtigkeith für unseren Glauben? Hat man uns nicht eben die St. Jakobskirche genommen, so daß uns nur noch die Marienkirche bleibt.“

„Und steht dort nicht ein besseres Sinnbild unserer Gerechtsame,“ sagte der einarmige Sechzigmann Sebastian Rostock, indem er mit ingrinnigem Spott die bedächtige Sprechweise Thümbliugs nachahmend verhöhnte, „der Roland aus Leig?“ Seine ausgestreckte linke Hand, die bis an den Beginn der Finger behaart war, zeigte nach dem Schaugericht, das als eine Nachbildung der städtischen Rolandssäule zu seiten des Schwertes stand. Die Nachmittagssonne des sommerlich heißen Tages war in breitem Strom durch die Fenster gekommen und lag seit einiger Zeit voll auf der Mitte der Tafel. Jeder sah jetzt, was Sebastian Rostock meinte. Vom Strahl der Sonne getroffen, hatte das weiche Gebilde sich leise zu verändern begonnen. Der zuvor strack und steil aufgerichtete Schwertträger stand jetzt leicht vornübergeneigt, sein Rücken war gekrümmt wie unter einer Last, und es schien, als habe er nicht mehr die Kraft, sein Schwert zu halten.

„Und ist hier nicht ein lebender Zeuge der Gerechtigkeith, die uns wird?“

Alle sahen nach dem steinalten Mann, der am unteren Ende der Tafel saß, dem Platz des Bürgermeisters gerade gegenüber. Es war Sitte, dem Schöppenessen einen der Ältesten unter der Bürgerschaft beizuziehen, einen Armen, der weder den Ratsherren noch den Sechzigmännern, noch den Schöppen angehörte, um auf diese Weise die Gemeinschaft aller Bürger wenigstens andeutend teilnehmen zu lassen. Die Wahl war in diesem Jahre auf den achtzigjährigen Buchbindermeister Patruban gefallen. Alle wußten von ihm, daß er im Elend lebte, obzwar sein Bruder ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Aber dieser, einer der wenigen Deutschen bei Hof, hatte sich als Kämmerer behaupten wollen und war zum neuen Glauben des Königs übergegangen, so wie dieser selbst vor seiner Wahl um der Krone Polens willen seinen Glauben preisgegeben hatte; und um den Ernst seines Übertritts zu erweisen, hatte jener Kämmerer Erich von Patruban schon bei Lebzeiten sein gesamtes Gut den Jesuiten zugeschrieben. Alles Prozeßierens ungeachtet, war es dabei verblieben und der Bruder und einzige Verwandte des Kinderlosen leer ausgegangen.

Verlegen den Blicken aller ausgesetzt, saß der Alte da; er bewegte den zahnlosen Mund und murmelte Unverständliches, denn er war durch die Drohungen der Jesuiten so eingeschüchtert, daß er nichts mehr zu verlangen wagte.

„Ich schlage vor, ihr Herren,“ rief Sebastian Rostock, „daß wir den Roland unter uns verteilen, ehe er uns zerrinnt. Wir essen ihn auf und haben dann doch jeder ein Stück Gerechtigkeit im Leib, das man uns nicht mehr nehmen kann.“

Da schlug der Bürgermeister mit der flachen Hand auf den Tisch. „Genug!“ rief er in das bittere Gelächter, das sich auf Rostocks Worte erhoben hatte, „genug! Das

Schöppenessen ist zu Ende.“ Und zur Tribüne zurückgewandt, hob er den Arm: „Musik!“

Die Musici schlugen auf die Pauken los und bliesen in die Drommeten, und ehe sich noch die Gäste inmitten des Gewirbels und Geschmetters zu einem Einspruch hatten fassen können, hatte Gottfried Rösner den Saal bereits verlassen. Bestürzt sahen die Herren einander an, aber da schon die Diener die Tafel abzuräumen begannen, um die Reste des Festmahls, wie es Gepflogenheit war, in das Armenhaus und das Siechenhaus zu schaffen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu gehen.

Neben dem gelehrten Herrn Johann Joachim Arend schritt Matthäus Gerstmann die Treppe hinab: „Was sagt Ihr zu unserem Präsidenten?“ fragte er.

„Er denkt an seinen Eid,“ antwortete der Doktor.

Als sie an dem Wachtzimmer der Stadtwehr vorbei auf den freien Platz traten, faßte der Alte den Arm des Freundes: „Hört, Lieber, ich habe Euch wohl im Auge behalten, als Herr Rösner Euch von seinem Traum sprach. Wollt Ihr leugnen, daß Ihr erschrocken seid?“

Der Gefragte leugnete nicht, er ging eine Weile schweigend weiter. „Ich weiß, daß Ihr weder an Träume glaubt, noch an Vorzeichen, noch an meine Kunst der Sterndeutung,“ murmelte er; und dann plötzlich stehengehend: „Und doch, es brennt mir das Herz ab. Ich weiß, mein Wissen ist bei Euch so wohl aufgehoben wie bei mir selbst; und mögt Ihr davon halten, was Ihr wollt. Wer im Traum ein Ei fallen läßt, dem wird der Tod eines Verwandten angesagt; wenn aber das fallende Ei ein Osterei ist, dann bedeutet es den eigenen Tod.“

\* \* \*

Nachdem der Bürgermeister dem Saal den Rücken gekehrt und den Rathhausplatz überschritten hatte, schlug er den Weg nach seinem Haus ein. Aber als er daselbst angelangt war, die drei Stufen zur Thür hinan bereits getan hatte und sein Diener Strycek, der ihm in der gebotenen Entfernung von drei Schritten gefolgt war, schon voranging, um die Thür zu öffnen, da bemerkte der Bürgermeister, daß die ostersonntägliche Sonne noch überaus hell und heiter war. Der schmale Spalt Himmels über der Straße war von einer köstlichen jungen Herbheit, und die Fensterscheiben der beiden oberen Geschosse des Hauses funkelten im Anprall einer Überfülle von Licht.

Da wandte der Bürgermeister den Fuß, stieg die drei Stufen wieder hinab und schritt in etwas rascherer Gangart die Straße hin, dem Tore zu, sehr zur Verwunderung Stryceks, dem solch ungewöhnliches Betragen äußerst auffällig war. Um diese Zeit waren die Straßen nicht allzu belebt, da die Bürger zu österlichen Besuchen bei einander saßen oder über Land in die Dörfer gegangen waren. Nur vor dem Jesuitenkollegium, das streng geschlossen und abweisend wie eine Festung inmitten der anderen umgänglicheren Häuser lag, stand ein Häuflein junger Leute, Studenten der Väter Jesu, geschart um einen der Patres, auf den sie alle zugleich lossprach. Beim Näherkommen des Bürgermeisters erhob sich ein Anstoßen, verstohlenes Hinweisen und Köpfdrehen, das laute Durcheinanderreden sank zu einem Flüstern, und als Gottfried Rösner vorüberschritt, stand ein so feindseliges Schweigen errichtet, daß es ihm war, als gehe er an einer kalten Kellermündung vorbei.

Er achtete dessen nicht weiter, setzte seinen Weg fort, nahm am Tor den ehrerbietig soldatischen Gruß der Stadtwache gelassen entgegen und trat aus dem mächtigen

Rundturm über die Brücke mit einem Gratmen in die Vorstadt. Der Himmel hielt, was er vor des Bürgermeisters Haus versprochen hatte, und war so voll hellen Jubels, als gäbe es nirgend unter ihm Zank und Zwist zwischen Glaubensbekenntnissen und Völkern. Die Sonne, wiewohl schon im nachmittäglichen Absteigen, sprang den Wanderer immer noch so kräftig an, daß ihm in seiner schwarzen Festtracht aus Tuch und Samt und unter seiner Lockenperücke rechtschaffen heiß wurde. Es sei doch wohlgetan gewesen, dachte Rösner, die Gedanken nicht in seinem Studio über Altten und staubigen Papieren brüten zu lassen, sondern vor das Thor zu tragen, wo die Sonne besser als irgendein Wunderdoktor schon die Grillen herausdestillieren würde. Er konnte sogar jetzt schon wieder ein wenig lächeln, wenn er sich das Geschehene zurückrief, welches Erstaunen und welchen Unwillen ob des vorzeitigen Abbruchs des Festmahls er hinter sich gelassen haben mochte. Wohl waren unzweifelhaft an den kühnen und gefährlichen Reden der Herren die Geister des Weines — der Kellermeister war allzu freigebig gewesen — nicht unschuldig und demnach von der Empörung immerhin einiges abzuziehen; aber so gerechtfertigt das Verbleibende auch war und so guten Grund man hatte, sich zu beklagen, so war es in den gegenwärtigen Zeitläuften, wo man allenthalben belauert und ausgespäht wurde, allzu unvorsichtig, sich so leicht auszulassen. Wenn selbst würdige Herren, wie Martin Gerstmann, derart verwegene Worte in den Mund nahmen, so durfte man sich nicht wundern, daß die Studentlein des Gymnasiums mit denen der Jesuiten ins Raufen kamen. Es galt vor allem Ruhe zu wahren und den Weg Rechtsens nicht zu verlassen, auf dem die submissesten Vorstellungen wegen Aneignung der Jakobs-

Kirche durch die Jesuiten schließlich doch an die rechte Stadt gelangen mußten. Der Bürgermeister, dem die Ausarbeitung dieser Beschwerdeakten oblag, dachte mit einigem Stolz an die gediegene Art seiner Beweisführung, an die unwiderleglichen Argumente, die er anzuführen wußte und mit denen er alle Gegeneinwände erdrücken würde, wie ein Felsblock die Maus . . .

Jetzt saß wohl der größte Teil der Herren, so spann er nach dieser Unterbrechung seine Gedanken weiter, im Ratsteller, trank sich die Köpfe noch röter und machte seinem Mißmut über ihn, den Bürgermeister, Luft. Es sollte ihnen vergönnt sein; und es war immerhin besser, sie zerzausten ihn, als sie rissen am König herum; morgen, nüchternen und klaren Verstandes, würden sie eingesehen haben, daß es nicht anging, gegen den Staat, dem man untertan war, aufzumucken, daß man sich, da man schon einmal zu Polen gehörte, damit abfinden mußte. Dann würden sie auch dem Bürgermeister, der sie davor bewahrt hatte, durch weiteren Unsinn Schaden zu stiften, dankbar sein und sich wieder hinter ihn stellen.

Indem war der Bürgermeister aus der dorfähnlichen Vorstadt hinaus und an die Ufer der Weichsel gekommen, die hier zwischen dichtem Gestrüpp dahinflöß. Die Vorstadt mit ihren verfallenen Lehmhütten, die von Polen bewohnt wurden, sah so schmutzig und übel aus, daß man sie gern hinter sich ließ und ins Grün der Wiesen und Felder hinaus sah. Auf der Straße dahinschreitend hörte Körsner das Rauschen des Flusses zu seiner Rechten immer lauter werden und nach einer Weile rückte der feste Damm so nahe an einen Bogen der Weichsel heran, daß man zwischen den zurückweichenden Büschen den Wasserspiegel sah. Er war flaschengrün, je nach dem Widerspiegel des Lichts mit gelben und blauen Flecken,



die von der raschen Strömung vorwärts gerissen zu werden schienen und doch immer auftauchten und jeder neuen Welle auf den Nacken sprangen.

Unter einer Weide, die sich so weit vorbeugte, als suche sie mit kurzfristigen Blicken etwas im Fluß, saß ein Mann. Er hielt eine Angelrute in das hier tintenschwarze und von der Eile der Strömung unberührte Wasser, sein Fang drängte sich in einem Läger neben ihm, ein Gewimmel glänzender Schuppen schlagender Schwänze und schnappender Mäuler.

Als Gottfried Rösner über das kurze Wiesenstück an das Flußufer und zu dem Mann herantrat, sah er, daß es Wenzel Wok war, der Fischer, der seine Beute oft in die bürgermeisterliche Küche zu liefern pflegte. Auch der Fischer erkannte ihn im Aufschauen, rückte an der Pelzmütze, die er bis über die Ohren gezogen hatte, fuhr aber dann fort, wortlos seiner Angelschnur nach in das Wasser zu starren. Das dauerte seine gute Zeit mit angespanntem Lauern und schweigendem Zuschauen, bis ein leises Zucken der Schnur verriet, daß sich in der Tiefe des Brackwassers ein hungriges Maul mit dem Köder zu schaffen machte. Noch einen Augenblick lang blieb unter buschigen Brauen das Auge starr auf das Holundermark geheftet, dann riß ein plötzlicher Ruck an der Rute einen jappelnden Fisch aus dem Wasser und warf ihn im Bogen ans Land. Es war ein sehr kleiner Wels, den der Fischer mit unzufriedenem Kopfschütteln betrachtete. Nachdem er das Gezappel eine Weile mißmutig hatte angehen lassen, nahm er den Fisch auf, löste mit kloßigen und dennoch vorsichtigen Fingern den Angelhaken aus dem Maul und schleuderte das Tier in weitem Schwung in den Fluß zurück, daß das Wasser goldig aufsprigte.

Dann legte er die Angelrute hin, strich mit dem Handrücken den hängenden Schnurrbart von den Lippen und stand auf. Jetzt erst beugte er das Knie, nahm seine Mütze ab und berührte den Mantelsaum Rösners zum Kuß.

Ob er denn vergessen habe, daß heute ein hoher Festtag sei, fragte der Bürgermeister, weil er seinem Gewerbe bis an den Sonnenuntergang nachgehe.

Das wisse er schon, antwortete der Fischer schwerfällig, aber was er da getan habe, sei keine Arbeit gewesen. Arbeit sei der Fang mit Netzen, dabei könne man an nichts anderes denken, wenn er aber so mit der Angelrute dasiße, könne er seine Gedanken hinlenken, wohin er wolle, also auch zu Gott, und darauf komme es an. Aberdies sei er im Grunde gar nicht wegen des Angelns hergekommen, sondern wegen des Wasserwunders, und erst, da sich dieses gar nicht hätte zeigen wollen, habe er dann um des Zeitvertreibes willen seine Angel ins Wasser gesenkt.

„Welches Wasserwunder?“ fragte Rösner, der es liebte, sich bisweilen mit diesem Mann zu unterreden, weil er immer an ihm etwas Eigenes und Sonderliches bemerkt hatte.

Der Pole rückte wieder die Mütze, sah halb verschmüht, halb verlegen und fragte dagegen, ob dem Bürgermeister denn nichts davon zu hören gekommen sei, was in den letzten Tagen solchen Aufruhr in der Vorstadt verursacht habe. Auf die verneinende Antwort Rösners begann er zögernd und mit mißtrauischen Blicken, wie sein Bericht aufgenommen werde, zu erzählen. Da seien doch im Laufe der letzten Wochen seit dem Eisgang zwei Frauen und ein Kind in der Weichsel ertrunken, und man habe den eigentlichen Hergang nicht erfahren können. Bis einige Kinder, die hier in der Nähe am Ufer gespielt hätten, schreiend heimgelaufen wären: ein fremder Mann

sei aus dem Wasser gekommen und habe sie hineinziehen wollen. Da hätte man dann freilich besser acht gegeben, und vorgestern, am Karfreitag, hätten etliche polnische Weiber, die noch ihre Feiertagswäsche geklopft hätten, plötzlich gesehen, wie mitten im Fluß ein Wesen aufgetaucht wäre, das unheimlich rasch auf sie zugeschwommen sei. Es habe den Leib eines Mannes gehabt, mit langem Bart um das Gesicht und zwei Hörnern auf dem Kopf, am Bauch mit glitzernden Schuppen und auch unten hätte es wie ein Fisch ausgesehen, mit Flossen und einem Schwanz. Am Ufer angelangt, habe es nach einem der Weiber gegriffen, aber zum Glück sei die Borkowska dabei gewesen, die habe Haare auf den Zähnen und fürchte sich vor dem Teufel nicht, und man sage von ihr, daß sie bereits drei Männer ins Grab geprügelt habe. Da sei also der Wassermann oder was wunder es schon gewesen sei, übel angekommen, mit dem Wäscheschlegel sei ihn die Borkowska angegangen; und wie die übrigen Weiber das gesehen hätten, so wären sie ihr wacker beigestanden, mit Steinen und Prügeln, daß der Unhold, aus vielen Wunden blutend, mit einem Gemecker wie ein Schaf und einem Gebrüll wie ein Stier untergetaucht und verschwunden sei.

Mit einem Lächeln hatte Gottfried Rösner die Erzählung angehört und fragte jetzt: „Und glaubst du, mein Lieber, daß sich das wirklich zugetragen hat und nicht bloß müßiges Gerede der alten Weiber ist?“ Der Bürgermeister war freien Geistes und wenig geneigt, an so seltsame Wahngestalten des Volkes zu glauben, wie es ein Meerwunder oder Wassermann ist, und wenn er den gelehrten Doktor Arend nach der Bedeutung seines Traumes gefragt hatte, so war das mehr eine Höflichkeit gegen dessen Liebhabereien und ein Ablenken von

anderen unvorsichtigen Gesprächsdingen gewesen, als etwa eigene Wißbegierde und Traumgläubigkeit.

Auf des Bürgermeisters Zweifel aber wurde der Fischer beinahe ängstlich, als werde dadurch eine höhere Macht beleidigt, mit der nicht zu spaßen sei. Er ließ sich wieder zum demütigen Kuß des Mantelsaumes auf ein Knie nieder. „Gnädiger Herr, Euer Hochwohlgeboren,“ rief er, „was denken Euer Hochwohlgeboren? Wie sollte es nicht möglich sein, wo doch unser Heiland Jesus Christus selbst in einem Brunnen bei Samaria mit dem Wassermann gesprochen hat? Wäre ich sonst da? Ich sitze seit Mittag hier und passe auf. Soll man es angehen lassen, daß er die Kinder wegfängt und ersäuft? Man muß ihm zu Leibe gehen wie dem Teufel selbst. Ich fürchte mich nicht vor ihm. Und wenn er kommt — so gehört er mir. Ich werde ihn schon ans Land bringen, und dann schleppe ich ihn in Ketten aufs Rathaus, damit Euer Hochwohlgeboren selbst sehen können . . .“ Der Fischer ergriff einen kurzen Speer, der neben ihm im Gras gelegen hatte, und schüttelte ihn gegen das Wasser. Es war eine Harpune, das scharfe Eisen mit schrecklichen Widerhaken versehen und am anderen Ende an eine starke Leine geknüpft; zum Schutz der Waffe aber und dessen, der sie führte, war der Schaft in der Mitte von einem Rosenkranz umschlungen, der die bösen Geister bannte.

So möchte er nicht der Wassermann sein, meinte der Bürgermeister, immer noch lachend, und mit dem Wenzel Wok zusammentreffen, wenn er solchen üblen Grußes gewärtig sein müsse.

Eine Stimme schwoll über die rauschenden Wasser vom jenseitigen Ufer her, und wie die Männer ihre Blicke hinüberschickten, sahen sie drüben vor dem Gebüsch auf dem helleren Uferstrand eine Gruppe von Menschen, einen

Wagen, wie es schien, und etliche Reiter, die nach dem Führmann riefen. „Die wollen noch spät in die Stadt,“ murmelte der Fischer, aber er machte sich sogleich auf, um seinen Dienst zu tun, und bald sah der Bürgermeister die plumpe flache Fähre, an einem Seil hängend und von der Stange des Fischers vorwärts getrieben, die Strömung überwinden. Es dauerte eine Weile, bevor drüben alles eingeschifft war, eines der Pferde schien ungebärdig und stieg immer wieder in die Höhe, ehe es gelang, es auf die Fähre zu bringen. Tief ins Wasser gedrückt, vom Gewicht des Wagens, der Tiere und der Menschen, kam das Boot vom Ufer ab und in die Strömung hinaus, langsam nur näherte es sich dem diesseitigen Flußrand. Es mochte ungefähr vier Längen noch entfernt sein, als das wilde schwarze Roß, das schon drüben Widerstand gegen die Einschiffung erhoben hatte, wieder unruhig zu werden begann. Das Land vor sich sehend, das seine Ungeduld rascher ersehnte, fing es an zu tanzen und sich zu bäumen. Der Reiter, der bisher neben ihm gestanden, seinen Hals geklopft und seine Rüstern gestreichelt hatte, stieg jetzt auf, weil er denken mochte, daß es so leichter im Zaum zu halten sein werde.

Plötzlich aber, als das Tier das Scharren des Bootes über eine Sandbank vernahm, überkam es seine Wildheit, und mit einem mächtigen Satz warf es sich, hinten ausschlagend, ins Wasser. Gerade hier aber war unmittelbar vor der Uferböschung eine von unsichtbaren Wirbeln erfüllte Wassertiefe. So wenig man der glatten und tintenschwarzen Stelle von ihrer Tüde anmerkte, so war doch die Kraft der Drehung groß genug, um dem Pferd ernstlich schaden zu machen. Es wurde einige Male im Kreise umgetrieben, und schon sah es aus, als werde es von einer unheimlichen Macht hinabgezogen, als es ihm

mehr durch die geschickte Hand des Reiters als aus eigenem Vermögen gelang, sich herauszuarbeiten. Unsanfte Peitschenhiebe des Reiters trieben es ans Ufer, das es keuchend und triefend unweit der Stelle erklimm, wo der Bürgermeister zufah.

Indessen hatte auch die Fährre ein Stück stromaufwärts angelegt, die Planken wurden ausgeschoben, und der Reisewagen polterte über die Brücke an Land. Drei Männer liefen herbei, auf den Reiter zu, aus den Leder-  
vorhängen des Wagens sah ein schreckensbleiches Mädchen-  
gesicht: „Was ist geschehen?“

„Der Schwarze hat mit mir ein Bad nehmen wollen,“ lachte der Reiter, indem er aus dem Sattel sprang. „Wie Ihr einen doch immer erschrecken müßt,“ sagte das Mädchen vorwurfsvoll und lehnte sich, die Hand auf dem Herzen, in die Wagenpolster zurück.

Wenzel Bok hatte die Fährre festgemacht und kam heftig hinkend herbei. „Hat dich der schwarze Teufel getroffen?“ Der Reiter klopfte begütigend die Schulter des Fährmannes mit der Peitsche. „Donner und Hagel, das Rabenvieh hat das Gewitter im Leib. Da“ — er zog eine Börse aus dem Wams und griff hinein — „leg' Gold auf, das ist heilsam gegen alle Krankheiten und Gebreche.“

Der Pole mochte mit dieser Art Medizin wohl zufrieden sein, denn er wog das Geld schmunzelnd in der Hand, und sein Hinten schien wirklich im Augenblick gebessert. Der Reiter aber stieg wieder auf, und da er in diesem Augenblick ganz nahe an Herrn Rösner war, sah dieser, was die einbrechende Dämmerung bisher zu bemerken verhindert hatte, daß der Reiter eigentlich eine Reiterin war. Eine Frau, in dem nicht leicht genau aufs Jahr festzustellenden Alter zwischen Dreißig und Vierzig, nicht unhübschen, wiewohl etwas männlichen Gesichts, männ-

lich auch in Kleidung und dem rasch zufahrenden, lauten Wesen, das sie allem Anschein nach noch ein wenig übertrieb, um nicht etwa von Zuschauern weiblicher Schwachheit geziehen zu werden.

Wie sie nun durchaus männlich zu Pferde saß, beeilte sich der Kutscher mit Hilfe der drei Männer, offenbar der Diener der Gesellschaft, den Wagen über den kurzen Wiesengrund auf die Straße zu bringen. Sie schoben bei den Rädern an, damit sie nicht zu tief in den weichen Boden einschnitten, und nachdem das Gefährt auf dem harten Damm angelangt war, stiegen sie selbst auf ihre Säule. Die Reiterin nahm die Spitze und gab das Zeichen zum Aufbruch, indem sie ihr Tier in einen kurzen Trab setzte. Unter Peitschenknullen und Räderächzen folgte ihr der Wagen langsamer nach, zuletzt entschwandten die drei berittenen Diener hinter den Weidenbüschen, die sich nun schon mit Nacht zu füllen begannen.

„Mit wem die einen Handel haben mag,“ sagte der Bürgermeister, indem er dem Aufzug nachsah, „der mag sich wohl eines harten Gefechts versehen. Ich glaube wohl, daß die nicht locker läßt, wenn sie sich einmal verbissen hat. Und wenn dein Meerwunder an die geraten wäre statt an die Borkowska, so wäre es ihm wohl noch schlimmer ergangen.“

Der Fischer entgegnete nichts, raffte seine Angelgeräte und seine Harpune zusammen, küßte mit vielen Segenswünschen den Mantelsaum des gnädigen Herrn und verzog sich in der Richtung seiner Hütte im Ufergestrüpp.

Es war nun ernstlich Zeit, heimzukehren, wenn man noch ohne Aufsehen vor Torschluß in die Stadt wollte. Noch immer lächelnd über das absonderliche unweibhafte Betragen der Fremden, schritt der Bürgermeister durch die Dämmerung. Man konnte nicht eben sagen, daß es

ihr übel angestanden hätte, aber man mochte es immerhin bedauern, wenn solche Gewohnheit, mit den Jahren wachsend, sich eines Wesens unausrottbar bemächtigen würde, das bei allem nicht ohne Anmut und weiblichen Reiz war. Ab und zu streifte seine Erinnerung auch das süße Gesicht des jungen Mädchens, das sich aus dem Reisewagen gebeugt und so vorwurfsvoll zu der reifen Frau gesprochen hatte, als sei sie die ältere und verantwortlich für der Gefährtin Betragen. Er sann darüber nach, in welchem Verhältnis die beiden wohl zueinander stehen mochten, und darüber entschwand ihm völlig, was ihm heute an Bank und Zwist und bedrohlichem Ereignen auf der Seele gelegen hatte.

Plötzlich verhielt ihm ein jäher Einfall den Schritt: ob nicht die Fremde gar jene Freifrau von Bukow war, die vielberufene Wittib jenes vielberufenen Freiherrn von Bukow, von der man allerdings mancherlei seltsame Kunde in der Stadt umtrug, wie sie . . .

Seine Gedanken wurden durch ein Flüstern an seiner Schulter unterbrochen. Der Diener Strycet war aus der gebotenen Entfernung von drei Schritten seinem Herrn ganz unerhört nahe gerückt und unterfing sich, ihm seinen Atem in den Nacken zu hauchen. Schon wollte der Bürgermeister mit einem allerheftigsten Wolkenbruch gegen den Verwegenen losfahren, da wurde er dessen inne, wie ängstlich das Geflüster an seiner Schulter klang, und daß es wohl ein Ungewöhnliches sein mußte, das Strycet aus seinem Gleise warf.

„Was gibt's?“ fragte er kurz.

Es sei jemand seitwärts der Straße im Gebüsch hinter ihnen, sagte der Diener im flehentlichsten Tone. Vielleicht sei der Wassermann ans Ufer gekrochen und schleiche



hinterher, um sie ins Wasser zu ziehen, ließ sich der Bürgermeister herbei, zu spaßen.

Nein, es seien etliche Männer, sagte Strycek, drei oder vier, die er schon nachmittags bemerkt hätte, als sie die Stadt verlassen hätten. Sie seien dann während ihres Aufenthaltes am Ufer verschwunden gewesen und hätten sich wohl irgendwo verborgen gehalten. Jetzt aber seien sie wieder da und kämen hinterdrein und gingen wie Schatten im Gebüsch, um nicht gesehen zu werden, und es sei gewiß, daß sie nichts Gutes vorhätten.

„Dir hat wohl der Wenzel Wok mit seinen Geschichten den Kopf verdreht,“ sagte der Bürgermeister.

Nein, er wisse es ganz bestimmt, antwortete Strycek, jetzt seien sie ganz ruhig, weil auch der gnädige Herr stillstehe, wenn er aber weitergehe, so würden sie schon wieder zu hören sein.

„Du bist ein Esel, Strycek,“ sagte der Bürgermeister, „du fürchtest dich vor deinem eigenen Stiefelknarren.“ Es wäre übrigens kein Anlaß, sich hier länger zu verhalten, und so würden sie wohl im Weitergehen sehen, welche Art Gespenster Strycek aus den Nebeln seines Hirnes getrocken wären. Er begann ohne ein Gefühl von Furcht auszusprechen und gedachte, auf seines Dieners Angste nicht weiter einzugehen. Wie er aber so eine Weile gegangen war und das Keuchen seines Getreuen anhören mußte, verlockte es ihn, die Sache zu erproben, und so hielt er plötzlich inne; wirklich war es da, als breche jemand durch das Gezweig jenseits des Straßenrandes, das hier, kurz vor den ersten Häusern der Vorstadt, hart an den Fahrdamm herangedrückt war.

Mit drei Schritten war der Bürgermeister an den Büschen und versuchte, seinen Blick in das Dunkel zu werfen. „Ist jemand da?“ rief er laut hinein.

Ein scharfes Schwirren kam hart an seinem Ohr vorbei, und gleich darauf hörte er ein Geprassel von Steinen, Strycet schrie auf, und als sich der Bürgermeister jetzt auch getroffen fühlte, stürzte er sich mit einem plötzlichen Anfall von Wut blindlings in das Weidengestrüpp gegen den unsichtbaren Feind. Dabei konnte er es nicht vermeiden, selbst reichlich Lärm zu machen, so daß es ihm entging, nach welcher Richtung sich die Angreifer zurückzogen. Die Büsche standen dick beieinander und begünstigten die Feinde durch ein immer dichter werdendes Flechtwerk, aus dem nur einzelne Zweige vorschnellten, um boshafte Streiche gegen des Bürgermeisters Gesicht zu führen. Zulezt sah Rösner ein, daß er mit diesem planlosen Losmarschieren in die rutenbewaffnete Dunkelheit nichts ausrichten werde, und als gar noch Brombeerranken auftraten und sich ihm allenthalben anhängen, mußte er, jämmerlich verfilzt und in Unentwirrbarem steckend, das weitere Vordringen einstellen. Er hörte jetzt in einiger Entfernung unterdrückte Rufe von Stimmen, polnische Laute, und verstand nun erst den Sinn des Überfalles, dem er im ersten Antriebe kriegerischer Gegenwehr gar nicht nachgedacht hatte.

Als er aus der Buschwildnis wieder auf die Straße zurücktauchte, hatte er seine überlegene Gelassenheit wiedergefunden, die ihm im Kampf abhanden gekommen war. Strycet stand da, hielt beide Hände vor das linke Auge und jammerte leise, so daß Rösner alle Vorwürfe wegen Feigheit vor dem Feinde, die ihm zugebracht gewesen waren, unterließ. Er selbst fühlte klebrige Feuchtigkeit auf seiner Stirn, und als er hintastete, zog er blutige Finger zurück.

Das seien die Polnischen gewesen, diese Räuber und Wegelagerer, sagte Strycet, ohne sein eigenes Volk zu

schonen. Der Bürgermeister, der keine Erörterungen wünschte, schlug einen schnellen Schritt an, wollte auch möglichst unbeachtet durch das Tor wischen; doch konnte er nicht verhindern, daß hinter ihm ob seines blutrünstigen Aussehens ein Staunen und Raunen entstand. Man hielt Strycet heimlich an, der sich wieder in die vorgeschriebene Entfernung zurückgefunden hatte; und als man in hastigem Geflüster wenigstens einen Schimmer des Vorgefallenen erfahren hatte, ordnete der Tortommandant eine sofortige Durchstreifung des Gebüsches an.

Nach zwei Stunden lehrte die Runde zurück mit keiner anderen Beute als dem betrunkenen Tischlergesellen Jan Crelo, der im Straßengraben seinen Rausch hatte ausschlafen wollen und sein Nachtquartier nur ungern in die Wachtstube verlegte.

\* \* \*

Da Herr Gottfried Rösner am anderen Morgen fand, daß ihm die Beule auf der rechten Schläfe nicht eben wohl zu Gesicht stehe und daß er auch in Folge des Kampfes mit Weidengestrüpp und Brombeeren eher einem geschundenen Raubritter als einem vielehden und gestrengen Bürgermeister gleich sehe, wollte er den Besuch kurzerhand abweisen lassen.

Strycet, der mit der Meldung vor ihm stand, versuchte ein tunlichst schlaues Gesicht zu machen, was an sich nicht gerade leicht gewesen wäre, jetzt aber in Folge der über sein linkes Auge gezogenen Binde sich völlig vergeblich erwies. Er konnte seine Worte nur mit einem etwas blödsinnig anmutenden Verziehen der rechten Hälfte seines Antlitzes begleiten, als er sagte, er glaube, es sei

dieselbe Dame, die gestern als ein Reiter über den Fluß gekommen sei.

Ehe der Bürgermeister noch hatte mit sich zu Räte gehen können, ob er seiner Eitelkeit oder seiner Neugierde folgen solle, wurden auf dem Vorraum seines Studierzimmers Schritte laut und durch die von einem fremden Lataien aufgerissene Thür kam der angekündigte Besuch herein. Es ging nicht ohne einige Schwierigkeiten ab, denn die aus früheren Zeiten stammende Thüröffnung zeigte sich zu schmal für den modischen Aufzug der Dame. Sie trat diesmal nicht im knappen männlichen Habit auf, sondern kam in der ihr zustehenden Tracht ihres Geschlechts, und die Glockenhülle des Reifrockes, der ihre untere Hälfte umschwang, konnte erst nach einigem Quetschen und verständnisvollem Nachhelfen seitens ihres Dieners durch die enge Pforte ins Gemach getragen werden.

Herr Gottfried Rösner war einigermaßen verblüfft über die selbstherrliche Art des Eindringens in einen Raum, der sonst von aller Welt nur mit Fagen und tiefer Ehrerbietung betreten wurde. Im übrigen hatte er wirklich in der Besucherin sogleich die Fremde vom gestrigen Abend wiedererkannt und nahm nicht ohne Wohlgefallen wahr, daß sie heute in ihrem frauenzimmerlichen Aufzug sich seinem Geschmack noch weit besser darstellte, denn in ihrem männlichen Reifegewand. Der dünne Überwurf, der vom Halsauschnitt über Nieder und Reifrock bis zu den Füßen fiel, war mit bunten Blumen bedruckt und ließ die in allen Regenbogenfarben schillernde Seide des Untergewands durchscheinen. Aus dem Spizengekräusel des Busenrandes aber duftete es überaus verführerisch, als sei ein ganzer Blumengarten darunter verborgen; und der Bürgermeister, der in seiner Junggesellenhaftigkeit von den Geheimnissen weiblicher Kleidungskunst

wenig verstand, ahnte nicht, daß dieser Wohlgeruch aus einem ins Nieder eingenähten Täschchen mit Kräutern kam, und schien eher geneigt, ihn für den natürlichen Hauch des Weibwesens selbst zu halten.

Inzwischen war die Besucherin dicht an ihn herangekommen, näher als es Rösner Strycek oder sonst irgend jemand anderem gestattet hatte, und fragte: „Seid Ihr der Bürgermeister?“

Mit einer Handbewegung entfernte der Bürgermeister Strycek, bot mit einer zweiten der Fremden einen hochlehnigen Stuhl an, und als sie nach einigem Kampf gegen den widerspenstigen Reistrock Platz genommen hatte, fragte er, womit er dienen könne.

Sie sei die Freifrau Alphema Polyxena von Bukow, sagte die Fremde, und gekommen, um ihre Nichte Anna Susanna von Löwenberg unter den Schutz der guten Stadt Thorn zu stellen. Zunächst erschrak der Bürgermeister ein wenig, daß sein Gast wirklich jene berufene Gutsherrin sei, von der so viel Abenteuerliches ungetragen wurde. Aber dann lächelte er, denn er hatte sich die Freiin wirklich weitaus ärger ausgemalt, mit Hörnern und Klauen oder doch wenigstens mit einem Schnurrbart und einem Hexenkinn mit Warze, und fand sich durch ihre keineswegs anwidernde Erscheinung angenehm überrascht.

Wie er jetzt wieder aufschaute, sah er, daß auch in der Freifrau Gesicht ein Lächeln stand, das aus einem etwas spöttischen Betrachten seiner selbst aufgestiegen zu sein schien. Sie ließ ihn auch nicht lange im Zweifel, was sie meinte: „Euer Gesträngen ist wohl gestern Spiekruten gelaufen?“ fragte sie geradezu.

Darüber wurde der Bürgermeister rot, denn er hatte seiner Geschundenheit, der Runenschrift des gestrigen

Abends und der Beule auf seiner Schläfe völlig vergessen. Während er aber noch sich damit beschäftigte, eine angemessene Erklärung aufzustellen, war die Freifrau bereits aus dem Zwischenspiel ihres spöttischen Lächelns fort und dem Vorangegangenen nach ungeduldig geworden. Ob Seine Gestrungen nicht vielleicht die Gnade haben wolle, ihrem Anliegen ein geneigtes Ohr zu schenken?

Der Bürgermeister, außerstande, so schnellem Wechsel in gleichem Zeitmaß zu folgen, verlor allen Halt. Gewiß, stotterte er, der geschätzte Gast möge seine Sache getrost vorbringen, und wenn es einigermaßen erfüllbar sei, so . . .

Hier schnitt die Freifrau alle weiteren Versicherungen ab, indem sie begann: „Wie gesagt, Euer Gestrungen, ich bitte Euch, meine Rechte unter den Schutz der Stadt stellen zu dürfen. Ihr werdet fragen: wer ist diese Anna Susanna von Löwenberg und was will sie von der Stadt Thorn? Darauf will ich Euch die Antwort sagen. Ich habe nichts gegen das Trinken, es ist ein Jammer, wenn ein Mann vor jedem Humpen davonläuft. Aber wenn man sich auch vor dem Anfang nicht fürchten soll, so muß man doch schließlich wissen, wie und wo ein Ende zu machen, und mein Schwager Löwenberg hat's rundherum zu arg getrieben. Zulezt sind ihm die weißen Mäuse gar scharenweise ins Bett geklettert.“

„Bier und Wein waren ihm zu gering,“ fuhr die Freifrau nach einem kleinen Schweigen fort, „es hat Branntwein sein müssen, daß man hätte besorgen mögen, sein Atem werde sich an der Kerze entzünden.“ Sie zog den langen Seidenhandschuh vom Arm, der bis dahin reichte, wo sich am Ellbogen der Spitzenbesatz des Ärmels duftig kräuselte, und der Bürgermeister sah der Erschei-

nung der braunen, mit blondfarbenen feinen Härchen bedeckten Haut mit ungemeiner Hingabe zu. „Ich getraue mir's zu,“ sagte Alphema Polyxena von Bukow, indem sie den Handschuh zusammenballte, „daß ich den Saufaus wohl zur Vernunft gebracht und ihm sein teuflisches, viehisches Laster abgewöhnt hätte. Aber meine Schwester war immer ein schwaches, kränkliches Weiblein, auf kein Pferd zu bringen, von jedem Luftzug hingeschmissen und jedem lauten Wort abgeneigt. Wenn einem Diener unversehens ein Teller auf die Erde gefallen ist, so hat sie Krämpfe bekommen, der Mondschein hat sie aus dem Bett gezogen. Aber das weiß ich nicht gewiß. So ist sie also ihrem Saufbruder von Satten nicht nach Gebühr begegnet, hat ihm seinen Willen gelassen, sich nur vor ihm verriegelt, wenn er ins Toben kam. Bis er wirklich, wie nicht anders zu erwarten, zu Tod gesoffen war.“

Sie machte ein so ingrimmigtes Gesicht dazu, daß es der befreiten Seele des Verstorbenen, wenn ein Widerschein davon über das Grab gedrungen wäre, noch in ihrer Jenseitigkeit hätte gruseln müssen.

„Daß sich die Agathe um dieses Scheusals willen vom reinen Glauben abgewendet und der papistisch polnischen Kezerei ergeben hat, ist nicht zu verstehen. Es war freilich damals ein überaus geschickter Sprüchemaker zur Hand: Simon Ditwin von Promniß, der keine seiner jesuitischen Künste mag unversucht gelassen haben. Ihr kennt ihn . . .“

„Ist es der Superior hiesigen Jesuitenkollégiums?“ fragte der Bürgermeister.

„Der selbe. Meiner Agathe Jugendspiele auf Rosenthal. Ich habe ihn niemals mögen, mir troch und schwänzelte er schon damals zu viel, duckauferte und drehte die Augen zum Himmel, daß mir davon übel ward. Noch heute freue ich mich über die Kletten, die ich ihm damals

in die Perücke warf, daß er drei Stunden lang klaben mußte, und über die Nadeln im Sessel, auf die er sich setzte, daß er mit Geschrei aufsprang. Dann ist er geworden, was er werden mußte, ein Jesuit, und kam eben zur rechten Zeit aus dem Kollegium, meiner Agathe den Kopf zu verdrehen. Und da die Ehe, die er hatte stiften helfen, ein so überaus herrliches Ende genommen hatte, war er wieder da, aus China zurück, wo er die ganze Zeit über gewesen war. Er hätte meinetwegen gut und gern dort bleiben mögen, heißt es doch, daß er sich gegen die Heimkehr gewehrt habe und um alles bei den Selben hätte leben wollen. Raum war er im Land, so ging es wieder an, mit Briefen und Besuchen hin und her, zwischen Thorn und Butow, und so war er wieder meiner armen Agathe Gewissenstrat geworden, dem sie mehr mag anvertraut haben als der eigenen Schwester. Hat ihr auch schließlich, als das müde Lämpchen ausging, in der Sterbestunde auf seine römische Weise beigestanden, war der Letzte, mit dem sie gesprochen . . .“

Ja, das wäre so die Art, sagte Herr Rösner, dem beifiel, daß er doch auch einmal etwas sagen müsse, wodurch sein lebhafter Anteil bezeugt sei: in den letzten Stunden dabei zu sein, wo es der Mensch mit der Angst bekomme und sich zu allem geneigt finde, womit ihm durch das schmale Himmelspförtlein geholfen werden könne.

Die Freifrau achtete seiner Zustimmung nicht weiter, sie warf den zusammengeballten Handschuh von sich, daß er zwischen die Akten verkugelte, und ihre Augen wurden ganz tiefblau vor Horn: „Und jetzt streckt er seine papistischen Takten nach der Anna Susanna, behauptend, die Agathe hätte ihm ihr Seelenheil ans Gewissen gebunden, und das könne nicht anders gerettet sein, als indem sie Klosterfrau würde. Mein Nichtlein Klosterfrau, das ist,



als wollte man einem Gartenweigelein einen papiernen Rock anziehen! Da hab' ich mich mit aller Macht widersezt, das könnt Ihr Euch denken. Aber der Vormund, der seine Bestellung wohl auch auf des Superiors Rekommandation bekommen haben mag, dieser Franz von Wolonsti, der der Jesuiten weltliche Geschäfte vertritt, will natürlich nur daselbe, was der Superior will. Und sie haben es zulezt an deutlichen Drohungen nicht fehlen lassen, daß sie, wenn nicht geschähe, was sie forderten, schließlich auch Gewalt anwenden würden. Was kann ich schwaches Weib dagegen tun . . .“

Nun war es an Herrn Rösner, sich ein Lächeln zu verstatten, denn er entsann sich der Mären, die von der Freifrau umgingen, wie sie ihrem Pächter Tiefenhauser, der ihr nicht ganz nach Wunsch gewesen, mit Degen und Pistolen im Halfter, von fünf Dienern begleitet, ans Haus gerückt und ihm gedroht, sie werde ihm so viel Kugeln in die Haut geben, daß er sich selbst mit einem Sieb verwechseln solle. Es war auch zu glauben, daß sie ihrem Pastor sehr grimmig zugesetzt, weil seine Predigt über die Bornmütigkeit ihr nicht gepaßt, und daß sie ihm seine silbernen Löffel auf so lange weggenommen, bis er seine Anwürfe widerrufen.

Die Freiin von Bukow merkte etwas davon und funktelte Herrn Rösner so ingrimmig an, daß er es kalt über seinen Rücken laufen fühlte. Ob sie etwa ihre Leute bewaffnen, das Tor vernageln und sich in ihrem Schloß belagern lassen sollte, bis ihr der Mundvorrat zusamt Pulver und Blei ausgegangen sei. Wenn es sie beträfe, so sollte ihr der Superior mit seinem ganzen Kollegium nicht auf hundert Schritt in die Nähe kommen, aber es handle sich um Anna Susanna, das sei ein zartes Pflänzlein und dürfe nicht in ein solches Getümmel gezogen

werden, das ihr die Seele verstore. Darum habe sie es vorgezogen, die Arme unter einen Schutz zu stellen, den die Jesuiten nicht anzugreifen wagen würden; wenn die reingläubige und tapfere Stadt Thorn vor sie träte und sie in ihre Obhut nähme, so würden sich die Väter Jesu hüten, um einer einzigen Seele willen einen großen Tumult anzuzetteln, bei dem sie nichts gewinnen könnten.

So schmeichelhaft dies Vertrauen in die Stadt und in ihn selbst war, so wiegte der Bürgermeister doch bedenklich das Haupt. „Ich danke Euch,“ sagte er bedachtsam, „daß Ihr uns die Auszeichnung habt zuteil werden lassen, in diesem leidigen Handel Eure Partei ergreifen zu dürfen. Aber ich fürchte, Ihr habt uns zugeschrieben, was wir nicht besitzen, Ihr vergrößert unser geringes Vermögen nach Euren Wünschen. Die Väter Jesu sind mächtig im Lande, vom Hof des Königs an bis zur Hütte des letzten polnischen Bauern reicht ihre Hand, sie rufen hervor und schicken zurück, je nach ihrem Willen, sie haben die Oberhand, und wir müssen es zufrieden sein, wenn sie uns schnaufen lassen. Wir müssen es vermeiden, mit ihnen in einen offenen Kampf zu geraten, weil wir da ohne Zweifel den kürzeren ziehen würden. Darum erachte ich —“

Alphema Polyxena von Bukow war bedrohlich anzusehen, wie sie jetzt die stramme Faust gegen den Schreibtisch stemmte und ihr Gesicht dem des Mannes näherte. Es war ihm, als sei der Mond plötzlich aus den Himmelsfesten, die ihn sonst hielten, ausgerissen und stürze in unheimlicher Geschwindigkeit zur Erde, dabei sprühten die Augen wie feurige Kometen in ihn hinein, mit einer Glut, die seine Haut zu versengen schien und sein Inneres in Asche verwandelte.

Er raffte dessenungeachtet seine Tapferkeit zusammen und sagte, indem er die Hand auf den Altentisch zu seiner

Linken fallen ließ: „Sehet hier . . . so machen sie uns zu schaffen. Es ist an dem, daß wir um unser Recht betteln gehen müssen mit Retriminationibus und Supplicationibus, daß wir, was sonnenklar ist, mit Tinte und Papier erst beweisen müssen. Haben sie nicht unsere Kirchen weggenommen, plagen sie uns nicht stündlich mit neuen Listen und Hintersinnigkeiten? Wir müssen uns wehren wie Ertrinkende, damit wir nur bestehen. Es geht um unseren Glauben, und darin sind alle Polen einig, hoch und niedrig, Schlachta und Bauern, daß sie uns Deutsche hassen und uns am liebsten vertilgen möchten. Wenn wir nun . . .“

„So nehmt Euch Eure Akten zum Panzer,“ rief Alphema Polyxena von Bukow mitten in die besinnlichen Erwägungen des staats- und weltklugen Mannes mit lichterloh ausbrechender Wut, „stülpt Euch das Tintenfaß als Sternhelm auf und legt den Gänsekiel als Lanze ein, wenn Ihr ausreitet, Ihr trauriger Ritter! Dachte ich doch, daß ich hier beim Bürgermeister recht sei, als welcher sonst ein Mann zu sein pflegt, sehe aber jetzt, daß sie in der guten Stadt Thorn ein altes Waschweib zum Stadtoberhaupt gemacht haben. Daß Euch die Pest mit Euren Retriminationibus und Supplicationibus! Sehet her, was ich von diesem Plunder halte . . .“ Und sie fuhr mit so heftigem Stoß des Armes über den Schreibtisch hin wie ein Sturmwind, daß der Aktenturm ins Wanken kam, sich neigte und sich in ein Geflatter einzelner Blätter löste, das wirbelnd zur Erde sank. Das eiserne, vierbeinige Tintenfaß, das sonst ein Muster von Standhaftigkeit war, konnte sich ebensowenig in seinem Gleichgewicht behaupten, stürzte hin und ergoß einen schwarzen Strom über Konzept und Reinschrift des lektbearbeiteten Aktenstückes.

Ehe sich der Bürgermeister noch über den ganzen Umfang der Verheerung klar geworden war, hatte die Freifrau schon die Tür erreicht und schlug sie mit Donnerkrachen gegen den lauschend vorgeneigten Kopf des braven Strycek, den der unerhörte Tumult sehr zur Unzeit herbeigezogen hatte. Während die von Bukow unten vor dem Haus in ihre Sänfte stieg, schlich sich Strycek in die Küche und entlich vom Koch ein Messer, um es flach gegen die Beule zu drücken, die über seinem annoch gesunden Auge im Entstehen war.

Indessen suchte der Bürgermeister auf seinem Schreibtisch aus der schwarzen Sintflut zu retten, was zu retten war. Er leitete den Strom der Tinte mit einem Federtiel in ein geregelteres Bett, ließ ihn in das Fäßchen zurückgurgeln, zog allerlei Eriesendes kopfschüttelnd aus der Tunte und wußte zu seinem eigenen Erstaunen nicht, was ihm näher sei, das Lachen oder der Ärger. Plötzlich entdeckte er hinter einem Aktenstapel, der dem Unheil entgangen war, ein zusammengeballtes Ding, das hier gänzlich unbeheimatet war: einen der seidenen Handschuhe der furiosen Besucherin.

Er hob ihn auf, schnupperte an ihm und, indem er nicht ohne Beklemmung etwas von dem Wohlgeruch zu verspüren glaubte, der aus Alphema Polyxenas Nieder aufgestiegen war, dachte er, daß die merkwürdigsten Erlebnisse auf dieser merkwürdigen Welt doch immer irgendwie mit Frauen zusammenhängen.

\* \* \*

Als das Hungerstudentlein Johann Karl Kaldenborn hinter seinem Kakentisch in der Herberge „Zum König

von Polen“ eben die Suppe löffelte, ging die Thür auf, die neben dem Schanktisch zu den Gastzimmern führte, und er sah zwei Frauenspersonen zum Vorschein kommen, denen sogleich anzumerken war, daß sie etwas Besonderes vorstellten. Wenn die eine, die ältere, etwas herb und gebietend anmutete und einem sogleich einen Schauer der Ehrfurcht durch den Leib jagte, so war die andere neben ihr wie ein lichtiges Gewölk, sanft und freundlich anzusehen und jung wie das erste Lächeln des Lichtes, da es aus Gottes Hand rann. Ihr Schreiten war wie Jubel und Musik, und Johann Karl Raldenborn sah ihr mit bänglicher Beglücktheit nach, als habe sich das Unerreichbare herbeigelassen, in nächster Nähe an ihm vorbeizustreichen, damit er so recht schmerzlich betrachten könne, was ihm alles versagt sei.

Seiner Gedanken Ende war ein langes Ach aus den Tiefen seiner Niedrigkeit und Armut heraus. Er sah durch die bleigefärbten Fenster, wie die ältere Dame draußen auf der Straße ihre Sänfte bestieg und sich von ihren Dienern forttragen ließ, während die jüngere, nachdem sie eine Weile winkend an der Schwelle gestanden hatte, ins Haus zurückkehrte, aber nun leider nicht mehr durch das Wirtszimmer, sondern irgendwie hinten durch den Garten und über die Hofterrasse.

Es sei die Freifrau von Butow und ihre Nichte, sagte der Wirt, der des Studentleins bewunderndes Staunen bemerkt hatte, die hätten seit einigen Tagen bei ihm Herberge genommen. Und er ließ durchscheinen, wie recht sie daran getan hätten, den „König von Polen“ zu ihrem Quartier zu erwählen und nicht etwa sein Gegenüber, den „Weißen Adler“, der neben ihm nur ein armseliges, verräuchertes und stinkendes Loch von Wirtshaus sei, in dem kein anständiger Mensch eintreten könne. Hierauf

stieß er das Fenster auf und lehnte sich mit Behagen hinein, denn er hatte drüben hinter den Scheiben das breite, von Neid entstellte Gesicht seines feindlichen Wettbewerbers gesehen und wollte seines Triumphes genießen.

Ob ihm etwa die Suppe nicht schmecke, fragte Herr Michael Strauche dann einigermaßen ungehalten, als sich der jenseitige Nachbar zornentbrannt verzogen hatte und er sich wieder dem Schankzimmer zuwandte. Denn der zinnerne Löffel ruhte in der erkaltenden Suppe, und das Studentlein hatte die Hände in den Schoß gelegt. Auf diese Mahnung bemühte sich der junge Mensch nun heftig, auf den Boden des Tellers zu kommen, es war aber kein so unbedingtes Draufloseßen wie sonst, und auch den Kaldaunen wurde von ihm so wenig Ehre angetan, daß der Wirt bei sich mit Erbitterung bemerkte, wenn jemand ein Freitisch gewährt werde, so habe er kein Recht, etwa gebratene Pfauen und Lerchenzungen in Weintunke zu erwarten; und er denke gar nicht daran, einen Umsonstesser zu verwöhnen, schon mit Rücksicht darauf, daß er für das Leben nicht abgehärtet genug sein könne; und überhaupt sei es nicht Sitte, einem geschenkten Gaul erst umständlich ins Maul zu schauen.

Der Student aber blieb, nachdem der Wirt das Geschirr mit den Resten der Mahlzeit brummend abgetragen hatte, noch eine starke Weile sitzen und sah bald nach der einen, bald nach der anderen Thür. Er war allen guten Willens voll gewesen, sich dem Gependeten durch schönste Ekflust dankbar zu erweisen, aber seine Kehle war ihm zugeschnürt, und an Stelle seines sonst so leeren Magens war ein pochendes Herz getreten, das seinen Leib vom Halse abwärts auszufüllen schien. So saß er, bis der Nachmittag völlig angegangen war und etliche Fuhrknechte

ankamen, die ihn mit grobem Lärm aus seinem Winkel vertrieben.

Wie ihm durch eine kurze Erscheinung aus der anderen ihm unzugänglichen Welt der leibliche Hunger nicht nur im „König von Polen“, sondern auch an den Tischen seiner anderen Götter genommen war, so schien es auch um seinen geistigen Hunger geschehen. Und wenn er sonst mit allem Eifer hinter der Wissenschaft her gewesen war, um sich möglichst viel von ihr einzuverleiben, so erkaltete er und von einem Tag zum anderen immer mehr. Zwischen den Zeilen seines Meisters Vergilius sah er jetzt ein junges, frohes Gesicht aufsteigen; und anstatt auf casus und declinationes und die künstliche Verschränkung des poetischen Sakbaues zu achten, sann er den Begebenheiten zwischen Aeneas und Dido auf ganz absonderliche Weise nach, wobei Aeneas immer mehr ihm selbst zu gleichen begann, Dido aber um vieles jünger und ein Freifräulein von Löwenberg wurde. Freilich: das schurkisch-niederträchtige, böswillige Verlassen würde sich dann niemals zutragen, und Rom konnte in Gottes Namen gründen wer da wollte, nur nicht der neue Aeneas Johann Karl Kaldenborn.

Alle jugendliche Begeisterung seines Wesens loderte empor. Er zerstach sein Buch mit spitzen Nadeln, daß es ein Jammer war, um aus der Stelle, die so getroffen wurde, die Zukunft zu erraten. Es widersprach aber ein Orakel dem anderen, und so mußte er zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwanken. Dann dachte er wieder unerhörte Heldentaten aus, durch die das Mädchen erungen werden könnte, und umstrich, so oft es nur anging, den „König von Polen“, um Gelegenheiten wahrzunehmen, die sich seinem Rittertum bieten könnten. Die Woche bis zum nächsten Sonnabend, an dem er wieder

am Tisch Herrn Michael Strauches gefättigt werden sollte, dehnte sich ihm zu einem Leidensweg von Monaten auseinander. Er war stark im Glauben, daß ihm da Günstiges begegnen müßte. Es war gar nicht anders möglich, dachte er, da er Anna Susanna nun eine ganze Woche nicht zu Gesicht bekommen hatte. Die Freifrau hatte er wohl etliche Male sehen können, wie sie in Männertracht zu Pferde stieg und fortritt, daß die Funken aus den Steinen aussprangen. Auch war sie einmal in Begleitung des Herrn Thümling von Bergau aus dem Haus getreten, der als ihr Vetter bekannt war.

Am nächsten Sonnabend zog er das Essen sehr in die Länge, um dem Glück nicht durch vorzeitigen Ausbruch zu entgehen. Gutwillig würgte er alles hinunter, was ihm vorgesetzt wurde, und stellte Herrn Michael Strauche sehr zufrieden. Als er die Gabel endlich aus der Hand legen mußte, kam der Wirt und setzte sich zu ihm. Ob er ihn um einen sonderlichen Gefallen angehen dürfe, fragte Herr Strauche, den zu erweisen ihm wohl nicht allzu schwer werden dürfte und für den er, der Wirt, als für einen großen Dienst dankbar wäre. Kaldenborn sagte mit einem hoffnungslos gewordenen Blick nach dem Ausgangsort seiner himmlischen Erscheinung, er sei zu allem bereit, was in seinen Kräften stünde.

„Ich habe meiner Tochter Hildegard Hochzeit gerüstet,“ begann Strauche, „auf kommenden Mittwoch, da soll sie gefeiert werden, wie es dem ‚König von Polen‘ anständig ist. Nun liegt mir daran, zu höherem Glanz des Festes auch die Poesie herbeizubemühen, auf daß den Leuten klargemacht werde, daß ich weiß, was sich schickt. Und nun hab’ ich gedacht, daß Ihr, da Ihr ein Student und den sieben freien Künsten ergeben seid, mir vielleicht ein



Hochzeitscarmen verfassen könntet, in dem nach der feinen Art gesagt ist, was zu solchem Anlaß paßt.“

Es war dem Studentlein, als höre er irgendwo über sich und im Innern des Hauses eine lustige Stimme in einem kleinen Liedchen aufflattern. Indem er mehr dem Gesang als den Worten des Wirtes zuhörte, sagte er, wenn der Wirt ihm diese Aufgabe stelle, so getraue er sich schon zu, sie ihm zur Zufriedenheit zu lösen, denn, dies war sein heimliches Gedanken dabei, so käme er doch einmal öfter in das gebenedeite Haus.

Es solle auch sein Schaden nicht sein, fuhr der Wirt fort, denn abgesehen von der klingenden Belohnung, die ihm zugebracht sei, mache er sich auch damit einen Namen bei den Gästen. Und es würden sehr vornehme und erlesene Gäste zugegen sein, habe doch Seine Gesteirgen, der Herr Bürgermeister, der ihm durch die Muhme Theresia verwandt sei, sein Erscheinen zugesagt. Auch etliche Rats Herren und Schöppen würden sich einfinden und nicht zuletzt seine hochansehnliche und vielliebe Gastin, die Freifrau von Butow.

„Auch Anna Susanna?“ wollte Kaldenborn fragen, aber verhielt das rasche Wort noch im Gehege der Zähne, damit es nicht zum Verräter werde. Aber jetzt konnte er um so lieber nochmals bejahen und versprechen, daß er alles herbei bemühen wolle, was die Poesie nur an Herrlichem zu solch hohem Fest zu sagen habe.

Nun ging es in den nächsten Tagen an ein fleißiges Dichten, ein Abzählen von Versfüßen und Suchen von klingenden Reimen, daß sich die Finger mit Tinte beflunkten und dem Poeten der Schweiß von der Stirn lief. Es wuchs ihm aber auch dafür ein stolzer Bau empor, und je höher er wurde, desto sicherer fühlte sich das Studentlein seines Erfolges, träumte auch schon etwas von

allgemeinem Beifall und schließlicher Krönung durch einen bewundernden Blick aus blauen Augen.

Am festgesetzten Tag trat er in den „König von Polen“ ein, mit dem Bewußtsein eines, der nicht gut wegzudenken und entbehren ist. Er sah sich aber anfangs gar wenig beachtet, denn es war ein solcher Schwarm von Leuten da, daß er sich, wiewohl er seine Rolle mit den sauber geschriebenen Carmen recht offensichtlich in Händen hielt, unter ihm völlig verlor. Der Wirt war mit Bücklingen und Begrüßungen der hohen und höchsten Festgäste reichlich in Anspruch genommen, fuhr auch bisweilen aus dem Trubel in die Küche hinunter, kam schnaubend zurück: es sei ein Jammer, wenn man Witwer sei, da liege einem alles und jedes auf den Schultern. Im Vorbeilaufen nahm er dann auch einmal den Poeten wahr, klopfte ihm flüchtig auf die Schulter: „Schön, daß Ihr da seid! Habt Ihr Euer Carmen mitgebracht?“

Das war alles, aber Kaldenborn dachte: schon gut, bald werdet ihr Mund, Ohren und Augen aufreißen.

Das Festmahl war in einem großen Saal des ersten Geschosses aufgetragen; als aber Ordnung in den Schwarm kam und die Gäste sich zu Tisch setzten und als das Studentlein seinen sehnsüchtigen Blick umherlaufen ließ, da nahm es wahr, daß seine Sonne nicht aufgegangen sei. Es war ihm vielmehr, als falle ein feiner, aber nachdrücklicher Aschenregen von der Decke herab, gerade so, als solle die ganze hochzeitliche Herrlichkeit begraben werden, wie der Sage nach die Städte Pompeji und Herculaneum unter dem Auswurf des feuerspeienden Berges Vesuvius. Denn es saß wohl der Bürgermeister am oberen Ende der Tafel, und neben ihm die Freifrau von Bukow, auch zwei Ratsherren, als Herr Adam Ruprecht und Herr Matthäus Gerstmann, alles wie versprochen war, nur von

Anna Susanna war kein Schimmern zu finden. Da war denn die ganze Poesie völlig vertan und verloren, die Muse war umsonst bemüht, und der Pegasus nahm sich aus wie ein ganz gewöhnlicher Müllereisel. Johann Karl Raldenborn kehrte der Welt den Rücken und versank in ein eisiges Schweigen.

Wenn er so als der verfrorrene Südpol der Tafelgesellschaft anzusehen war, so hatte er sich gegenüber einen Nordpol, wo es nicht minder eisig zuging, und das war die Freifrau von Bukow. Wenn sie auch einsah, daß es ein Ehrenplatz sei, den man ihr zugewiesen hatte, so war ihr doch der Nachbar und Tischgenosse so unangenehm wie möglich, und sie war bei sich entschlossen, ihn, wenn es anginge, durch Schweigen zu töten. Der Bürgermeister war nach besten Kräften bemüht, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber die Freifrau ließ keines über den ersten Anfang hinaus gedeihen, vor ihrem hochmütig spöttischen Gesicht fielen alle Versuche kraftlos zu Boden, und die schönsten Redeb Blüten, die sich Herr Rösner zurechtgelegt hatte, sanken matt und verwelkt dahin.

Erst als die Tafel anging, wurde dem Nachbar einige erstaunte Aufmerksamkeit zuteil. Denn in dem Augenblick, in dem dem Bürgermeister die mächtige Suppenschüssel dargeboten wurde, daß er den Anfang mache, nahm Strycek, der hinter ihm stand, den Teller fort, holte aus einer um die Schultern gehängten Ledertasche einen anderen hervor und stellte ihn vor seinen Herrn. Auch das Besteck wurde beseitigt und gegen eines aus der Ledertasche umgetauscht, und zuletzt setzte Strycek an Stelle der Gläser, die dem „König von Polen“ gehörten, solche, die mit dem fein eingähten, verschlungenen Namenszug des Herrn Gottfried Rösner geziert waren. Da wurde freilich eine Frage so brennend, daß sie kaum zu unter-

drücken war, und die Freifrau mußte sich tüchtig auf die Zunge beißen, um sie nicht doch zu tun. Es schien sich aber sonst niemand daran zu stoßen, daß der Bürgermeister das Gedeck des Wirtes gegen sein eigenes verwechselt hatte, und das machte die Neugierde nur noch größer.

Als aber Strycet dem Kellermeister des Herrn Strauche die Weinkanne aus den Händen nahm und in einer höchst gewagten Stellung, aus weiter Entfernung auf Fußspitzen vornübergeneigt, im kühnen Bogen das Glas seines Herrn füllte, da wandte sich die Freiin doch zu ihrem anderen Nachbar, Herrn Matthäus Gerstmann, was es denn mit jenen absonderlichen Veranstaltungen auf sich habe.

„Unser Präsident ist ein vortrefflicher Herr,“ sagte Matthäus Gerstmann leise und lächelnd, „aber er hat seine eigenen Gewohnheiten. Wir kennen sie schon und finden nichts daran, aber es mag schon sein, daß sie einem Fremden seltsam genug erscheinen. So will er durchaus von keinem anderen Geschirr essen, als von seinem eigenen, aus keinem fremden Glas trinken, und wie sein Diener ihm den Mundschent machen muß, habt Ihr gesehen.“

So leise der Ratherr gesprochen hatte, so laut war Frau Alphemas Antwort, und noch dazu von einer halben Wendung nach der anderen Seite begleitet, damit sie dem Gemeinten ja nicht entgehen könne: „Das sind alles törichte, unsinnige, ungeheuerliche, närrische Angewohnheiten und Grillen eines Jungesellen, die ihm sollten ausgetrieben werden . . .“

Herr Rösner sah zu seiner Angreiferin empor und schien im Begriff, eine Erwiderung zu geben, aber in diesem Augenblick rief ein Wink des Brautvaters den Studenten Kaldenborn auf, daß er sein Carmen vom

Stapel lasse. Mit widerspruchsvollen Gefühlen erhob sich der Poet von seinem Platz; denn wiewohl die, für deren Ohren das Poem zu allererst bestimmt gewesen war, fehlte, so durchdrang ihn in diesem Augenblick die Erregung, die mit dem ersten Hintreten vor ein laufendes Publikum verknüpft ist, so sehr, daß er dennoch die Weihe der Stunde empfand. Er sah die Gesichter einer zum Teil sehr erlesenen Tischgesellschaft auf sich gerichtet, er sah, wie das etwas gewöhnliche, sommersprossige Antlitz der Braut hold errötete, sah den Stadtschreiber Füllstein, der als Bräutigam neben ihr saß, sich im Sessel heben und gespannt zurücklehnen . . .

Von dem neuen Gedanken hingerissen, sich als ein Dichter von Gottes Gnaden darstellen zu dürfen, begann er mit etwas wackliger Stimme:

„Der Himmel geußt den milden Segen  
Auf diese Hochzeitstafel aus  
Und tränkt das freudenvolle Haus  
Mit einem angenehmen Regen.  
Wer zweifelt noch daran? Wenn die Vergnüglichkeit  
Das Herz des Bräutigams mit keuscher Lieb erfreut.

Das reiche Glück, das in dem Namen  
Der teuren Braut zu finden ist,  
Wird von dem Höchsten auserkieset  
Und traget hundertfachen Samen.  
Glücksel'ger Bräutigam, den dieser Glanz bestrahlt,  
Der mehr als Titans Gold und Phöbus Silber prahlt . . .“

Das Carmen ging sodann auf die Holdseligkeit der Braut über, versicherte, daß es ihr weder an Schönheit noch an Jugend fehle, rühmte den Einfluß der elterlichen

Zugenden, bedauerte, daß die Mutter nicht leiblich anwesend sein könne, gab aber der Hoffnung Ausdruck, daß sie aus dem Himmel in freudiger Verklärung herabsehe und ihr Gebet um Segen an den Stufen von Gottes Thron anbringen werde. Zulezt verglich es diesen Bund mit dem Isaaks und Rebekkas, mischte auch mit Geschmack etliche olympische Gottheiten hinein und schloß mit einem Ausblick auf eine Schar wohlgeratener Kinder, in denen alles Gute sowohl von der Füllsteinschen als der Strauchenschen Seite fortleben würde.

Das Carmen hatte nur den einen Fehler, daß es zu lang war, um auf die Dauer zu fesseln, und so geschah es, daß noch, während der Poet immer weiterlas, der vergnügte Lärm der Tafel von neuem begann. Die letzten Strophen rollten noch dahin, da hatte man das Umreichen der Bratenschüsseln wieder aufgenommen, und erst als Johann Karl Kaldenborn endete, merkte man wieder etwas davon, daß die Muse zu Gast gewesen war. Etliche Hände regten sich zum Beifall, und Herr Gerstmann hob sein Glas gegen den Studenten und rief ihm über die Tafel zu: „Ecce poeta! Gut gesungen, Meisterlein!“

Das war alles, und die brausende Bewunderung, die der Dichter erwartet hatte, blieb aus.

Da war ihm die Tafel vergällt, wütend stieß er seinen Stuhl zurück und stürmte davon, in den Garten hinaus.

\*

\*

Hinter dem Haus war ein Stück grüner Erde zwischen den Ställen und der Stadtmauer, an der die Weichsel vorüberfloß. Der Flieder war im Blühen, der Rasen bunt gesprenkelt von Blumen, der gelbe Löwenzahn schon dazu übergegangen, Federbällchen auf seine hohlen Stengel zu setzen, und in den gastlichen Kronen der Obstbäume flogen Bienen ein und aus.

Johann Karl Kaldenborn merkte von der vorsommerlichen Glorie nichts, er zerknitterte seine Papierrolle zornentbrannt mit beiden Händen, warf sie zu Boden und sprang mit beiden Füßen darauf.

Da sagte jemand hinter ihm: „Warum wütest Ihr so gegen Eueres eigenen Geistes Kind?“, und als er sich umwandte, stand Anna Susanna da, die sehnlich Gesuchte, Erwartete, Vermißte. Es war völlig märchenhaft, wie sie in einem Augenblick der Verzweiflung und des Rasens gegen sich selbst plötzlich da war, wie eine aus der Luft herabgeglittene oder aus dem Fliedergesträuch hervorgetretene Fee. Im gleichen Augenblick war auch aller Born ins Niegewesene gesunken, der Garten war voll paradiesischer Schönheit, die Sonne jauchzte hellauf, und es war ein Dufte in der Luft wie die ewige Seligkeit. Farbe, Gesang und Licht rannen zu einem Entzücken ineinander, und der Student stammelte verlegen, wie auf einer Dummheit ohnegleichen ertappt: „Sie hat mich nicht angehört!“

„Was wollt Ihr,“ sagte das Fräulein, „die Poesie verträgt sich schlecht mit starkem Essen. Wo die Muse mit einem gebratenen Hirsch oder einem gedämpften Schwein zusammenstößt, da muß sie weichen. Es scheinen auch etliche unter den Gästen gewesen zu sein, die eine ganze Woche gefastet haben, damit sie sich ordentlich vollfüllen könnten. Die haben's nicht erwarten können.“

Es war verwunderlich, woher das Fräulein solche Wissenschaft hatte, und der Student, dem indessen der Mut wieder gewachsen war, fragte, ob es etwa unsichtbar zugegen gewesen sei, denn körperlich habe er es nirgend wahrnehmen können, so sehr er auch ausgeschaut habe.

Anna Susanna hob einen schalkhaften Blick auf ihn, ließ ihn aber gleich wieder weghuschen. „Unsichtbar nicht,

aber ungesehen," sagte sie. „Habt Ihr nicht den roten Vorhang bemerkt im Rücken des Brautpaares, gerade Euch gegenüber? Hinter dem roten Vorhang ist eine Tür und hinter der Tür eine Kumpelkammer, die ist wohl nach der anderen Seite verschlossen, aber man kann durch ein Fenster vom Flur einsteigen. Das hab' ich getan, denn wenn mich schon die Muhme nicht hat an der Tafel teilnehmen lassen wollen, so hab' ich doch wenigstens sehen müssen, wie es dabei zugeht. Habt Ihr nicht gemerkt, wie der rote Vorhang sich gerührt hat, als zöge ein Wind an seinen Falten? Das war ich.“

Bei Gott, es war dem Studenten jetzt, als habe er dergleichen wahrgenommen, aber es hatte ihm keine innere Stimme gesagt, welche Art Wind das gewesen war, und er verwünschte insgeheim die Stumpfheit seiner Seele. „So habt Ihr also doch mein Poem auch anhören müssen?“ fiel ihm plötzlich ein.

Freilich habe sie es angehört, sagte das Fräulein, indem es einen Grashalm, den es zwischen die Zähne geklemmt hatte, herauszog und fallen ließ.

Mit unsicheren Gefühlen und einigem Herzklopfen sah Raldenborn auf die schönen Lippen, die leise zuckten, während es um den Mundwinkel pridelte und geisterte. Er wagte keine Frage nach ihrem Urteil, aber sein ganzes Wesen strömte so hingeeben ihr zu, daß sich Anna Susanna schließlich seiner erbarmte.

Es sei ein sehr gelehrtes und feierliches Gedicht gewesen, sagte sie, recht für einen so festlichen Anlaß passend und gespickt mit schönen Gedanken wie der Hase mit Speck.

Da wußte er nun wieder nicht, ob das ernstlich oder im Spaß vermeint sei; für einen Tadel war es zu lobend und für ein gewichtiges Lob wieder zu wenig ernst, und über diesen Widerspruch kam er, je weiter er ihm nachsann,



desto mehr aus der Fassung, bis er schließlich, hilflos umhergeworfen, sich an das scherzhafte Bild vom Hasen hielt und ein verlegenes Gemecker anstimmte.

Das Fräulein nahm wahr, daß der Poet in Verwirrung gebracht sei, bedachte, daß er nun genug gefolttert worden, um nicht übermütig zu werden, und sagte, indem es nun auch in ein Lachen ausbrach: Nein, er dürfe schon glauben, er habe seine Sache recht gut gemacht.

Hierauf wurde der Dichter sehr vergnügt und meinte, er habe sich noch gar nicht oft mit der Poesie eingelassen, und so müsse man schon mit seinen Schwächen Nachsicht haben, und er freute sich, daß er wenigstens gnadenweise vor dem gnädigen Fräulein bestanden habe.

Sie waren währenddem zwischen den Fliederbüschen an eine grün gestrichene Tür in der Mauer gekommen, die hier gegen den Fluß zu stand und sich in dem einen Winkel des Gartens zu einem runden Türmlein mit Schießscharten ausbauchte. Das Fräulein bückte sich zu einem Stein, wälzte ihn beiseite und hob einen rostigen Schlüssel auf, der hier in den weichen Boden gedrückt war. Er gehörte zu dem Schloß in der grünen Mauertür. Das Fräulein steckte ihn an, drehte aus aller Macht, und da der Student sah, wie streng es ging, sprang er zu und setzte seine Manneskraft ein, daß der Riegel mit einem Ruck zurückschnappte. Über eine kurze steinige Uferböschung leitete ein schmales Weglein zu einem Boot, das an einem Pfahl vertaut war.

„Das ist mein Schifflein Fahr-in-die-Welt!“ sagte das Fräulein.

„Darf ich mitkommen?“ bat der Student.

„Ihr müßt mir aber Treu und Gehorsam schwören, denn ich bin der Patron, Ihr aber seid die Mannschaft und habt blindlings zu folgen.“

Raldenborn beeilte sich, die Schwurfinger aufzurecken, und meinte, die Patronin hätte zu bestimmen, wobei er schwören solle.

„Schwört bei Eurer Muse, so wahr Ihr wollt, daß sie Euch immer hold und gewärtig sei!“

Ihm war es, als flössen die Olympierin und das Fräulein in ein Wesen zusammen und als verknüpfte er sich durch seinen Schwur beiden zugleich zu treuer Gefolgschaft. Sie stiegen ein, der Student nahm die Ruder und trieb das Boot gegen die Mitte des Flusses. Anna Susanna hielt das Steuer der Strömung entgegen, Wasser brauste laut im Bug und Kiel, und Raldenborn freute sich, seine Arme rühren zu dürfen, während Anna Susanna so fein und zierlich am Steuer saß. Die Stadt stand jenseits der glitzernden, bewegten Wasserfläche mit ihren spitzen Dächern und Türmen über dem Saum ihrer Mauer, der schweren, gezackten Masse der Ordensburg, dem kühnen Bogen des Danzlers und mit der silbern zwischen die Siebel hingezeichneten Mastenwirrnis ihres Hafens in hellster Abendsonnenpracht. Der Fluß kam breitmächtig aus fernen Wäldern daher, wo es finster und unheimlich war, und schien sich behaglich in der Sonne zu dehnen. Ein Baumstamm, jener Waldwildnis entrisßen, schwamm an, der Eisvogel, der auf ihm saß, hob in der Menschnähe sein buntes Gefieder und strich stumm mit einem Sprühen von Farben über das Wasser hin.

Nachdem sich Johann Karl eine gute Weile redlich geplagt hatte, ließ das Fräulein das Boot abfallen und wandte es in die Strömung.

„Jetzt kommt die Belohnung,“ sagte sie.

Der Student nahm die Ruder ein und sah dem Fräulein ins Gesicht. Wieder zog die Stadt vorbei, über die sie schon hinausgekommen waren, schneller als vorhin glitt

ihr Umriß und das Gewimmel des Hafens über den abendlichen Himmel. Wenn der Student den Blick hob und in diese goldfarbene Unendlichkeit sah, so überkam ihn ein so wunderbares Empfinden, als wären ihm alle Mächte des Guten und Ewigen, die dort oben wohnten, brüderlich zugetan und freundlich gesinnt.

Sehr rasch war die Stadt vorbei, das hastige Leben des Hafens warf seine Wellen bis zu ihnen, zwischen vier-schrötigen Sandplättchen, plumpbäuchigen Getreideschiffen von der oberen Weichsel, rot bemalten Rindenbooten und den übermütig hochgebordeten Danziger Roggen galt es geschicktes Steuern; schon duckten sich die Häuser der Vorstadt am Ufer, Netze hingen an Stangengerüsten zum Trocknen, Frauen bückten sich von kleinen Holzstegen ins Wasser und schwenkten Wäschestücke durch die Wellen.

Und wenn einmal der Nix dahergeschwommen käme, fragte der Student, was das Fräulein da machen würde?

Sie hätte wohl Lust, lachte Anna Susanna, sich einmal so einen Nixenpalast auf dem Grunde des Wassers anzusehen, denn nach allem, was man davon höre, müsse es da ganz prächtig hergehen. Grotten aus Korallen und Edelsteinen, Seeesterne an der Decke und den Wänden gäben das Licht, der Nix fahre unten in einem Muschelwagen mit Seepferden, und bei der Tafel warteten gezähmte Seehunde auf. Und wenn sie alles recht be- sehen hätte, würde sie eine Perle, so groß wie ein Straußenei, zum Andenken mitnehmen, nur damit man ihr's glaube, daß sie dort gewesen sei. Aber leider sei die Weichsel ein sehr gewöhnlicher Fluß und an einen Nix darin nicht zu denken.

Nun, erwiderte Raldenborn, freilich wäre daran kein Gedanke, indem doch Wassernixe und dergleichen nur Geschöpfe der Einbildung seien. Indessen, die Polen

seien ein abergläubisches Volk, und sie behaupteten steif und fest, daß jetzt ein solcher Wassermann in der Weichsel sein Unwesen treibe. Es wären, weiß Gott durch welchen Zufall, in letzter Zeit etliche Frauen und Kinder ertrunken, und da ließen es sich die Leute nun nicht mehr austreden, daß es mit dem Wassermann seine Richtigkeit habe; und nun hieße es bei ihnen, daß es ein Vorzeichen sei, dem nichts Gutes entnommen werden könne. Man müsse sich auf Not und Unheil gefaßt machen.

„Nun,“ lachte das Fräulein, „wenn es darauf ankommt, so will ich es noch lieber mit dem Wassermann als mit den Jesuiten zu tun haben.“

Ehe sich der Student nach dem Sinn dieser Worte erkundigen konnte, tat das Boot einen Ruck und fuhr fest. Als sich Johann Karl bestürzt umwandte, lachte das Fräulein hell auf und sprang aus dem Boot. „Ich habe Euch nach meinem heimlichen Königreich gebracht . . . eine ganze Insel gehört mir.“ Sie waren auf einer Sandbank gelandet, wie solche Bildungen durch die Strömung des Flusses hier und dort entstanden und bei niedrigem Wasserstand zutage traten. Sie maß nur etliche Schritte im Umkreis, bestand aus blankem, reinem Sand und war an den Rändern mit Muscheln geziert, während an ihrem oberen Ende dürres Gesträuch von der Strömung angeschwemmt lag.

„Das ist mein Wald,“ sagte Anna Susanna, „und die Muscheln hier sind meine Flotte für Rauffahrtei und Krieg. Nun wollen wir rasten.“

Nebeneinander auf dem kühlen, weichen Sand hingestreckt, fühlten sie den Hauch des Wassers über sich hinstreichen. Wie sie so still lagen, kam der Eisvogel — vielleicht war es derselbe, der vorhin auf dem Baumstamm gefressen hatte — und ließ sich auf dem kahlen Geäst des

angeschwemmten Strauchwerks nieder. Am unteren Ende der Sandbank drehte sich ein kleiner Wirbel weißen Schaumes mit einem schwarzen Loch in der Mitte, von dem ein Stück Rinde eingeschluckt und immer wieder ausgeworfen wurde, worauf es von neuem seinen Kreislauf im Schaum antrat.

Die beiden jungen Menschen waren so unversehens zusammengeführt worden und hatten sich so selbstverständlich dareingefunden, daß sie jetzt erst einigermaßen zu staunen begannen, wie das eigentlich gekommen sei. Das Fräulein stützte den Kopf in die Hand und fragte, indem sie die Finger der anderen spielend in den Sand eingrub, ob ihr Nachbar ein Verwandter des Herrn Michael Strauche sei.

Nein, das sei er nicht, sagte Kaldenborn etwas zögernd, dann aber, zur Wahrheit entschlossen und zu einer unentwegten Aufdeckung aller seiner Lebensumstände, fuhr er fort: er sei nur Gast und Almosenempfänger des „Königs von Polen“, denn als ein armes Studentlein lebe er von Gnaden guter Leute und esse sich von einem Freitisch zum anderen durch die Woche, und Sonnabends decke ihm der Herr Michael Strauche auf. Als er den bedauernden Blick des Fräuleins auf sich sah, wollte ihm seine Aufrichtigkeit fast leid tun, aber er blieb tapfer bei seinem Text. Er habe niemand auf der Welt, als seinen Vater, den Doktor Johann Joachim Arend, einem Physikus und Astrologen, der habe ihn, da er ihn nicht beherbergen könne, bei einem alten Ehepaar untergebracht, einem Buchbindermeister Patruban und seinem ebenso uralten Weiblein. Es seien gute Menschen, nur etwas morsch und mürb von ihren hohen Jahren und der Mann zudem ein wenig wirt im Kopf durch einen Erbschaftsstreit, bei dem ihm von den Jesuiten so übel mitgespielt

worden sei, daß er darüber fast den Verstand verloren habe. Er erinnerte sich in diesem Augenblick der Worte des Fräuleins und unterbrach sich selbst: „Ihr habt wohl auch etwas gegen die Väter Jesu auf dem Herzen?“

Das Fräulein sah einem Floß nach, das vorüberkam, ein langer, steifgliedriger Wurm. Ein schwarzer, verwilderter Kerl klemmte das ungefüge Steuer an sich und pfiff laut und gellend den Abend entzwei. Anna Susanna stemmte sich halb sitzend gegen den Sand und gab dem Gefährten ein überaus schalkhaftes Lächeln: „Glaubt Ihr, daß ich für ein Nönnlein taue?“

Er sah, wie das Leben aus ihren Augen sprühte und wie schmiegfam ihre holde Gestalt war. „Weiß Gott,“ sagte er mit Überzeugung, „das wäre just das rechte für Euch!“

„Nun, die Väter Jesu wollen durchaus eins aus mir machen. Ich soll unter die Benediktinerinnen gesteckt werden.“

Entsezt fuhr er auf und starrte sie an: „Das wolle Gott verhüten!“

Das Fräulein schien die Sache wenig ernst zu nehmen. Zu solchen Dingen könne man nicht gut gezwungen werden, denn um Gott zu dienen, müsse man sich gern und freudig opfern. Und sie gedente allerwege in der Welt zu bleiben, wo sie auch auf ihre Weise Gott wohlgefällig wirken könne.

Aber der Arm der Jesuiten reiche weit, wandte der Student ein, und sie hätten viel zu reden im Lande, und wenn sie sich etwas vorgesezt hätten, so wüßten sie es zu erzwingen. Er sah das Fräulein mit einer solchen Angst an, als könne sie augenblicks und von seiner Seite weg ins Kloster gebracht werden. Trotzdem die Katholischen nur polnisches geringes Volk und die Minderheit in der Stadt

wären, gäben sie der deutschen lutherischen Bürgerschaft schwer zu schaffen, und die Studenten ihres Kollegiums seien so überaus hochmütig und herausfordernd, daß es alle Nasen lang mit ihnen zu Schlägereien komme. Er ereiferte sich und erzählte von den Schlachten, die er und seine Freunde den Jesuitenbuben geliefert hätten; dann kam er wieder auf die Gefahr zurück, die dem Fräulein drohte, und faßte nach der Hand, die ihm zunächst war, als müsse er die Freundin daran zurückhalten.

„Ich habe keine Angst,“ sagte Anna Susanna, „die Ruhme ist ja da, und die fürchtet sich auch vor den Jesuiten nicht.“

Als der Student aber durch ein Kopfschütteln andeutete, daß gegen die Jesuiten auch die Tapferkeit ihrer Ruhme wenig ausrichten könne, begann sich Anna Susanna ihrerseits zu ereifern: er kenne eben die Freiin von Bukow zu wenig, eine so herzengute Frau sie im Grunde sei, so komme es doch manchmal über sie wie ein Taumel von Tollheit; sie sei, wenn sie herausgefordert werde, bisweilen so wild und unbändig, daß man sie kaum erkenne. Überhaupt habe sie ein so ungestümes Wesen, daß sie sich in Gefahr bringe, auch wo es nicht nötig sei, und daß man oft genug um sie in Sorgen sein müsse. Sie aber gebe auf kein Zureden und Anmahnen; man müsse sie immer eher zurückhalten als antreiben, und wenn sie einmal gegen jemand ernstlich angehe, so habe der nichts zu lachen. Hinwiederum sei die Ruhme um Anna Susanna so überaus und beständig in Angsten, daß dieses immerwährende Behüten schon zur Last falle. Von alledem, was sie für sich selbst im Übermaß in Anspruch nehme, wolle sie Anna Susanna nicht das geringste verstaten. Sie werde gehalten wie ein rohes Ei und, wenn es nach der Ruhme ginge, so müßte sie ihre Tage unter einer

Glasglocke verbringen. In ihrem gemeinsamen Leben habe die Muhme alle Wildheit für sich genommen und Anna Susanna die Sanftmut und Ergebung zugewiesen, als wolle sie selbst nichts anderes als eine Klosterfrau aus ihr machen, was sie wieder anderenteils aufs heftigste bekämpfe. Wenn die Muhme sich das männliche Wesen zugelegt habe, so müsse das Weibische dafür ganz und gar von Anna Susanna dargestellt werden. Sie dürfe hier nicht einen Schritt auf die Straße tun, und auch bei dem heutigen Hochzeitsfest habe sie sich nicht zeigen dürfen, damit kein Gefrage nach ihr entstehe und etwa die Aufmerksamkeit der Väter Jesu erregt werde. So sei die Muhme voller Widerspruch in sich selbst, aber Anna Susanna lasse sich nicht ins Tüchlein binden, und was nicht offen geschehen dürfe, das müsse eben im Geheimen getan werden.

Demnach sei wohl das Schifflein Fahr-in-die-Welt ein Geheimnis vor der Muhme, fragte Johann Karl. Ja, und das sei eben das Schöne daran, lachte das Fräulein vergnügt entgegen. Dann aber entdeckte sie plötzlich, daß ihre Hand noch von den jesuitischen Schrednissen her in der des Studenten lag, lange genug, um ihm viel von ihrer eigenen Wärme gegeben und seine dafür empfangen zu haben.

„Es wird Abend,“ sagte sie leise, „wir müssen zurück sein, ehe mich die Muhme sucht.“ Der Goldhimmel über der Stadt war grau geworden, über den schwarzen Türmen ein dünner Streifen Grün, von unten her wie von züngelnden Flammen durchzuckt. Der Student war aufgestanden und sah eine Weile in den kleinen Wasserwirbel, der noch immer rastlos das Rindenstück einsog und ausspie. Hinter ihm rüttelte und klopfte das Fräulein ihr verdrücktes Kleid zurecht. Dann stießen sie gemeinsam



das Boot von der Sandbank ab, und der Student begann die Ruder mit aller Kraft zu rühren, den Blick unverwandt nach dem süßen Gesicht seines Gegenübers geheftet, das in der Dämmerung zu verschwimmen begann.

„Wißt Ihr mir einen Namen für mein Königreich?“ fragte das Fräulein leise. „Ihr seid doch ein Poet.“ „Wir wollen es Morgenland nennen,“ antwortete Johann Karl nach kurzem Besinnen, „weil dort die Sonne aufgeht, weil es voll von Schätzen ist und weil es für die anderen ein Geheimnis sein soll.“

\* \* \*

Nachdem die Hochzeitstafel beendet war, sollte der Tanz beginnen.

Die Freifrau von Bukow war diesem Vergnügen nicht zugetan, und auch dem Bürgermeister stand sein Verlangen nicht danach, also waren sie beide in einem Ding zu einer Übereinstimmung gebracht und nahmen auf der Tribüne Platz, wo die Zuschauer saßen. Es war ein französischer Tanzmeister aufgenommen, der die Paare ordnete und unterwies, wie sie sich zu halten und gehaben hätten. Man folgte ihm mit mehr oder weniger Geschick, denn die älteren deutschen Tänze galten nichts mehr, sie waren altmodisch geworden, und die neuen, die aus Frankreich gekommen waren, standen noch nicht in jedermanns Gebrauch, so sehr man auch wünschte, es den höheren Kreisen nachzutun. So hatte der Tanzmeister seine liebe Not, die zierlichen Schritte, Wendungen und Drehungen wenigstens einigermaßen zu erzielen, wie es ihm seine Kunst vorschrieb.

Bald nach dem Beginn dieses neuen Festabschnittes brach der Pastor Gabriel Andersch auf, denn er gehörte

zu den frommen Männern vom Schlag des eifrigen Johannes Münster, der den gottseligen Traktat von dem ungottseligen Tanz geschrieben hatte und der eine solche Lustbarkeit für eitel Teufelswerk ansah. Wenn der Pastor auch in seinem Innern das Drehen und Schleifen und Getue verdammt, so sah er doch andererseits ein, daß es wenig ersprießlich sein könnte, gerade zu solcher Stunde dagegen anzukämpfen, und zog sich aus dem Zwiespalt dadurch, daß er sich selbst entfernte, zumal ja auch der wahrhaft bedeutsamste Teil des Festes, nämlich das Essen, beendet war. Als er von der Freifrau von Bukow Abschied nahm, konnte er sich dennoch nicht enthalten, sie wegen ihres Verzichts auf den Tanz zu loben und ihr die Zufriedenheit des Himmels mit solcher Absage an das ungottselige Vergnügen auszusprechen.

Frau Alphema Polyxena aber sagte ihm ganz ruhig ins Gesicht, daß sie keineswegs deswegen dasitze, weil sie aus übergroßer Frömmigkeit dem Tanzen feindlich sei, sondern weil sie es zu dumm finde, sich von einem Mannsbild führen und drehen zu lassen und sich das zwangsweise Lächeln anzusehen, das dazu gehöre. Alles das, wohl gemerkt, nach einer Musik, die ihr andere machten, wo sie doch gewohnt sei, daß es nach ihrer Pfeife geschehe, wenn schon getanzt werden müsse.

Sie war also offenbar in ganz unfehllich ungnädiger Laune, und der Pastor biß sich die Lippen, mochte aber auch nicht mit diesem Bescheid wie ein Geschlagener sogleich vom Schauplatz abtreten, so fragte er denn mit sanfter Stimme nach dem Stand der Angelegenheit ihrer Nichte.

„Es ist ein Brief eingekommen,“ sagte die Freifrau, „von diesem sauberen Herrn Wolonski, der sich als Vormund aufspielt, des Inhalts, daß meine Nichte binnen

längstens vierzehn Tagen in das Ursulinerinnenkloster verbracht werden soll, wohlausgestattet, wie üblich.“

Ob denn Anna Susanna nicht, wandte der Pastor ein, die papistische, römische Kezerei gegen das reine Wort Gottes vertauschen wolle, dann könnte ihr, weil sie anderen Glaubens geworden, vielleicht doch leichter Schutz gewährt werden.

„Es ist der Glaube ihrer Mutter,“ sagte Alphema Polyrena, „den will sie darum nicht verlassen.“ Der Pastor bekam einen ganz schmalen Mund, er sah, daß er heute seitens der Freifrau auf keine besondere Gunstbezeigung zu hoffen habe, nahm von ihr Urlaub und ging.

Der Bürgermeister, der neben Frau Alphema Polyrenas Stuhl in einem sehr eifrig-ernsten Gespräch mit Adam Ruprecht und Matthäus Gerstmann stand, hatte mittendurch seine Aufmerksamkeit auf das gespannt, was zwischen seiner Nachbarin und dem Pastor verhandelt worden war. Jetzt wandte er sich ihr mit der Frage zu, ob er recht gehört habe, daß man die Auslieferung ihrer Nichte bereits verlangt habe.

Die Freifrau zog die Mundwinkel herab, als habe sie in Galläpfel gebissen, und warf den Kopf hintenüber: „Ich will Euch in dieser Sache nicht weiter bemühen!“ Sie zeigte deutlich, daß sie es aufgegeben habe, von dieser Seite einen Beistand zu erhoffen, und daß sie den Bürgermeister dafür verachte.

„So scheinen sie doch Ernst machen zu wollen,“ sagte er, ihr hartnäckiger zugewandt, als es sonst anderen Leuten gegenüber seine Art war, indem er seinen Kopf hin und her wiegte. „Wohlausgestattet, wie üblich, heißt es in dem Schreiben. Das will besagen, daß sich Eure Nichte bereiten soll, ihr ganzes Vermögen den Vätern Jesu zu übergeben.“

Es war nicht nötig, durch Vorhaltung solcher Aussicht und Auslegung des Wolonskischen Sendschreibens den Ingrim der Freifrau noch mehr zu entfachen. Ihre Nasenflügel zuckten, und sie sah den Bürgermeister mit einem Blick an, der ihn, wenn er im Umgang mit Frauen erfahrener gewesen wäre, zur Vorsicht hätte mahnen müssen. Die Herren hier, fuhr er ungeachtet dieser Warnungen fort, seien leider der Meinung, daß auf dem geraden Wege gegen die Jesuiten nichts auszurichten sei. Das sehe er bemüht, ihr zu sagen, als eine Möglichkeit zu günstigerer Gestaltung der Dinge, obzwar er ihr nicht verhehlen könne, daß er für seine Person oder in öffentlichen Angelegenheiten niemals zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehme, weil ihm dadurch die Gerechtigkeit ver-raten vorkomme. Vielleicht aber denke sie anders darüber, und es stehe bei ihr, immerhin noch den Versuch zu machen, ob man nicht auf einem Umweg die Dinge zum Besseren wenden könne. Da sei nämlich der Kardinalprimas in Warschau, der habe einen Sekretär, der, während der Kardinalprimas sich mit schönen Frauen vergnüge, die Geschäfte Seiner Gnaden nach und nach völlig an sich gezogen habe. Von dem heiße es, daß er seine rechte Hand nicht wissen lasse, was die linke tue, also daß man vielleicht etwas richten könne, wenn man eine Handvoll Dukaten auf die Reise nach Warschau schicke. Freilich wäre zu bedenken, daß die Jesuiten so selbständig dastünden und kaum dem Namen nach der sonstigen kirchlichen Ordnung eingefügt wären, daß man also des Ausganges keineswegs gewiß sei. Die Herren Ruprecht und Gerstmann aber wären der Ansicht, daß man es doch wenigstens wagen müsse.

Das war alles sehr gut vermeint und erwies, wie eifrig der Bürgermeister über einen Ausweg nachgedenken hatte;

aber die bedächtige, langsame Art, in der er es vortrug, brachte die Freifrau nur noch mehr auf, es war etwas in dieser geschwollenen Redeweise, das sie ihrem eigenen zufahrenden Wesen als so entgegengesetzt empfand, wie wenn an ihm schulmeisterliche Belehrung geübt werden solle. Sie hatte einen ganz roten, heißen Kopf und mußte sich Gewalt antun, um nicht gegen den Anstand zu verstoßen, als sie antwortete: „Durch das Reden wird kein Ding besser. Und ich hab' Euch nicht gebeten, meine Sache von einem zum anderen zu tragen und solchergestalt an die große Glocke zu hängen.“

Die Wahrheit dabei war, daß Alphema Polyxena in den letzten Tagen von ihrem guten Mut etliches eingebüßt hatte und in sich selber uneinig geworden war, ja, daß ihr manchmal die Befürchtung eines unguuten Endes aufsteigen wollte. Sie hatte ihren Vetter, den Herrn Thümbeling von Bergau aufgesucht und von ihm keinen besseren Trost empfangen, als von Herrn Rösner; auch er hatte von der Macht der Jesuiten gesprochen, der kaum etwas anderes entgegenzustellen wäre als wieder nur Piffigkeit, wie aber hier im besonderen Fall List anzuwenden wäre, hatte er ihr nicht sagen können, vielmehr zuletzt gemahnt, rechtzeitig das Land zu verlassen und über die Grenze zu gehen. Trotzdem Alphema Polyxena so die jaghafte Meinung des Bürgermeisters bestätigt sah, wuchs ihr Groll gegen ihn nur noch mehr und manchmal, wenn sie ihrem Ingrimme nicht genug auf der Kappe saß, brach er ihr aus, und da war es ihr, als habe niemand anderes an dem ganzen Unwesen Schuld, denn der Bürgermeister von Thorn. Sie erkannte dann, ruhiger geworden, solche Gedankenläufe als ein Stück Narrentum und rief sich selbst zur Ordnung. Stellte sich aber dann doch wieder vor den Spiegel, schnitt Gesichter, die die

würdigen Falten in des Herrn Bürgermeisters Gesicht verhöhnern sollten, sagte allerlei unsinniges Zeug in dem verhaszten bedächtigen Ton Herrn Rösners und beschloß die Vorführung mit einem Ausstrecken der Zunge gegen das Spiegelbild.

Indessen stand der Bürgermeister noch immer vor ihr und sprach in seiner ruhigen Weise weiter: es gebe viele kluge und besonnene Männer, die darauf hinzuweisen pflegten, daß im Königreich Polen die besten Gründe nicht für sich allein stehen könnten, sondern Brücken aus Gold haben müßten. Sein Freund, der Ratsherr Matthäus Gerstmann, sei gleich einer von ihnen.

Von seinem Namen getroffen, merkte der Ratsherr auf und gesellte sich den beiden zu: Der Bürgermeister, sagte er mit seinem feinen Lächeln, sei nun einmal nicht dazu zu bringen, mit den polnischen Wölfen zu heulen, versteife sich vielmehr immer wieder darauf, zuletzt alles von der Einsicht der Regierung zu erwarten. Er glaube noch an Beschwerdeschriften und dergleichen. So vortrefflich aber gewiß die von ihm verfaßten Einsprachen und so unanfechtbar ihre Logik sei, so könne man sich auf sein Recht allein nicht verlassen. Was nütze es, sich auf die Privilegien des Königs Sigismund August zu berufen, die schon im Jahre 1557 den Lutherischen das Recht der freien Ausübung ihres Glaubens zugesichert hätten? Was nütze es, daß ihnen damals sämtliche Kirchen zugesprochen worden wären, bis auf eine, die jedoch auch zur gemeinsamen Benützung mit den Katholischen bestimmt gewesen sei. Die sei ihnen schon im Jahre 1596 unter Sigismund dem Dritten abgenommen worden, und bald nachher eine, die den Benediktinernonnen zugesprochen worden sei. Und nun habe man auch noch die Jakobskirche geraubt, so daß den Lutheranern nur noch die Marienkirche ver-

bleibe, obzwar die ganze Bürgerschaft protestantisch sei und polnisch zumeist nur, was an Dienstboten und Arbeitern in der Stadt wohne. Die Jesuiten seien wie der Bandwurm, den man mit keinem Mittel abtreiben könne. Hätten sie nicht im Jahre 1605 ihr Gymnasium der Stadt aufgedrungen, und als es von den Bürgern zerstört worden sei, im Jahre 1611 wieder errichtet? Und was habe es genügt, daß sie von den Schweden im Jahre 1656 verjagt worden wären? Sie seien doch nach dem Frieden von Oliva wieder zurückgekehrt.

Die Freifrau hob während dieser Ausführungen des Ratherrn die Augen zum Himmel, als wolle sie ihn zum Zeugen anrufen, wie sie hier mittels Langeweile zu Tode gemartert werde.

„Was wollt Ihr?“ sagte der Bürgermeister, „wollte sich alle Welt der Landesitte unterwerfen und das Recht kaufen oder doch durch Geld stützen wollen, so wäre es bald so weit, daß es auf den Märkten gehandelt würde. Durch mich und unsere Stadt soll solches nicht gefördert werden.“

„Warum ratet Ihr mir dann anders?“ warf die Freifrau ein.

„Weil Ihr nicht so weithin sichtbar seid, wie der Rat einer Stadt, weil Ihr als eine Frau Euch schützen dürft, wie es nur angeht, und weil in Eurem Fall nicht Recht gesucht, sondern List wider List gesetzt wird.“

Alphema Polyxena entnahm aus alledem nichts, als daß diese Gründe auf schwachen Beinen standen und eine tränkende Geringschätzung kaum deckten. Sie zog ihren Blick von der Decke und warf ihn just wie eine Flamme von Ungeduld und Born auf den Sprecher: „Ich will von Euch nicht mehr beraten sein! Laßt mich zufrieden!“

„Wollt Ihr es etwa auf einen Prozeß ankommen lassen?“ fragte er unbeirrt und fest entschlossen, sie zu dem

zu belehren, was seiner Ansicht nach das einzig Tunliche war.,,Denkt doch nur an Eures eigenen Gatten Prozesse gegen den Staat!“ Gründlich, wie Herr Gottfried Rösner war, hatte er über die Frau, an der er einen ihm selbst wunderbar erscheinenden Anteil nahm, Erkundigungen eingezogen. Da war diese endlose Kette von Prozessen, die Herr von Bukow von seinem Vater ererbt hatte. Ein Lindwurm, ein Drache, der sich über die Güter derer von Bukow wälzte und ein Dorf nach dem anderen fraß. Während des Kampfes zwischen Polen und Schweden hatte die Krone Polen die Bukower Familiengüter zum Teil an andere vergeben, weil es die Alte mit den Schweden hielt. Darüber war man dann ins Prozessieren gekommen, und als endlich das Recht erstritten war, hatte man die Hälfte des einstigen Besitzes eingebüßt. Erst in der zweiten Ehe des Herrn Friedrich Wilhelm von Bukow mit Alphema Polyxena von Rosenthal hatte sich der Wohlstand der Familie wieder erholt.

„Denkt an den Ärger Eures Gatten,“ sagte der Bürgermeister nachdenklich, „den Kummer, die Enttäuschungen, die schlaflosen Nächte und nicht zuletzt an die Kosten. Wie oft mag der Frieden Eurer Ehe durch die Empörung gestört worden sein, mit der ein gesundes Rechtsgefühl auf jede Ungerechtigkeit antwortet? Und damals ging es nur um Geld und Gut, jetzt aber geht es um das Glück eines Menschenlebens. Es ist nicht jedermanns Sache, sich so mit den Gerichten herumzuschlagen.“

Jetzt hatte die Freifrau genug. Sie stand auf und stieß den Stuhl so heftig zurück, daß er umfiel. „Und darum ratet Ihr mir zu dem,“ sagte sie zornentbrannt, „was Ihr selbst zu tun verschmäht? Was Ihr seid, hab ich Euch bereits einmal gesagt, ich möchte es nicht vor diesem Herrn wiederholen müssen.“ Damit stieg sie von der Tribüne



hinab und verlor sich in dem jetzt besonders dichten Gewühl des Tanzes, während Herr Gerstmann von der anderen Seite des verdonnerten Bürgermeister lautlos hinwegglitt.

Man ordnete sich eben im Saal zum Zug in die Brautkammer, und es war ein Durcheinanderlaufen, Stoßen und Hälsereden, um alles deutlich zu sehen. Michael Strauche hatte sich für das Hochzeitsfest seines Töchterleins ein Vorbild an den Gepflogenheiten höherer Stände genommen, demnach sollte das junge Paar jetzt feierlich zur Brautkammer geleitet werden. Zwölf der angesehenen Gäste waren zu Ehrentavalieren bestellt, sie traten jetzt an, mit Leuchtern in den Händen, und nahmen das Brautpaar zwischen sich. Die Musik spielte einen feinen, säuberlichen Marsch, und so ging der Zug, Schritt für Schritt, sehr feierlich durch die Gasse gaffender Gesichter.

Herr Gottfried Rösner stand noch auf seinem Platz, unentschlossen, was zu tun sei. Als er dahintergekommen war, daß das Gespräch nicht so abgebrochen werden dürfe und er der Freifrau naheilen wollte, da standen die Gäste quer durch den Saal aufgemauert, und der Fackelmarsch kam daher, daß an ein Durchbrechen nicht zu denken war. Er war grob angefahren, er war fast beleidigt worden, aber als er sich entrüsten wollte, war seine Hand wie von selbst in die Tasche seines Rockes geglitten und hatte ein zusammengeballtes seidenes Ding gefunden, einen Handschuh, von dem stieg ein so seltsam warmes Gefühl aufwärts durch den Arm zu seinem Herzen, daß der Bohn von ihm wich. Mußte man dieser Frau nicht die Hälfte dessen abrechnen, was sie sprach und tat und von der anderen Hälfte noch etliches? Er rechtfertigte sie vor sich: an einen alternden Gatten gebunden, der durch sein

ewiges Prozeßieren zänkisch, mürrisch und übellaunig war, hatte sie ihren natürlichen Hang zum Ungeßüm und zur Streitsucht nähren und steigern können; es waren ihr mit der Bewirtschaftung der Güter Mannesaufgaben gestellt, und wie sie diese gelöst hatte, bis zum heutigen guten Stand, das bewies, daß sie die Kraft eines Mannes einzusehen vermochte. Dennoch war sie Frau geblieben, und wenn Männer ihre Kräfte und ihre Rauheit zähmen müssen, weil sie allenthalben von gleichen Kräften Widerpart erfahren, so mag eine Frau leicht unbeherrscht in ihrer Kräfteprobung werden, weil ihr immer noch ihre natürliche Schwäche zugute gehalten wird.

An diesem Punkte seiner Erwägungen angelangt, warf sich Rösner plötzlich ins Gedränge, als versäumte er etwas. Er ruderte, stieß um sich und trat auf fremden Behen herum, so daß er, wenn er nicht eben der Bürgermeister gewesen, wohl von manchem übel wäre angelassen worden.

Adam Ruprecht, der mit Matthäus Gerstmann in einigem Abstand der Unterredung wenn auch nicht Ohren-, so doch Augenzeugenschaft gegeben, reckte den mageren Vogelhals aus der Halskrause und wälzte die vorquellenden, blutgeäderten Halbkugeln der Augen: „Ist es nicht, als hätte Seine Gestrungen jetzt auch einigen Geschmac an der Jagd nach dem langrockigen Wildbret gefunden?“

„Das ist aber ein Wildbret,“ schmunzelte Herr Gerstmann, „dem nicht zu trauen ist. Es hat Hörner und Fangzähne, und wenn sich der Jäger nicht recht versieht, so rennt es ihn an die Wand, daß die Rippen krachen.“

Das Wildbret war aber entschunden und nicht im Saal, noch im Vorsaal zu finden. Herr Rösner stand eine Weile an der Treppe, die zu den Gastzimmern breit und braun mit glänzendem Holz anstieg, und lehnte den

Kopf an den geschnitzten Greifen, der das Geländer hielt und gegen den Vorfaal züngelte. Das Haus war so voll mit Hochzeitslärm angefüllt, daß kein anderes Geräusch zu hören war. Sie bliesen und fiedelten jetzt vor der Thür der Brautkammer, und über seinem Kopf die kerzentragende Melusine auf dem Hirschgeweih drehte sich leise, als sei die Tanzlüsternheit auch über sie gekommen.

Da ging der Bürgermeister recht betrübt und innerlich unsicher in den Garten hinab, indem er seinem getreuen Strycel, der ihm folgen wollte, bedeutete, er möge nur in der Gesindestube bleiben. Noch war eine zögernde Helligkeit über den Bäumen, während sich um die Büsche und das niedere Krautwerk schon Schatten wanden, sahl blinkten die Wege, die der Mann dahinschritt. Er hatte noch kaum etwas von der Hitze des Saales an die Abendfüße abgegeben, als ein Fenster aufklirrend gegen die Wand schlug und eine Stimme angstvoll in den Garten klang: „Anna Susanna!“

Dann kam leises Getrappel die Hintertreppe hinab, die Freifrau legte in die Dämmerung: „Anna Susanna!“ Sie fiel den Mann an, faßte seinen Arm: „Sie ist fort. Habt Ihr Anna Susanna nicht gesehen?“

Aus der Angst der Frau schlug ein Schrecken in den Bürgermeister, der ihn fast verfürte. In ihrem Zimmer sei sie nicht, leuchte Alphema Polyxena, wenn sie sich auch im Garten nicht finde, so müsse sie aus dem Haus gegangen sein. Wieder erhob sie ihre Stimme, lief durch den Garten, und der Bürgermeister lief neben ihr und bog die niederhängenden Büsche auf, ob sie nicht etwa darunter verborgen sei.

„Wenn sie aus dem Haus gelaufen ist,“ rief sie außer sich, „so kann ihr allerlei Böses begegnen.“

Das sei nicht zu befürchten, wandte der Bürgermeister ein, die Stadt sei sicher, und es könne jedermann ungefährdet durch die Gassen gehen. Dann aber fiel ihm plötzlich ein, wie frech und herausfordernd sich jetzt das polnische Volk zu betragen begann, daß ihm selbst vor kurzem mit Steinen Willkomm geboten worden war, und daß ein Trunkener unlängst in der Dunkelheit des Christoph Just Hausfrau angefallen hatte, um ihr die goldene Kette vom Halse zu reißen. So ging auch ihn jetzt eine ernsthafte Sorge an, und er sann darüber, ob er nicht etwa die Stadtwache aussenden sollte, um das Fräulein zu suchen.

Aber da kam ihm als Antwort ein Lachen von jenseits der Mauer, das Pförtlein ging knarrend auf, und die Vermißte stand da, sehr vergnügt und von einem Mannsbild begleitet. Mit einem Aufschrei fiel Alphema Polyrena über die Richte her, zog sie an sich und war so voll mütterlicher Zärtlichkeit, daß dem Bürgermeister selbst überaus warm dabei wurde, als wäre er irgendwie im weiteren Umkreis daran mitbeteiligt. Fragen überstürmten die Zurückgekehrte: „Wo bist du gewesen? Wie hast du mir entlaufen können? Weißt du nicht, wie ich mich Sorge?“

Das Fräulein lachte seine Verlegenheit hinweg: sie hätte schon gern zur Zeit zurück sein mögen, um der Ruhme keine Angst zu machen, aber die Strömung wäre heute besonders stark gewesen, es komme viel Wasser die Weichsel herab, es müsse oben in den polnischen Wäldern große Regen gegeben haben. Zuletzt wären sie zwischen zwei großen Steinen festgefahren gewesen, da hätte sich Kaldenborn ausziehen und bis zu den Knien ins Wasser steigen müssen, um den Rahn wieder los zu machen. Johann Karl Kaldenborn, solcher Art hervorgezogen und in den Vordergrund gestellt, machte eine Art Krachfuß und verneigte sich.

„Siehe da, unser Dichter,“ sagte Alphema Polyxena gnädig gelaunt wie durch ein unerwartetes Glücksgeschenk, „da hast du einen Poeten zum Fährmann gehabt.“

„Weiß Gott, er rudert wie ein Fischer,“ lobte das Fräulein.

Dennoch möge sie nicht so leicht hin das Haus verlassen, mahnte die Freifrau, man könne nicht wissen, was einem begegne. Darauf umschlang sie das Nichtlein und ging mit ihm dem Hause zu. Am Treppenende blieb sie stehen und wandte sich zurück. „Habt Dank!“ sprach sie, indem sie dem Studentlein die Hand reichte.

Der Bürgermeister war noch immer benommen von einem süßen Staunen über solche Fülle liebevoller Zärtlichkeit, die an diesem stacheligen Menschenwesen zwischen allem Ungefügigen und Wilden wuchs. Er beeilte sich, ein gutes letztes Wort zu bekommen, aus der Gemeinsamkeit der Angst heraus. Er räusperte sich, machte sich auch bemerkbar und sagte in milder Ergebenheit: „Gestattet, daß ich Urlaub nehme.“

Die Freifrau sah ihn an, wie erstaunt über seine Anwesenheit, sehr von oben herab. Es stieg ein Grimm in ihr empor, schwachmütig gesehen worden zu sein, sich an diesen Arm geklammert zu haben, den sie verschmähte. Der Bürgermeister ahnte nichts von der Wandlung, der graue Schleier der Dämmerung hing zwischen ihm und der Frau, und da Anna Susanna voranging und etliche Stufen höher stand, flüsterte er leise und vertraulich: „Ein so holdes Geschöpf, dem das Leben aus den Augen lacht, wollen sie in die Nonnenkutte stecken? Das darf nicht sein!“

Aber da knirschte und fauchte es ihm entgegen: „Bleibt Ihr bei Euren Rekrimationibus und Schmieralibus, Herr Bürgermeister.“ Zu Boden gewettert, betäubt und

zerdrückt blieb er zurück, während die beiden Frauen die Treppe hinan in ein dickes Dunkel stiegen. Nein, er kannte sich nicht aus; er kannte sich nicht aus, der Bürgermeister, obzwar er bis zu dieser Stunde die Menschen zu kennen geglaubt hatte.

Langsam ging er über den Hof der großen gewölbten Toreinfahrt zu, in der der Hund, an langer Kette rasselnd, mit Gekläff aus seiner Hütte fuhr und nach den Beinen des Bürgermeisters schnappte.

Hinter ihm aber ging einer, dem hing der Himmel voller Geigen, obzwar er nur ein armes Studentlein war und kein vielerlei Bürgermeister.

\* \* \*

Der Jesuitengärtner Stefan Paprocki hatte dem allzu üppig wuchernden Wuchs der Rosenhecken mit der Schere Einhalt tun müssen. Sie waren in diesem Sommer außer Rand und Band geraten, hatten unendliche Triebe geschossen, lange, mit scharfen Dornen besetzte Ruten, die sich verwirrten und verflochten, sich über dem Weg kreuzten. Sie griffen frech mit ihren Haken nach den langen Röcken der Väter Jesu, spießten und schützten, schlugen nach den Gesichtern, ein unfrommes Pflanzengesindel, das im Begriff schien, alle Gänge zwischen Obstgarten und Gemüsegarten mit einer Wildnis von Ranken und Dornen zu überwachsen.

Da war Stefan Paprocki eingeschritten, hatte sie zur Vernunft gebracht, und nun lag ein ganzer Haufen unsäglichen Zweiggewirrs am Rande der Kohlpflanzungen, das am nächsten Morgen in den Hintergrund des Gartens verbracht werden sollte, um dort, wenn es an der Sonne getrocknet war, des Feuertodes zu sterben. Er hatte seine

Arbeit mit einer rechten ingrimmigen Wollust getan, schnitt und sägte sich hinein und hindurch, ließ nicht nach, tritt gegen die wehrhafte Wildnis und befeuerte sich in seiner Wut immer wieder durch die Vorstellung, daß es die verfluchte lutherische Kezerbande sei, diese Deutschen, denen er so mörderisch zu Leibe rücken dürfe. Es war ihm, als durchschneide er Gurgeln, Hälse, feiste und magere Nacken, als köpfe und vierteile er eine zahllose Menge, und jeder Riß, den er von den Dornen davontrug, entflammte ihn nur noch mehr in seiner zornigen Hentertätigkeit. Hatten diese Hunde nicht seinen Schwiegersohn in Eisen gelegt, den Jan Ezelo, und ins Gefängnis gesteckt? Und warum? Aus keinem anderen Grunde, als weil er, ein wenig lustig von Branntwein, sich das goldene Kettlein hatte ansehen wollen, das der Frau des Schöppen Just auf dem dicken Bauch baumelte? Wegen solcher Dummheit schrien sie Zeter über ihn, die deutschen, kezerischen Schweine, und Gott mochte wissen, was sie über ihn verhängen würden.

Erst als der Abend gekommen war, hatte Paprocki seinen Kampf beendet, schweißtriefend, mit zerrissenen Händen, und da er den Superior herankommen sah, hatte er neben dem Haufen Posten gefaßt und den Hut abgezogen. Wie ein Soldat hatte er dagestanden, der den Feind erschlagen hat, von seinem Feldherrn eines Lobes gewärtig. Aber der Superior hatte ihm bloß obenhin durch Nicken den Gruß erwidert und war weitergegangen, schwarz und mager, zwischen den Gemüsebeeten ragend, mit leise knarrenden Sohlen. Es war zu merken, daß Herr Simon Ditwin von Promnik seine Stunde der Versunkenheit hatte, in der er kaum sah und hörte, und von der die Väter nur mit einem gelben, dünnen Lächeln um die Lippen sprachen.

Rückkehrend schaute der Superior auf, als er sich leicht am Strumpf gehalten fühlte. Ein Zweig des erlegten Hais hatte nach ihm geangelt und sich in die Maschen des Gewebes eingehakt, da wurde der Superior erst wieder der Welt um ihn inne. Aus dem offenen Speisesaal kam der Lärm der Studenten, die sich zum Abendessen versammelten, ein Zug Krähen flog hoch über dem Garten mit Geträusch einer fernen geballten Wolke zu, die weiß und rot war, wie ein fettes, blutiges Eingeweide, das die Nacht dem Tag aus dem Leib gerissen hatte, um es zu verschlingen. Auf der Straße hinter dem Jesuitengarten krachte polternd ein schwerer Wagen.

Der Superior löste sinnend den Zweig von seinem Strumpf, jäh durchzuckte ihn ein kleiner, heißer Schmerz, vom schmalen spitzen Finger rann ein winziges Tröpflein Blut. Das war dieser Saft, dieser purpurne, geheimnisvolle, dem man nicht gebieten konnte, der, bisweilen langsam und dünn schleichend, manchmal wieder aufschäumte, allen Gebeten zum Trost, ungeachtet allen Kniens auf kaltem Steinboden. Der Superior nahm den Zweig, der ihn verlegt hatte, auf, zog ihn nicht ohne Mühe aus dem Gewirr, und wieder zerriß ihm ein Dorn die blasse, dünne Haut seiner Hände. Ein feiner, roter Strich zog sich über die Beuge zwischen Daumen und Zeigefinger, aus dem an etlichen Stellen Getröpfel drang, eine kleine Korallenkette von Blut. Mit einem raschen Blick sah der Rektor um sich, sah sich allein im Garten, da bückte er sich und zog noch einige Zweige aus dem Haufen, starke, schmiegsame Ruten mit derbem Gedörn, das wie kleine dreikantige Dolche am Holz saß. Er öffnete seinen Priesterrock, barg sie an seiner Brust, und indem er die lange Knopfreihe wieder schloß, fühlte er die Dornen durch das Hemd in seine Haut dringen. Mit zusammen-



gebissenen Zähnen schritt er dem Kloster zu und ertrug die Pein, die jede Bewegung bereitete, mit einem Gefühl freudiger Genugthuung. Was wollte es bedeuten, daß ihm die Dornen die Brust zerbissen, zerrichteten, zerschlugen? Hatte man nicht den Heiland, den sündenlosen Mittler zwischen Gott und Menschen, mit Dornen gekrönt, die man ihm mit Stangen in das Haupt drückte, wie er es auf einem Bild des großen Meisters Tizian gesehen hatte, daß ihm das Blut über der Stirn in die Augen lief? So mochte er sich immerhin seine Brust zertragen lassen, ein wenig Qual bereiten diesem Leib aus Schlamm, in dem ein Strudel unreinen Blutes umlief. Ohne Seufzen, ohne Weinen, ohne Weh, kommt man nicht in die Höh'! sagte er das Wort des Augustinus nach.

Aufgerichtet, ohne sich Pardon zu geben, durchschritt er die gewölbten Gänge des Klosters, von den Vätern begrüßt, die jetzt beim Klang der Glocke aus ihren Zellen kamen. Er öffnete die Thür des Refektoriums, an zwei langen Tischen saßen die Studenten, am dritten die Väter Jesu, leise Gespräche auf den Lippen. Sie verstummten, als der Superior an seinen Platz trat, sie erhoben sich mit gefalteten Händen, alle zusammen, und sprachen das gemeinsame Tischgebet. Als es zu Ende war, fiel an den Studententischen Lärm ein, die Worte an der Tafel der Väter blieben gemessen, kühl und leise. Sie wehten über die weiß geschauerten Platten, surrten und zischelten über die zinnernen Teller, die aus kargen Schüsseln gefüllt wurden, denn der Superior hielt auf klösterliche Strenge und Einfachheit: Gemüse, schwarzes Brot und Käse mußten dem Magen genug sein, Wasser war der Trunk.

Wenn der Superior die Hände über dem Teller regte, wenn er sie zum Mund hob, fraß der Schmerz an seiner

Brust, aber er achtete dessen nicht, blieb standhaft. Schweigend verzehrte er sein Mahl, von den Vätern unangegprochen, als wäre er nicht vorhanden, wie es nach seinem Willen war. Der Admonitor, Heinrich von Drahotusch, der ihm zur Rechten saß, sah schiefen Blickes aus schmal geschlitztem Auge nach dem Nachbar; er sah aus dem sommerlich dünnen Stoff des Rockes Dornenspißen dringen, und indem er sich sein Teil dachte, verkniff er ein Lächeln.

Nachdem die Mahlzeit beendet und das Gratias gesprochen war, lärmten die Schüler hinaus. Sie verstreuten sich über den Garten, schlichen zum Gärtner Paprocki, der ihr Vertrauter war, wenn es galt, gegen die Klosterregeln zu sündigen und die dürftigen Mahlzeiten durch eine Einfuhr von außen aufzubessern. Der Superior stand hoch und schlank inmitten der Brüder, allerlei Gedanken rannen ihm aus und ein im Hirn, es war ihm, als müsse er etwas sagen und konnte sich dessen doch nicht besinnen, da neigte er denn grüßend den Kopf und ging hinaus; das Gemurmel zog hinter ihm her, während er die öden Gänge dahinschritt. An der Wendung zur Treppe blutete leise knisternd ein Lämpchen vor der schwarzen Mutter Gottes von Ezenstochau, der Superior beugte ein Knie und schlug das Kreuz. Im Obergeschoß war es heller, hier verweilte noch Tageslicht, die Kaze des Gärtners schlich auf ihren Jagdwegen zwischen Boden und Keller leise die Wand entlang und blieb, als der Superior an ihr vorbeikam, schnurrend stehen, indem sie einen Buckel machte und den Schweif steil aufstellte. Herr Simon Ditwin von Promnik hielt den Blick aber auf der anderen Wand, wo die Bilder seiner Vorgänger hingen, schwarz mit gelben Gesichtern, von der Dämmerung gespenstisch gemacht, jedes in seinem Rahmen ein

Stück unbegreiflichen Schicksals auf dem weißen Grund des Nichts oder der Ewigkeit. Alle diese längst verwesten und nur hier noch blickhaften Augen folgten ihm nach, wie er seine Selbstpeinigung den Gang entlang trug bis zu der Tür an dessen Ende, neben der das Bild des Ordensstifters hing, des heiligen Ignatius von Loyola, der aus einem Kriegsmann ein Streiter Gottes geworden war. In einem verschlossenen Gesicht brannten zwei Fackeln von Augen unter einer gehämmerten, steilen Stirn, die ohne Erbarmen gegen sich selbst und die Feinde der Kirche war.

Leer und kahl lag die Zelle des Superiors, nur von schmalem Bord schaute eine Reihe von Büchern in schweinsledernem Einband, auf dem die Titel mit braun gewordener Tinte geschrieben standen. Unter dem schmalen Fenster das Bett war ein dürftiges Stangengerüst, über dessen Gurten ein Strohsack, wollene Decken und ein hartes Kopfkissen jeden Gedanken an weltliche Aupigkeit verneinten. Bis mitten in den Raum war der Superior vorgeschritten, nachdem er den Riegel vor die Tür geschoben hatte, jetzt klammerte und rang er eine Hand in die andere und preßte die Flächen zusammen: „Mein Gott, mein Gott, erlöse mich von der Pein, nimm mir die Flammen aus meinem Blut, die Bilder aus meinem Hirn, das Wünschen aus meinen Gedanken. Warum läßt du zu, daß sie in meine Nächte kommt, daß sie meine Träume betritt, leicht und schwebend, wie sie im Leben gewesen? Warum hab' ich meine Ruhe nicht behalten dürfen, dort unter den Chinesen, wo mir alles, Heimat und sie, schon untergegangen war? Warum haben sie mich zurückgeholt, daß ich mir die alten Wunden aufreiße und das höllische Feuer in mein Fleisch gieße.“

Er sah den gläsernen Sarg vor sich wie in Träumen der Nacht, die ungeheure Trauer stand in ihm auf über den Tod, der sie hinweggeführt hatte, und er erlebte wieder den unsagbar freudigen Schrecken, da die vermeintliche Leiche sich regte, ihr süßes Lächeln erwachte und ihre Augen, aufgehend wie Sonnen, ihn in sich tranken, daß er alles vergaß. Da der Sarg klang und zerfloß und sich die Tote erhob, strahlend wie in glücklichsten, fernen Tagen und er zwischen Himmel und Erde, zwischen Diesseits und Jenseits schwebend, in unermesslicher Seligkeit sie umsing und in ihr verging. Teufliches Blendwerk hatte ihn verwirrt, da er wehrlos war vom Schlaf, und hatte eine Tote wiederbelebt, daß die alte Sünde noch über das Grab hinaus Macht über ihn gewann.

Die Verschränkung der Hände öffnend, hatte er die Stirn hineingelegt und drückte mit den Daumenballen seine Schläfen zusammen, das Pulsen der Adern zu dämmen. Jetzt ließ er, da der Krampf seine Arme zu ermüden begann, die Umklammerung auf, die Hände sanken ihm zur Brust und öffneten die Knopfreihe seines Rockes. Auf dem Hemd stand in roten Flecken die blutige Schrift des Kampfes wider sich selbst, nur ungenügend gaben die Dornenzweige Brust und Rock frei. Vom Bett schlug der Rektor die wollene Decke zurück, legte das Martergedörn auf den Strohsack und löste den Halsbund des Hemdes, um es über den Kopf zu ziehen. Mit nacktem Oberkörper stand er da, mager, mit weißer, zarter Haut über den vortretenden Knochen, die Brust voll unzähliger kleiner Wunden, die von Blutgerinnsel verklebt waren.

„Maria, Jungfrau Maria, Fürsprecherin, bitt' für mich, daß die Flammen erlöschen, laß mich rein werden in meinen Gedanken, reich' mir deine gebenedeiten Hände,

führe mich aus dem Schlamm meiner Sünden, auf daß ich nicht in Verdammnis falle.“

Er warf sich hintenüber in die Dornen, heiß schlug der Schmerz in ihn hinein und leckte mit glühender Stachelzunge von den Schultern bis zum Gürtel. Gegen seinen Willen drang dem Mann ein Stöhnen aus der Kehle, er spürte die Abwehr seines Fleisches gegen die Folterung, aber sein Geist, mächtiger als alles Widerstreben empfindlicher Muskeln und Nerven, zwang den Leib nur noch tiefer in die Qual. Er drückte sich in die wilden Bisse, wälzte sich in ihnen herum und fühlte, je heftiger er zerrißen wurde, eine Loslösung, ein Aushauchen übler Dünste seiner Seele, ein Freiwerden von der Erde und einen beginnenden Jubel, der ihn immer höher emportrug. Es war wie ein Wehen weicher Schleier um ihn und ein Klang silberner Vogelstimmen auf den Schwingen von Glocken.

In seinen dämmerhaften Zustand drang ein Klopfen, das sich immer mehr verstärkte, bis es den Entweichenden einholte und ihn in seine Zelle zurückzwang.

Er erhob sich, warf die Decke über das zerwühlte und blutbefleckte Lager und kleidete sich rasch an. Nachdem er Licht geschlagen hatte, schob er den Riegel zurück.

Der rundliche, schlitzäugige Admonitor trat ein, seine listig geschliffenen Blicke liefen rasch durch den ganzen Raum und überfahen keineswegs das zerdrückte Bett und den Dornenzweig, der herabgefallen war. Er bat um Verzeihung, daß er den Superior in seinen Andachtsübungen störe, aber der Bruder Mauritius sei aus Warschau angekommen mit bedeutsamen Nachrichten vom Hof, ob er eingelassen werden dürfe.

Auf die müde gewährende Kopfneigung des Superiors öffnete er dem Bruder die Thür. Mauritius blieb nach

zwei Schritten stehen, über sein erloschenes Gesicht flackerte der Schein der vom Luftzug bewegten Kerzenflamme. Ein wenig vornüber gebeugt, trotz seiner breiten Schultern, wartete er wortlos, bis er gefragt werde, ganz nur von dem Gedanken des Gehorsams erfüllt, nichts anderes als ein Werkzeug seiner Oberen, das auf einen Wink spricht oder schweigt, sich erinnert oder vergißt, zugreift oder sich bescheidet. Über Aufforderung des Superiors begann er seinen Bericht.

Monsignore Hynek von Glewik, der Sekretär seiner Gnaden, des Kardinalprimas, sende seine untertänigen Grüße und lasse sagen, daß der Rabinetttsrat des Königs unter Vorsitz des Fürsten Lubomirski entschieden habe, die Beschwerdeschrift der Stadt Thorn wegen Zuweisung der Pfarrkirche zu St. Jakob an die Rechtgläubigen zu verwerfen.

Der Admonitor nickte dem Superior fröhlich zu: „Sie werden die lecherischen Nasen hängen lassen, die gestrengen Herrn, und die löbliche Bürgerschaft wird Galle speien. Hilft ihnen aber nichts, dank der Fürbitte der Gottesmutter und aller lieben Heiligen muß die Kirche siegen und wird der Schlange den Kopf zertreten.“ Der Admonitor war ein allzeit wohlgemuter Herr, obzwar er dazu berufen war, die Bußübungen der Väter zu ordnen und zu überwachen, und er blieb selbst dann noch frohgelaunt, wenn er harte Strafen zu verhängen hatte. Jetzt ließ er sich auf einen Stuhl nieder, legte die Hände auf die Knie und sah den Bruder Mauritius erwartungsvoll an.

Es sei immerhin einiger Widerstand zu überwinden gewesen, fuhr der Bruder Mauritius fort, ohne daß sein Gesicht verriet, daß er an dem, was er berichtete, anders teilhatte, denn das Papier, auf dem eine Botschaft

geschrieben steht. Es hätten etliche Räte Bedenken gehabt, die in den Akten angegebenen rechtlichen Fakta in den Wind zu schlagen —

„Man wird sich ihre Namen geben lassen und wohl vermerken,“ warf Herr Heinrich von Drahotusch ein.

— Und sie hätten gemeint, daß die alten Privilegien nicht so ohne weiteres außer Kraft gesetzt werden könnten; indessen sei es dem Fürsten doch gelungen, sie davon zu überzeugen, daß das lebendige Bedürfnis der heiligen Kirche wichtiger sei als alte verstaubte Gerechtsame von Ketzern. Der König, der jener Sitzung nicht beigewohnt, habe nach seiner Rückkehr aus Dresden nach einigem Zögern dem Beschluß seine Billigung gegeben.

„Nach einigem Zögern,“ sagte der Admonitor, indem er seine Hände von den Knien nahm und wieder sinken ließ, „das ist das deutsche Blut in ihm, das sich regt. Aber dennoch: es ist ein herrlicher Sieg, den wir feiern müssen.“ Er erhob sich und ging mit kleinen Schritten von Wand zu Wand, während er auszumalen begann, wie der Triumph der Kirche vor sich gehen würde. Jetzt könnten die alten Reliquien der St. Jakobskirche, die vor Zeiten, bei ihrer Überlassung an die Lutherischen, nach Warschau übertragen, und die neuen, die in Rom vor kurzem erstanden worden waren, in sie verbracht werden. Man müsse eine Prozession veranstalten von solcher Feierlichkeit, wie sie in Thorn noch nicht gesehen worden sei; der Jubel, der im Himmel herrsche, müsse sich auch auf Erden kundgeben mit Läuten aller Glocken, Fahنشwingen, frommen Gesängen und allem Prunk, dessen die Kirche nur fähig sei. Wie würde sich der Heilige freuen, wieder von seinem Haus Besitz ergreifen zu dürfen, den greulichen Ketzergestank und die in den Stein eingefressenen Lügen der Lutherischen ausgeräuchert und

sich alles, vom Portal bis zum Turm, vom Taufbecken bis zum Altar neu geweiht zu sehen. Wie würde er springen und singen, wenn das Stück seines Mantels und sein heiliger Backenzahn zurückkehren würden, ungerechnet den Teil des Tischtuches, auf dem das letzte Abendmahl gehalten worden, das Holz von der Krippe des Jesukindleins und die vielen anderen unschätzbaren Heiligtümer, die ihm einst gehört hätten. Die Zelle wurde zu enge, der Abmonitor erfüllte sie mit seiner betriebsamen Frömmigkeit, er schlug in die Hände, patschte gegen die Wände, seine freudige Begeisterung rauschte aus ihm wie Hochwasser, das den Damm durchbrochen hat. Er redete daher wie ein kleiner unwissender Landpfarrer, ein schmutziger Bauernpfaffe, der sich die heiligen Dinge nicht anders vorstellen kann als nach seiner grobschlächtigen, bäuerischen Weise. Der Superior betrachtete dieses Wesen mit einer steilen Falte zwischen den zusammengezogenen Augenbrauen und spöttischem Mund.

Tanzen würde der Heilige, tanzen, umsprungen von den Irlehrern Hermogenes und Philatus, die er durch seine gewaltige Rede bekehrt und deren Zauberbücher er ins Meer geworfen hatte, von dem Schergen, den er noch auf dem Weg zur Richtstätte dem Christentum gewonnen hatte, und dem unschuldig gehängten Jüngling, den der Heilige am Galgen so lange lebend erhalten hatte, bis seine Unschuld erwiesen war; den Pilgerstab und die Kürbisflasche würde er vor Freude in die Höhe werfen und wieder auffangen, und die Hühner würden um ihn flattern, die schon gebraten gewesen und die er dem ungläubigen Richter vor der Nase weg wieder lebendig gemacht hatte.

Der Superior, der an dem Tisch stand, stemmte seine Hand mit gespreizten Fingern gegen die



Platte: „Ich bitte Euch, Bruder Mauritius, fahret weiter fort.“

Der Jesuit neigte gehorsam den Kopf: Monsignore Hynet von Slewitz habe gemeint, der Fürst Lubomirski habe sich den Dank der Kirche und insbesondere den der Väter Jesu verdient.

In seinem Freudenausbruch innehaltend, blieb der Admonitor vor dem Superior stehen: „Wir wollen in unserem Streit um den Wald von Lipno die Klügeren sein und nachgeben. Das wird dem Fürsten unsere Dankbarkeit erweisen und ihn uns noch mehr verpflichten. Und wir verlieren dabei nicht viel. Die Bäume haben den Wurm . . . mag er sich mit ihm herumschlagen.“

Mit zusammengebissenen Zähnen stand der Superior da, den Rücken vom brennenden Feuer der Wunden überströmt. Er löste die Fingerspitzen, die vom Druck ganz weiß und tot waren, von der Tischplatte und brach den Mund auf: „Ich danke Euch, Bruder Mauritius. Hat Monsignore Slewitz Euch noch eine Botschaft mitgegeben?“

Mit dem gehorsamen Neigen des Kopfes bejahte der Jesuit: es handle sich um jenes Fräulein Anna Susanna von Löwenberg, das Christo als Braut zugeführt werden solle. Es sei unzweifelhaft, sage der Sekretär, daß nach göttlichem und menschlichem Gesetz nichts dagegen spreche, wenn das Fräulein bei den Benediktinerinnen eingekleidet werde; aber er gebe immerhin zu bedenken, daß, wenn es etwa nicht freiwillig und ungezwungen den Schleier nehmen wolle, doch einiges Aufsehen und unliebsamer Aufruhr daraus entstehen könnte. Jetzt, wo die Gemüter ohnehin durch die Entscheidung des Rabinetts aufs neue erregt und gereizt werden würden, müsse man sich hüten, den Bogen etwa zu überspannen. Man müsse klug und

vorsichtig sein, nicht alles auf einmal wollen und daran denken, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei.

Zwischen dem Bruder Mauritius und dem Superior wippte der Admonitor auf den Fußspitzen und sah von einem zum anderen; er blies die Backen auf, schnob durch die Nase, pfiff durch die Zähne: „Was sagt man dazu?“ murmelte er. „Wie besorgt Monsignore Glewik ist, daß die Reher nicht in Aufruhr geraten. Mögen sie sich die Mäuler zerreißen, das Fräulein ist nicht ihres Glaubens, so werden sie wohl ihre Hände davon lassen. Wenn sie die Kirche hergeben müssen, die sie seit etlichen hundert Jahren besessen haben, so werden sie wohl erst recht dazu schweigen müssen, wenn eine Tochter unserer heiligen Kirche nach dem Willen ihrer Mutter zur Ordensfrau gemacht wird. Da wird ihrer Muhme kein Herumlaufen und Aufheken helfen . . . Im übrigen“ — er unterbrach sich und zwinkerte dem Superior zu — „im übrigen wüßte ich gern, wer dem Monsignore solche Bedenken in dieser Angelegenheit eingeflößt hat, daß er gar so gewichtig dagegen spricht, möchte auch glauben, daß es nicht unangebracht wäre, ihm ein Licht aufzustecken und ihm gute Gegen Gründe an die Hand zu geben.“

Über den Kopf des beweglichen Admonitors hinweg ging der starre Blick des Superiors geradeswegs auf das kleine Muttergottesbild, das, sehr plump und unbeholfen auf die Rückseite des Glases gemalt, an der gegenüberliegenden Wand hing; aber dieser Blick war von der Art derjenigen, die überhaupt nichts Gegenständliches wahrnehmen, sondern durch alle Dinge, die auf ihrem Wege liegen, hindurch ins Wesenlose dringen, ins Ungehaltete, wo die Gedanken und Gefühle unkörperhaft daheim sind und wo in alle menschliche Beschränktheit ein Hauch des Ewigen herüberweht.

„Was meint Ihr?“ bedrängte ihn der Admonitor aus der Gegend des Greifbaren her, Antwort heischend.

Die Finger der Hand, die auf dem Tisch lag, zogen sich zur Faust zusammen, und der Superior sagte, indem sein Blick zu den Dingen zurückkehrte: „Davon kann niemals die Rede sein, daß wir von Gottes Unrecht auf diese Seele abstehen. Das Fräulein ist dem Himmel verlobt und dabei soll es bleiben, auch wenn sich alle Welt dagegen auflehnt und der Teufel seinen ganzen Heerbann bewaffnet.“

Mit einigem Erstaunen sah der kleine Admonitor zu dem Superior auf und lobte seine Entschlossenheit und sein tapferes Vornehmen, dem Reiche Gottes keinen Abbruch geschehen zu lassen. Dann wandte er sich gegen den Bruder Mauritius, der mit seinem erloschenen, unbewegten Gesicht an der Tür stand, als habe er alle seine Sinne eingefargt und in die Erde gesenkt; er dankte ihm und entließ ihn, und als der Ordensbruder die Zelle verlassen hatte, begann der Admonitor von neuem.

Was der Superior aber zu tun gedente, wenn das Fräulein ernstlichen Widerstand leisten sollte. Habe es doch seine Ruhme zur Seite, diese Freifrau von Bukow, ein wehrhaftes Weib, wie man gestehen müsse. Dieses Frauenzimmer lasse nicht nach, Bundesgenossen zu werben und eine Leibgarde zusammenzutrommeln, und es sei nicht ohne weiteres mit der Hand wegzuschieben. Habe es nicht auch den Weg zu Monsignore Slewik gefunden, wie wohl nicht zu verkennen sei? Zum Glück aber habe Slewik zwei Ohren, und da müßte man eben dafür sorgen, daß er die Sache auch von der Gegenseite zu hören bekomme.

„Sie hat eine andere Aufgabe,“ sagte der Superior, ohne auf die Reden des Admonitors zu achten, „als etwa

zu heiraten, einem Hauswesen vorzustehen und Kinder zu gebären. Ihr ist auferlegt, sich selbst von allen Sünden und aller Weltlichkeit freizuhalten, Christi erwählte und reinsten Braut zu werden, daß ihr Gebet bei ihm Geltung habe und er ihr nichts versagen könne, denn sie hat für das Seelenheil ihrer Mutter zu bitten, auf daß sie aus dem Fegeseuer erlöst werde. Diese Welt ist so voll Dreck, Unflath und teuflischen Schlingen, daß sie vor ihr bewahrt werden muß, sie ist zu gut, um sich mit ihr zu plagen und zu schlagen und am Ende ihrer Tage mit leerem Herzen vor Gottes Stuhl zu treten.“

Der geschliffene Blick der geschlizten Augen strich scharf über das hagere Gesicht vor ihm und die zuckenden Lippen: er sei mit dem Superior in seinem frommen Eifer einig, aber es müßte bedacht werden, was zu geschehen habe, wenn man ihnen das Fräulein nicht gutwillig übergeben wolle. „Hat diese Freifrau von Butow nicht dem Vormund Wolonski auf sein Schreiben geantwortet, daß sie nicht daran denke, ihre Nichte ins Kloster stecken zu lassen? Ist der erste Termin nicht verstrichen, ohne daß das Fräulein gekommen ist? Und was wollen wir tun, wenn der neue abermals verstreicht, den wir als den endgültig letzten bezeichnet haben?“

Der Superior stieß sich vom Tisch ab und ging, ein wenig wankend, zum Fenster, vor dem ein Birnbaum den Nachtwind in seine große dunkle, rauschende Krone fing. „Gott läßt mit sich nicht spaßen noch handeln,“ murmelte er, „was ihm versprochen ist, wird er fordern und eintreiben.“

Es war eine Weile still hinter ihm, dann sagte der Admonitor mit einem leisen, vergnügten Schmaßen: „So wollt Ihr es mir überlassen, zu tun und verfügen, was der Augenblick und Gottes Vorteil erheischen?“

Wortlos ließ der Superior den Kopf gegen die Brust sinken, und der Admonitor, das Zeichen der Zustimmung rasch aufnehmend, rief frohgelaunt: „Dann mögen Euch die Gottesmutter und alle lieben Heiligen, denen Ihr eine Seele gewinnen und zusenden wollt, heute eine gute Nacht gewähren.“

Der Superior hörte, wie sich die Tür seiner Zelle schloß; nun war es ganz still um ihn, nur vor dem Fenster sprach der Wind mit den dunklen Bäumen. Auch der Himmel war von Nacht erfüllt, nur am westlichen Horizont war zwischen zwei Treppengiebeln hoher Häuser ein schmaler Schlit in die Finsternis gerissen, durch den man in eine blausilberne Helle sah, von solcher Milde, daß sie das verstörteste Herz bewegen mußte. Wie der Superior eine Weile hingestarrt hatte, da begannen ihm die Knie zu zittern, und indem sie unter ihm wichen, sank er unaufhaltsam am Fenster zusammen, bis er, einen Arm über der Brüstung, mit dem Kopf am Fensterbrett lag.

„Vergib mir . . . Reinste, Heiligste,“ flüsterte er, „die du gebenedeit und erlöst in deiner Verklärung bist. Dir ist verziehen, dessen bin ich gewiß. Nicht um dich geht es, nicht du bedarfst der Fürsprecherin, ich schreie nach dem reinen Boten zu Gott, ich, der ich mich im Schlamm meiner Sünden wälze, wie der wilde Stier in den Wäldern, ich schreie nach dem Engel, der meine Gebete emporträgt . . .“

Plötzlich erschauernd fühlte er die harte Kante des Fensters vor seiner Stirn und schlug den Kopf mit aller Macht drei-, viermal gegen sie, daß es ihm war, als stürze er in einen tiefen Schacht.

\* \* \*

In einem der alten Häuser am Hafen mit den Treppengiebeln, dem etliche hundert Jahre ins verwitterte Gesicht geschrieben standen, dem Kornmesserhaus, wohnte der Buchbindermeister Patruban. Die Ziegelmauern, so tief rotbraun sie von Sonne und Regen geworden waren, standen noch fest, aber die grünglasierten Schmucksteine, die einst die Simse unter den hoch emporgezogenen, spitzbogigen Blindfenstern und die Abfäße der Siebeltrappe geziert hatten, waren abgebröckelt und aus dem Mörtel gefallen. Das Haus diente etlichen großen Kaufleuten Thorns als Lagerspeicher, vor allem Herrn Matthäus Serftmann, dem der Hauptanteil daran gehörte, und dieser war es auch, der dem alten Buchbindermeister zwei seiner Räume als Wohnung gegeben hatte.

Wenn man in Patrubans Werkstätte gelangen wollte, so mußte man sich tagsüber durch ein überaus reges und geschäftiges Gewimmel winden. Die Weichsel war ein guter Weg zwischen Deutschland und Polen, dem Meer und den ungeheuren Wäldern im Innern, und von allen Gütern, die in den Thorner Hafen verbracht wurden, auf Schiffen und Flößen aller Art, nahm ein guter Teil wieder seinen Durchzug durch dieses Haus. In der breiten Einfahrt türmten sich ganze Wände von Fässern, der weite Hof, den die vier Flügel des Gebäudes umstanden, war erfüllt von Ballen Tuch, von Brettern, von Säcken mit Korn, von Bündeln von Häuten; von den breiten Lastwagen wurden mit betäubendem Getöse Eisenstangen abgeworfen, und alle diese Säcke, Ballen, Bündel, Fässer wurden durch die Krahne, die sich aus den Siebeln vorneigten, erfaßt und hochgehoben oder schwebten aus der Höhe herab, um verladen und weggeführt zu werden. Es roch nach Gewürzen, nach Leder, Heringen, Tran, Tabak und Staub, und vom Morgen bis zum Abend

durchschwirrte ein Geschrei in zwei Sprachen, ein Rufen, Lachen, Fluchen und Schimpfen das weitläufige Gebäude von den gewölbten Kellerräumen bis zu den Bodenspeichern. Man hatte zu tun, um sich in diesem beständigen Kommen und Gehen zurechtzufinden, um nicht zu Boden gestoßen, von rollenden Fässern an die Wand gequetscht oder von den hochbeladenen Lastwagen überfahren zu werden.

Bei Nacht sank eine seltsame Stille auf dies alles herab, die Dinge, um die noch vor kurzem ein so heftiges Mühen gewesen war, standen und lagen verlassen, die Ratten stiegen aus ihren Löchern und fühlten sich als Herren, denn der alte Wächter, der auf irgendeiner Heringstonne oder einem Ballen Tuch saß und aus einer langen holländischen Tonpfeife seinen Tabak rauchte, war nicht zu rechnen. Außer ihm hausten zur Nachtzeit in dem weiten Gebäude nur noch drei Menschen: die Eheleute Patruban und das Hungerstudentlein Johann Karl Kaldenborn. Dem war das Speicherhaus eine lustige Welt und, wenn sie bei sinkendem Licht einsam wurde, beinahe noch lieber, weil sie dann ihm allein gehörte. Ehe der Wächter das große Tor schloß, tummelte er sich mit seinen Freunden durch die Gänge und über die Gebirge von Waren. Er hatte überall seine Engpässe, seine Ritterburgen und Räuberhöhlen, es wimmelte von Abenteuern, es gab hier Kämpfe und Belagerungen, kein Winkel, keine Treppe, keine Kammer, die nicht schon Schauplätze unerhörter Heldentaten gewesen wären. Wenn das große Tor geschlossen wurde, dann mußten die Freunde abziehen, darin verstand der Wächter keinen Spaß, aber Johann Karl, der zum Haus gehörte, durfte bleiben und setzte seine Geschichten fort, indem er sich jetzt seine Gefährten erdachte und Freund und Feind aus den lustigen

Ländern seiner Phantasie herbeiholte. Nun war er über jene Knabenspiele hinausgewachsen, aber das Haus war ihm von damals her vertraut geblieben, und die dunkelste Mitternacht hätte ihm keine anderen Gespenster gezeigt als jene, die er um eines angenehmen Gruselns willen selbst berufen und auch wieder abberufen konnte.

Für den alten Mann, bei dem er wohnte, war dieses Haus ein Ort des Grauens und beständigen Entsetzens. Er war seit jenem Prozeß, den er um das Vermögen seines Bruders geführt hatte, schreckhaft geworden, denn die geheimnisvollen Drohungen, diese Ankündigungen unsagbarer und unvermeidbarer Unglücksfälle, mit denen die Gegner seinen Mut zu lähmen gewußt hatten, wirkten nach und ließen ihn die entsetzlichsten Dinge befürchten. Es ging noch an, solange das Haus vom Lärm des Tages erfüllt war, wenn es aber dunkel und still wurde, dann wagte er sich kaum mehr vor die Thür. Schrednisse lauerten draußen, die über ihn herfallen konnten, namenlose und gestaltlose Greuel warteten nur darauf, aus der Finsternis loszubrechen. Wenn es arg wurde, saß er zitternd in seinem Lehnstuhl und horchte nach den Geräuschen, die niemand anderes wahrnahm als er, nach dem Schlürfen von Schritten, dem Seufzen, dem Schleppen von Gewändern und dem Kraken an den Wänden. Es gelang weder seiner Frau, die, wiewohl mit ihm gleichaltrig und auch körperlich gleich gebrechlich, dennoch viel frischeren und mutigeren Geistes war, noch dem herzhaften, jugendlich munteren Wesen des Studenten, seinem verstörten Gemüt Halt und Widerstandskraft zu geben. Dennoch ging es nicht an, diese Wohnung, die ihm durch die Güte seines Sönners, des Ratsherrn Gerstmann, eingeräumt war, zu verlassen und gegen eine andere einzutauschen. Er war bitterarm, und seine



Arbeit reichte nicht mehr aus, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, denn seine Sehkraft war am Erlöschen, und seit er sich vor Jahren mit dem Papiermesser die Sehnen der rechten Hand durchschnitten hatte, war er genötigt gewesen, die Linke an die Arbeit zu gewöhnen, hatte es aber nicht mehr zu der vollen Fertigkeit seiner früheren Zeit zu bringen vermocht. Demnach fiel, was er machte, immer etwas plump und vierschrötig aus, es saß auch mancher Bund nicht richtig, die Blindpressung war wackelig oder der Schnitt schief geraten, wenn die kraftlose Linke das Messer nicht so führte, wie es sein mußte. Man gab ihm also Verdienst nicht um guter und gediegener Arbeit willen, sondern aus Mitleid und um ihn nicht hungern zu lassen. Diese Groschen und das Geringe, das Herr Arend für die Beherbergung seines Patentkinds gewähren konnte, mußten genügen, um sein und seiner Frau Leben zu fristen. Sie hätten nicht ausgereicht, um auch noch eine andere Wohnung zu zahlen; die Versorgung der Stadt aber anzunehmen und sich etwa im Spittelhaus behausen und verpflegen zu lassen, dazu war der Meister Patruban zu stolz. Denn noch immer, in seiner Erniedrigung und Armut, hatte er das Bewußtsein, aus einer angesehenen Familie zu stammen und eigentlich zur Führung des Adelstitels berechtigt zu sein; in all seiner Schwäche und nahe dem Ausgangspfortchen des Lebens war das Bewußtsein stark lebendig in ihm, daß er sich mit den Gestrandeten und völlig Hilfslosen nicht auf eine Stufe stellen lassen dürfe. Es hatte auch nicht geringer Mühe und aller Überredungskünste seiner Freunde Gerstmann und Arend bedurft, um ihn dazu zu bringen, daß er die Ladung zum Schöppenessen angenommen hatte; und nur die Versicherung, daß es doch eine ehrenvolle Berufung und die Anerkennung

eines untadeligen Wandels sei, hatte ihm die Zustimmung abgerungen.

☞ Heute hatte der Doktor Arend wieder einmal den Versuch gemacht, ihn dazu zu bewegen, er möge, wozu er als Bürger doch berechtigt sei, die Sorge für seine letzten Lebenstage der Stadt überlassen. Der gelehrte Mann war gekommen mit einem Stoß bedruckter Bogen unter dem Arm, seinem eben fertig gewordenen neuen Buch: „Moralischer Discours von den eigentlichen Ursachen des Glücks und Unglücks, allwo gleichsam auf einer Wagschaal alle und jede menschliche Actiones auf der ganzen Welt, so zum Guten und Bösen gericht, ohnpartheiisch erwogen werden.“ Von diesem wollte er etliche Stücke, sauber und sorglich gebunden, seinen Freunden im Rat und unter den Sechzigmännern überreichen und hatte die Arbeit dem Meister Patruban zugebracht, indem er hoffte, daß er sich um seinetwillen recht sonderliche Mühe geben werde. Wie er aber die kahle Armseligkeit der Werkstatt sah, in der nur das notdürftigste Handwerkszeug zu finden war, und die angrenzende Schlafkammer mit den wurmstichigen Bettgestellen und den zerlöcherten Laken, hatte ihn eine große Ergriffenheit übermannt. Zugleich hatte er gedacht, daß eine solche Umgebung doch ein recht trauriger Aufenthalt für ein so junges und frohes Menschenwesen wie sein Patentkind sei, das dazu verdammt war, in einem Raum, der von den Düften des Buchbinderleims und der auf demselben Herd gekochten Mahlzeiten der beiden Alten erfüllt war, zu leben und in einem Winkel auf Stroh zu schlafen. Zudem hatte ihm der Rektor des Gymnasiums vorgeschlagen, das Studentlein, das wegen seiner guten Aufführung nicht unbeliebt war und nun auch durch sein Hochzeitscarmen Aufmerksamkeit erregt hatte, auf einen Freiplatz im

Ronvitt zu sehen, der eben ledig geworden sei. So wünschte der Doktor, der doch auch wieder den alten Mann nicht tranken mochte, indem er ihm seinen Gast und die Groschen, die er brachte, entzog, recht von Herzen, daß er seinen wohlgemeinten Vorschlag bedenke und annehme.

„Es ist keine Schande,“ sagte er, „von der Bürgerschaft, in deren Mitte man achtzig Jahre alt geworden ist, und von der Stadt, der man durch den Fleiß seiner Hände im bescheidenen Kreis Ehre gemacht hat, für den Rest seines Lebens etwas Essen und das Quartier für sich und seine Gefährtin zu verlangen, wenn es nicht mehr recht gehen will.“

Der Alte aber blieb bei seinem hartnäckigen Kopfschütteln: „Ich mag niemand auf dem Halse liegen,“ sagte er, indem er sich nach seiner Frau umsah. Das alte Weiblein stand hinter ihm wie zu seinem Beistand und hatte die Hand auf seine Schulter gelegt. So sehr sie manchmal wünschte, der Kümmernisse ihres mühseligen Lebens enthoben zu werden, so mochte sie doch nicht anderer Meinung sein als der Gefährte ihrer Armut und wollte nicht weniger Stolz zeigen. „Am eigenen Herd schmeckt der Brei besser als am fremden der Braten!“

Der Doktor wollte ungeduldig werden und sagen, sie dürften sich wohl auch im Spittelhaus keinen Braten erwarten, aber da besann er sich, daß er hier ein lebendiges Beispiel dessen hatte, was der lateinische Dichter Ovidius Naso in seinem schönen Gedicht von Philemon und Baucis besungen habe, und daß wohl Gott solche Treue und Liebe nicht minder lohnen werde, als es die heidnischen Götter könnten. Er ließ also alles weitere Zureden sein, dachte, daß er es vielleicht später einmal zu gelegenerer Zeit wieder aufnehmen könnte, und sagte nur noch, er hoffe, daß der Meister sein Bestes tun werde, um mit seiner

Arbeit in Ehren zu bestehen. „Die Herren, denen die Bücher zugebracht sind, verstehen etwas davon, und ich möchte gern, daß sie, was aus Eurer Werkstatt kommt, an einen guten Platz stellen, nicht hinten zu den Scharteten, sondern allen sichtbar, in die vorderste Reihe.“

Hierauf sagte der Meister, indem er mit zitternden Fingern die Bogen liebevoll aufnahm, seine Augen seien zwar schwach und seine Hände kaum das Futter wert, das er ihnen geben müsse, aber er hoffe dennoch, den Besteller zur Zufriedenheit zu bedienen.

Als der Doktor die steile Treppe hinabging, hörte er einen leichten Schritt hinter sich, und sich umwendend, erblickte er sein Patentkind, das sich die ganze Zeit seines Besuches über im Hintergrund gehalten hatte. Von demselben Gefühl bewegt, das ihn beim Anblick dieser dürftigen Behausung überkommen hatte, aus der er den jungen Menschen nicht hatte befreien können, rief er ihn an seine Seite und befragte ihn liebevoll und wohlwollend nach Dingen der Schule; er warf auch ab und zu einen lateinischen Satz ein und freute sich, wenn ihm der Student ohne Zögern in der gleichen Sprache einwandfreie, gut geformte Antwort gab.

Sie schritten nebeneinander her, der hochaufgeschossene Student um einen ganzen Kopf über das trockene, von Gelehrsamkeit eingedörnte Männlein ragend, bemüht, seine langen Beine dem kurzen Getrippel des Paten anzupassen. Vor der Tür des Hauses, in dem der Doktor wohnte, hielten sie inne. Zwei Frauengestalten mit starrenden Brüsten trugen das Gebälk des Eingangs, von dem zwischen Gewinden von Blumen und Früchten steinerne Masken herabsahen. Nach einigem Bedenken zog der Doktor ein schmales Beutelchen hervor, entnahm ihm einen Taler und drückte ihn rasch dem Studentlein

in die Faust. „Du wirst es zu etwas bringen,“ murmelte er verlegen, „und dein Carmen, von dem die Leute sagen, es sei nach den besten Mustern gemacht, mag ich auch einmal lesen.“

Errötend steckte der Student den Taler ein und sprach stotternd einen schönen Dank. Dann, als der Doktor schon die Hand zur Klinkte hob, sagte er, er habe noch eine Bitte auf dem Herzen, die er, wenn der Herr Pate gestatte, vorbringen möchte.

Er möge nur sprechen, ermunterte Arend, in der Laune des Gebers, die er heute in sich trug. Da sei jemand, an dessen Schicksal viel gelegen sei . . . nicht er selbst, um sich würde er den Paten niemals zu bemühen wagen . . . jemand anderer, über dessen Leben Ungewißheit und vielleicht Gefahr hänge. Und da er wisse, daß der Pate die Geschrift der Sterne zu lesen vermöge, was ja kein blöder, polnischer Aberglaube sei, sondern eine Wissenschaft, so ginge seine Bitte dahin, ob er dieser Person nicht das Horoskop stellen wolle, auf daß man Einblick in die Zukunft gewinne und auch, wie etwa drohendem Mißgeschick zu begegnen sei.

„Das magst du dir aus dem Kopf schlagen,“ sagte Arend verdrossen, „das will ich nimmer tun. Es ist dem Menschen nicht von Vorteil, zu wissen, was ihm verhängt ist, denn nach dem Lauf dieser Welt kommt auf zehn Nieten ein Treffer, und es scheint, daß jetzt Saturn und Mars mehr zu sagen haben als Jupiter und Venus.“

Der Student aber ließ nicht nach und wurde so beredt, als gelte es, eine These zu vertreten, die ihm aufgegeben worden war. Daß Gott doch wohl nicht der Menschen Schicksal in die Sterne geschrieben haben würde, wenn es ihnen völlig verboten sein sollte, zu lesen, was darin stünde. Da wäre ja sozusagen ein anderer Baum der

Erkenntnis aufgestellt, mit Sternen anstatt der Äpfel, nach denen man dennoch nicht greifen, ja nicht einmal sehenden Auges schauen dürfte.

„Es ist viel zwischen Himmel und Erde aufgehängt, nach dem uns zu greifen versagt ist,“ brummte der Doktor und sah hartnäckig an dem Studenten vorbei auf den eisernen Waldmenschen, der als Klopfer an der Tür angebracht war.

Überdies, fuhr Johann Karl fort, sei allem Unwesen ein Riegel vorgeschoben, indem die Ablefung aus den Gestirnen nicht ohne sonderliche Mühe und großen Fleiß geschehen könne und eine abgründige Kenntniss des Himmels und jahrelange Studia in Astronomia und Mathematica zum Beding gesetzt seien. Also daß das gewöhnliche Volk nicht mitlaufen könne, wie etwa beim Kartenlegen oder Ansagen aus dem Coffeesatz, beim Bleigießen oder Handausdeuten, und somit der Fürwitz nicht sein eitles Spiel zu treiben vermöge. Auch sei ein Unterschied zu machen, ob einem hochmögenden Herrn oder einem Sauschneider, einer Dame von Stand oder einer polnischen Waschfrau das Geschick gelesen werden solle . . .

„Du führst deine Sach' nicht übel,“ sagte der Doktor Arend, „und sehest so viel eloquentiam daran, daß ich daraus ersehen muß, es sei dir sehr am Herzen gelegen. Gleichwohl . . .“ Er sah jetzt, indem er innehielt, den Studenten schwermütig zweifelnd an. Seine rotgeränderten Augen blinzelten hinter der Brille. So möge er denn in Gottes Namen die Person bringen, um die es ihm gar so sehr zu tun sei, daß er den Paten so andringe und gegen seine Grundsätze renne.

„Darf ich sie gleich heute bringen?“ fragte der Student freudig.

Der Doktor war schon zwischen der Tür, senkte den Kopf zu einem Blick über den Brillenrand und meinte, halb ärgerlich und halb belustigt: „Also meinetwegen noch heute, hätt' ich doch mein Ruh' nicht eher.“

Mit diesem Versprechen ging Johann Karl Schnurstracks zum „König von Polen“, und es war ihm ganz ungemein wichtig zumute, wie einem, der eine bedeutsame Botschaft in den Mantelfalten hat. Wie er die Gasse herabstrich, sah er schon von weitem den weißen Nelkenstock in dem gewissen Fenster, das Zeichen, daß die Ruhme außer Haus und der Weg frei sei. Es fuhr eben ein Wagen mit Heu hochbeladen ins Tor, ein Glückswagen also, hinter dem schlüpfte der Student ungesehen mit und schlug sich rasch über den Hof in den Garten hinein. Aus einem schmalen Fenster, nicht breiter als eine Schießscharte, baumelte ein morscher Strick, der sah vergessen aus und scheuerte im Wind zwecklos an der Wand, ein Nichts, das den Handgriff nicht lohnte, es abzutun. Dennoch hatte er seine übergroße Wichtigkeit, denn wenn man an ihm zog, so rührte sich oben in einem dunklen Winkel ein Klöppel und schlug gegen ein Brett und rief jemand herbei, der von Herzen gern bereit war, zu kommen.

In dem runden Eckturn, der bauchig gegen die Flußseite vorgewölbt war und zum Garten offen stand, waren die Nesseln gerodet und der Holunder gelichtet, ein kurzer Baumstamm war hineingewälzt, gerade genug Platz zum Sitzen für zwei Menschen. Johann Karl Kaldenborn brauchte nicht lange zu warten, nach einer kleinen Weile teilten sich die Büsche, Anna Susanna stieß die rauschenden Zweige zurück, lachend schmiegte sie sich neben den Freund, beide Hände in den seinen. Ihr Ruß war frisch und duftete nach Rosen, nach Sommer, nach Glück, ihre Haut schimmerte in weicher Weiße. Sie hatten ein

Königreich draußen im Fluß, das hieß Morgenland, aber hier war ihr festes Schloß, in dem sie der Welt Trüß boten, und das war Rosenburg genannt, weil das Gemäuer im Halbrund von Rosen überklettert war, einem so üppig wuchernden Gerank, als solle sich das Märchen von Dornröschen noch ein anderes Mal ereignen. Sie dachten nicht daran, es zu zwingen und zu schneiden.

Jetzt aber stieg der Ernst auf und zog das Gesicht des Studentleins in wichtige Falten: „Der Pate ist einverstanden; wir sollen kommen, er hat mir's zugesagt.“

„Li,“ sagte Anna Susanna, „da muß ich erst drei Tage fasten, ehe ich in die Hexenküche darf.“ Der Pate sei kein Zauberer, belehrte sie der Freund, als kleiner Junge habe er sich wohl selbst vor ihm gefürchtet, dumm wie man eben sei. Die polnischen Fuhrknechte im Kornmesserhaus, mit denen er sich damals umgetrieben habe, hätten ihm solche abergläubische Raupen in den Kopf gesetzt und ihn sogar dahin gebracht, eine Probe darauf zu tun, ob der Pate ein Christenmensch sei oder ein greulicher Unhold. Wenn man nämlich ein Ei, das am Gründonnerstag gelegt worden, frühmorgens noch warm aus dem Stall hole und dann während der Messe durch dieses Ei den Hexenmeister betrachte, so habe er anstatt des Gebetbuchs ein Stück Speck in der Hand und auf dem Kopfe ein Mehlsäß.

„Hast du's getan?“ fragte Anna Susanna.

Er sei eben noch sehr dumm gewesen, beeilte sich Johann Karl noch einmal zu versichern, und habe sich dazu bereden lassen, aber selbstverständlich sei das Ei Ei und der Pate Pate geblieben ohne Speck und ohne Mehlsäß, und von da an habe er den Knechten nichts mehr geglaubt. Es sei demnach also keinerlei Fasten noch sonstige Vorbereitung nötig, außer daß sie einen Mantel umnehme, denn der Abend drohe mit Regen.



Der Hand des Freundes folgend, sah das Fräulein die westliche Himmelsgegend verdüstert. Eine Rosenranke hatte sich durch das Holundergebüsch gedrängt und hielt zwei junge Knospen gerade vor Anna Susannas Gesicht, sie griff danach, bog den Zweig zu ihren Lippen und sagte, ein wenig bekloffen: „Gleich heute?“

„Wenn es sein soll,“ sagte der Student altersreif und ernsthaft, „dann lieber heute als morgen. Man kann die Zukunft nie früh genug wissen, denn sie beginnt ja mit jedem Augenblick.“

Der Zweig mit den Rosentnospen schnellte zurück, Anna Susanna stand auf: „Gut. Ich bin gleich wieder da!“ Noch schwankte der Zweig, da war sie schon fort, nach einem flüchtigen Kuß mit zuckenden Lippen, und es dauerte kaum ein Vaterunser, da war sie wieder zurück, mit einem braunen Kapuzinermantel behangen. Der Heuwagen stand noch im Hof, im Stall schrie der Knecht mit den Pferden, niemand sah, wie sie aus dem Hause wischten. Draußen hinter der nächsten Straßenecke nahmen sie einen gemessenen Wandel an, damit man nicht etwa glaube, sie seien entlaufen. Jetzt war das Abenteuer schon wieder so aufregend und prächtig, daß dem Fräulein alle Beklemmung aus der Brust wich und ihre Seele voll hohen Schwunges war. Die Welt breitete ein Wunder um das andere aus, seit sie das Seltsame in sich gefunden hatte, dieses Übermächtige, das sie hinriß und dem sie in heiliger Scheu den Namen Liebe nicht zu geben wagte. Jetzt ging sie neben dem Freund, und es war ihr, als könne kein Geschick so viel über sie vermögen, daß dieses Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm gelöscht würde.

Als es nun wirklich aus dem grauen Wolkenspinnt zu tröpfeln begann, zog sie den Mantel enger zusammen und die Kapuze tiefer in die Stirn, aber so sehr sie sich

äußerlich gegen die Welt und die Menschen umgrenzte, innerlich war sie dem, der da neben ihr ging, um so verbundener in Dankbarkeit und Vertrauen. Sie fühlte auch das leise Stocken seines Schrittes und das Zucken, das durch seinen Körper ging.

„Das sind die Jesuitenbuben,“ flüsterte er.

Drüben standen sie, drei oder vier, an der Straßenecke und schauten mit frechem Grinsen herüber. Ingrimig murmelte der Student, so daß sich ihm die Stimme verschluckte: „Der Große mit der breiten Fraze und dem roten Mund, das ist der Nikolaus Les von Patschkau. Wir haben uns schon etliche Male gefast, ich habe ihn herausgefordert auf Faust und Stock, aber er ist nicht gekommen. Wagt sich darum jetzt nicht ohne seine Leibgarde auf die Gasse.“

Unter dem Kapuzenrand lugte das Fräulein nach den Feinden, flüchtig nur, um ihnen nicht allzuviel Ehre anzutun, sah aber deutlich genug die höhnischen Mienen. Ein lauter Ruf, ein Gelächter wäre ihr lieber gewesen als dieses Schweigen einer tückischen Überlegenheit.

Sie gingen rascher in dem Regen, dessen Getröpfel sich zu langen Fäden versponnen hatte. „Was wollen die?“ fragte sie leise. Achselzuckend wandte sich Kaldenborn um und sah, daß die schwarzen Gestalten im Regen hinterdrein kamen, Ellenbogen an Ellenbogen, einig in ihren feindseligen Gedanken.

Dawar man aber auch schon an der Tür mit den brüsterstarrenden Gesimsträgerinnen und den Masken zwischen Frucht- und Blumengewinden. Das Haustor war unverschlossen, im Vorflur trug eine eiserne Klaue den düster brennenden Rienspan. Der Doktor Johann Joachim Arend öffnete auf das Klopfen sogleich und ließ den Besucher ein. Als er das Fräulein erblickte, raffte er das

Hausgewand über der Brust zusammen, schloß die Haften um den Hals und zog die Schnur um die hageren Lenden fest. Mit unbeholfenen Verbeugungen lud er zum Näher-treten ein, indem er murmelte, er hätte es sich eigentlich denken können, wen sein Patentkind ihm bringen wolle. Und daß das Fräulein ihm mit seinem Kommen eine Ehre erweise, obzwar er lieber gesehen hätte, wenn das Ersuchen um Aufstellung eines Horostops von der gnädigen Frau Muhme ausgegangen wäre.

Indessen sah sich Anna Susanna in dem Zimmer des gelehrten Mannes um und fand, daß hier wirklich keinerlei verdächtiges Anzeichen einer Zauberei zu entdecken sei. Bücher lasteten in Reihen längs der Wände bis zur Decke, aber sie erblickte nichts von dem, was sie sonst als Aus-rüstung einer Hexenküche erwartet hätte, weder Totenköpfe noch ausgestopfte Tiere, nicht einmal einen schnurrenden schwarzen Kater mit feurigen Augen. Auch war kein Fernrohr, kein Himmelsglobus, Sextant oder sonstiges astronomisches Gerät vorhanden, wie es doch wohl ein Sternkundiger benötigte, denn alles, dessen der Doktor zur Durchmusterung des Himmels bedurfte, befand sich in einer Dachkammer, wo man dem gestirnten Gewölbe näher war.

Nachdem der Doktor das Fräulein Platz zu nehmen gebeten und dem Patentkind einen Stuhl daneben gewiesen hatte, fragte er, ob es darauf bestünde, seine Nativität zu erfahren.

Das Fräulein bejahte mit fester Stimme, und auf die weitere Frage nach Tag und Stunde seiner Geburt gab es an, daß es am Zwölften des Lenzmondes im Jahre 1707 um halb sieben Uhr morgens in die Welt getreten sei.

„So blutjung!“ konnte der Doktor sich nicht enthalten zu sagen, indem er das Fräulein mit bedauernden Blicken

ansah, war ihm ja wie allen Herren vom Rat genau bewußt, welch ein Spiel da angegangen und daß Anna Susanna der Einsatz war. Denn Herr Gottfried Rösner hatte schließlich, um sein Gewissen zu entlasten und nicht selbst endgültig zu entscheiden, das Anliegen der Freifrau von Bukow in geheimer Sitzung vor den Rat gebracht; es hatte indessen die Meinung, daß sich die Stadt nicht einmischen dürfe, gegenüber der, daß sie sich der Schutzlehenden annehmen solle, die Oberhand behalten.

Der Doktor holte jetzt aus seinen Bücherreihen etliche Bände heraus, grobes und kleines Geschük, trug sie auf seinem Lesepult zusammen und schlug sie auf. Wie sich Anna Susanna von ihrem Sitze erhob, sah sie, daß es in ihnen auf und ab von Zahlen wimmelte, die in Säulen über- und nebeneinander standen. Jetzt begann der Doktor mit befeuchtetem Zeigefinger zu blättern, schlug vor und zurück und zog murmelnd Zahlen und Zeichen aus, die er auf einem Blatt Papier zusammenstellte und dann in eine seltsame Zeichnung einschrieb.

Während er so die Geschehnisse des Himmels errechnete, vom Medio Coeli, der Himmelsmitte aus den Aequator herum und dann durch vielfältige mathematische Künste die Häuserspitzen längs des Tierkreises fand, die Planeten in die Häuser einsetzte und die Aspekten zueinander ablas, saßen die beiden jungen Menschen Seite an Seite in der tiefen Stille, die vom Rauschen des heftig gewordenen Regens wie von einer Glocke überstülpt war. Wie eine gläserne Wand war es um sie, um ein abgetrenntes Stück Welt, in dem nichts laut war, als das Kräkeln des Gänsefells auf dem Papier, bisweilen ein leises Schnaufen des Doktors und das Atmen zwischen Anna Susanna und dem Studentlein. Anna Susanna war zuerst ein wenig enttäuscht, daß es bei solch geheimnisvoll erahnten Dingen

so nüchtern rechnerisch zugeht, als aber Johann Karl, sehr mit solcher Abgeschlossenheit am Rande des Lichtbereichs zufrieden, seine Finger zu zärtlichster Vertraulichkeit in die ihren tauchte, fand auch sie, daß die Astrologia ihre willkommenen Seiten habe. Es war schön, sich so nahe zu fühlen; das Herz, ein wenig von Bangigkeit beschwert, wich der Last aus und wanderte zum Freund hinüber, der es wie in einem lichten, durchwärmten, festlichen Raum empfing.

Er sprach leise auf Anna Susanna ein, erzählte vom Paten, nicht ohne Stolz auf diesen gelehrten Beschützer seiner verwaisten Jugend. Daß er es vor vielen Jahren versucht habe, den Zwist zwischen den Katholischen und den Lutherischen beizulegen, auf daß man in gegenseitiger Duldung und Anerkennung der Rechte beider Seiten friedlich beieinander leben könnte. Es sei eben damals der rote Turm im Bau gewesen, und der Pate habe für diese Zeit am Himmel eine so überaus günstige Konstellation des Friedens, der Versöhnung und der Eintracht gefunden, daß er ganz voll Aufregung verkündigt habe, wenn diese Gelegenheit wahrgenommen würde, so würde in Ewigkeit kein Hader mehr zwischen den Parteien sein. Es handle sich bloß darum, daß bei der feierlichen Grundsteinlegung beide, die Katholischen und Lutherischen, zugleich einen Stein in das Fundament würfen, dann würde der über so gemeinsam gewordenem Grund erbaute Turm ein Zeichen immerwährender Einigkeit sein. Dem heftigen Bemühen des Paten, seiner dringlichen Beredsamkeit sei es gelungen, sowohl die Bürgerschaft als die Jesuiten zur Zustimmung zu bewegen. Demnach seien also am bestimmten Tage unter feierlichem Geläute und ungeheurem Zustrom geladener Gäste und vielen Volkes die auserwählten Abgeordneten, ein Rathsherr und einer

aus den Vätern Jesu, an den Rand des ausgehobenen Erdschachtes getreten. Die Arbeiter seien bereitgestanden, und der Pate habe, die Uhr in der Hand, auf den glückbringenden Augenblick gewartet. Jetzt habe er das Zeichen gegeben und der Rathherr habe, wie verabredet, seinen Stein fallen lassen, der Jesuit aber den seinen zurückbehalten, als ob ihm in letzter Sekunde ein Bedenken eingeschossen sei. Und wie der Pate auf ihn losgefahren sei, warum er nicht werfe, habe er lächelnd erwidert, eine himmlische Eingebung habe ihn davor bewahrt, denn die Veranstaltung komme von einem Feind der heiligen Kirche, und man könne nicht wissen, ob sie nicht aus ketzerischer Tücke stamme und nur dazu erdonnen sei, den Segnern des Glaubens zu einem Vorteil zu verhelfen. Da sei der Pate, so sanftmütig er sonst sei, in übergroßen Zorn geraten und habe die mißtrauische Bosheit der Jesuiten verwünscht. Nun sei alles verdorben und verloren, und länger als fünfhundert Jahre werde das gleiche Zeichen nicht wieder über der Stadt erscheinen, also der Zwist zwischen den Bekenntnissen und zwischen Polen und Deutschen seinen Fortgang nehmen.

„Demnach,“ sagte Anna Susanna nachdenklich, „hätte der Jesuit damals seinen Stein in die Grube fallen lassen, so stünde es jetzt anders um mich, und sie dürften mich gegen meinen Willen nicht zwingen wollen, den Schleier zu nehmen.“

Der Student nickte und preßte die Finger des Fräuleins noch fester zwischen den seinen. Dann fuhr er fort, es sei eine rechte jesuitische List gewesen, weil es den schlauen Vätern gar nicht ums Vertragen zu tun gewesen sei. Dennoch hätten sie seit jener Zeit seinem Paten einen großen Groll nachgetragen, als ob er sie hätte ans Narrenseil binden wollen, hätten ihn grimmig verfolgt und ihm

auf jede Weise übel mitgespielt. Wie zum Exempel, als er eine Schrift veröffentlicht, in der der Hohepriester Raiphas Pontifex maximus genannt worden sei, was zu deutsch eben nichts anderes als Hohepriester bedeute, hätten sie vorgegeben, er habe den Papst verspotten wollen, der ja auch Pontifex maximus heiße, und hätten dann dem Paten viele Angelegenheiten bereitet.

Es mochte etwa eine Stunde vergangen sein, seit der Doktor zu rechnen begonnen hatte, und die beiden jungen Menschen hatten über sich selbst und dem Gefühl ihrer Verbundenheit fast vergessen, daß sie einer ernststen Schicksalsfrage wegen hierhergekommen waren. Wie nun das Gesicht des Sternkundigen über dem Rand des Lesepultes aufstieg, ein bekümmertes und verdüstertes Gesicht, erschrakten sie beinahe, und das Räuspern, das der Doktor hören ließ, klang auch so, als falle es ihm schwer, mit der Sprache herauszurücken.

Die Nativität sei nur eben im Rohen fertig geworden, sagte er, und er könne nichts Genaueres angeben, das Fräulein müßte sich schon noch etliche Tage gedulden, bis er die Arbeit ausgefeilt und ins Saubere gestellt habe. Der Student aber, der fühlte, daß die Freundin an seiner Seite zu zittern begann, meinte, wenn auch der Herr Pate für heute noch nicht ins einzelne gehen könne, so werde es doch angängig sein, wenigstens Allgemeines auszusagen und ob im ganzen Günstiges oder Ungünstiges von der Zukunft zu erwarten sei. Man könne doch jemand, der in der Hoffnung gekommen sei, etwas über sein Schicksal zu erfahren, nicht ganz ohne Auskunft weggehen lassen.

Einigermaßen in die Enge getrieben, senkte der Doktor seinen Blick wieder auf die beschriebenen Papiere und brummte kaum verständlich, er bedaure schon, daß er

sich seinen Grundsätzen habe abtrünnig machen lassen. „Da das Fräulein aber sonst etwa unruhig werden möchte,“ fuhr er fort, „so will ich für heute so viel sagen, daß die Sterne im allgemeinen und für die fernere Zukunft nicht eben Ungunst aussagen. Des Fräuleins Charakter wird durch die Venus im ersten Hause bestimmt, was auf ein angenehmes Wesen, Zärtlichkeit, Feinheit, Artigkeit und Liebe zur Fröhlichkeit deutet, auch sind warme und lebhaft gefühlte Vorlieben vorhanden, und eine milde Veranlagung macht es zur Freude seiner Umgebung. Da jedoch auch schlechte Bestrahlungen vorhanden sind, muß auf einigen Kummer und Trennung geschlossen werden, die freilich späterhin, wenn gewisse Dinge vorüber sind, wieder behoben werden mögen. . . . Indessen,“ unterbrach er sich, indem er aufstand, „ist dies alles noch nicht völlig ins Klare gestellt, muß erst noch genau erwogen und wohl abgemessen sein, zumal die sensitiven Punkte Gutes zu versprechen scheinen.“

Das Fräulein hielt sich tapfer und sagte mit einem Lächeln, sie danke dem Herrn Doktor für seine Bemühung und hoffe, wenn er sein Horoskop zur Gänze fertiggestellt habe, daß das Gute dem Bösen überwiegen werde.

„In einigen Tagen,“ sagte der Doktor. „In einigen Tagen.“

Daraufhin reichte das Fräulein dem Doktor die Hand zum Abschied und wollte sich zur Tür wenden; er aber hielt sie fest und schien, verlegen von einem Fuß auf den anderen steigend, noch etwas auf dem Herzen zu haben. Als ihn Anna Susanna erstaunt ansah, sagte er endlich, indem er sie über den Brillenrand anblickte, er möchte dem Fräulein einen Rat geben, den es nicht übel aufnehmen dürfe, wenn er auch etwas seltsam anzuhören sei, und sie möge bedenken, daß er nicht ohne Grund erteilt



werde, und kurz, er möchte das Fräulein zu dieser nächtlichen Stunde nur ungern aus dem Hause und auf die Straße lassen. Es möge die Nacht in seinem Hause zubringen und ihm die Ehre erweisen, sein Gast zu sein, morgens werde er es dann sicher nach dem „König von Polen“ und zu seiner Ruhme bringen.

Obzwar das Fräulein nicht schreckhaft war, lief es ihm bei diesen Worten doch kalt über den Rücken, denn sie klangen wie eine Warnung, die nicht leicht genommen werden dürfe. Indessen bezwang es sich doch und sagte, auf den Studenten deutend: „Habe ich nicht meinen Ritter bei mir, der mir seinen Schutz gewähren wird?“

„Gewiß,“ nickte der Doktor eifrig und sichtlich bemüht, keine allzu große Bangigkeit aufkommen zu lassen, „aber die Gassen sind jetzt in Thorn einigermaßen unsicher geworden, und was vermag ein einzelner gegen etliche betrunkene Strolche?“

„Es ist um das,“ sagte das Fräulein leise, „daß meine Ruhme nicht um meinen Ausgang weiß. Sie ist zum Vetter Thümbling von Bergau geladen, und ehe sie heimkommt, muß ich in meiner Kammer sein.“

Aber sie könne doch, wandte der Doktor ein, durch Johann Karl Botschaft sagen lassen, und am Morgen werde er, der Doktor, selbst seine Entschuldigung so vorbringen, daß dem Fräulein keine Vorwürfe erwachsen würden.

„Nein, nein,“ erwiderte Anna Susanna, „davon kann keine Rede sein.“ Ein rascher Gang durch finstere Gassen sei weniger zu fürchten, als daß die Ruhme in Besorgnis versetzt werde, denn wo es um ihre Richte gehe, sei sie, der sonst nicht so geschwind etwas beikommen könne, leichter aus dem Gleichgewicht gebracht, als sonst irgend-eine der Schwächsten des schwachen Geschlechts.

Und ohne auf die weiteren Einwendungen des Doktors zu hören, öffnete sie die Thür und begann ins Dunkel des Flures hinaus zu tappen, so daß Herr Arend gezwungen war, den Leuchter vom Tisch zu nehmen und sie die Treppe hinabzubegleiten. Es war viel drohender Schatten im Hause, gegen den das Licht des Doktors nur mühsam ankämpfte. Draußen auf der Gasse aber war es ganz dunkel, der Doktor trat unter das Hausthor und blieb, das Licht mit der Hand schützend und den Strahl auf den Weg lenkend, so lange, bis das Fräulein und ihr Begleiter um die Ecke gebogen waren.

Es hatte zu regnen aufgehört, aber allenthalben standen noch Wasserlachen auf den Steinen, die Anna Susanna erst merkte, wenn ihr die Nässe durch das leichte Schuhwerk drang. Der Student hatte wohl seinen Arm in den ihren geschoben, aber er vermochte sie vor den Pfützen, die auch für ihn unsichtbar waren, nicht zu behüten. Wenn er sonst immer ein Beisammensein mit der Geliebten zu verlängern wünschte, auf diesem Gang war ihm so unbehaglich zumute, daß er sich nach der roten Laterne über der Einfahrt zum „König von Polen“ zu sehnen begann. Beim Heraustreten aus dem Hause des Paten war ihm gewesen, als wäre die Dunkelheit von noch tieferen Schatten belebt, die vor dem Licht des Doktors in einem flüchtigen Gleiten auf die andere Seite der Straße gewichen waren. Und jetzt trug ihm sein erregtes Blut Geräusche zu, die wie ein Schleichen und Tappen waren, das hinter ihnen durch die Finsternis kam. Peinlich berührt von den verschwommenen Auslegungen des Paten, die mehr Ungünstiges zu verhüllen schienen, als er zugeben mochte, gelang es ihm lange nicht, sich mit einem mutigen Wort seiner Mißstimmung zu entledigen. Aber schließlich gehörte er zu den Leuten, die geneigt sind, eine

Verkündigung gern insoweit gelten zu lassen, als sie Gutes und Freundliches bringt, sie aber abzulehnen, wenn sie ins Düstere ausschlägt, und die in solchen Fällen lieber den Glauben an den Propheten aufgeben als den an das Glück.

„Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird,“ sagte Johann Karl mit einer heimlichen Wut in sich, die nur von der Ehrfurcht vor dem Paten verhindert wurde, öffentlich zu werden. „Von allen Prophezeiungen werden die gemerkt und aufgehoben, die zugetroffen sind; merkt sich aber keiner und schreibt auf, wieviel danebenlaufen, die gefehlt waren. Und schließlich soll sich niemand ins Bockshorn jagen lassen, wenn ihm eine Wolke über den Weg schattet, weil dahinter dennoch die liebe Sonne stehen muß und wieder nach Verzug des Dunstes vor-scheinig werden wird.“

Es erwies sich, daß er nicht ohne Nutzen seines Paten „Moralischen Discours von den eigentlichen Ursachen des Glücks und Unglücks“ für den Druck ins reine abgeschrieben hatte, in dem der Doktor den Versuch machte, die In-fluenzen des Himmels mit den Eignungen und Wahrheiten des menschlichen Herzens in Verein zu bringen und die einen gegen die anderen abzuwägen. Aus einem Zwie-spalt zwischen zwei Wissenschaften, der Astronomia und der Philosophia, entstanden, bedeutete dieser Diskurs eine Auseinandersetzung des Doktors mit sich selbst, wobei es unter mancherlei Wenss und Abers und Einerseits, Andererseits darauf hinauslief, daß die Sterne wohl das Bestimmende seien, daß aber in der Menschenbrust und ihrer Art, das Geschick zu tragen, die Quellen des Glücks und Unglücks lägen. Darüber verbreitete sich der Student jetzt, hielt aber dennoch die Aufmerksamkeit nach hinten gespannt, denn es war ihm immer wieder, als käme

jemand stotternd und schleichend und tappend hinterdrein. Zweimal hatte er sich unterbrochen, um stehenzubleiben und zu lauschen, hatte aber auf Anna Susannas Frage geantwortet, es sei nichts, nur ein Steinlein drücke im Schuh. Er wollte sie nichts merken lassen, schritt nur hastiger aus und redete ohne Unterlaß, damit das Geräusch, wenn es nicht etwa bloß in seinem Blute wäre, durch seine Stimme gedeckt sei.

Wie sie in das Schmalzgäßchen kamen, das zwischen hohen Häusern als ein schmaler Spalt aus der Goldschmiedgasse zum Markt lief, sahen sie eine rötliche Helle vor sich von Wand zu Wand. Aufatmend dachte Johann Karl, nun sei es gut, da komme noch ein Spätling mit seiner Laterne daher, der treibe für ein kleines Stückchen Weges die Finsternis und alles, was zu ihr gehöre, in die Ecken. Das sei eine richtige Hilfe gegen alles Menschenungeziefer, das er schon bedrohlich näher hörte, mit kaum verhohlenen Schritten hinterdrein. Wenn sie erst einmal aus dem Schmalzgäßchen waren, dann war der Marktplatz da mit der Ratswache unter dem Torbogen, und zwei Straßen weiter lag der rot verkündete Hafen des „König von Polen“.

So schritt er zuversichtlich, fast befreit, um die scharfe Ecke, die hier ins Schmalzgäßchen gebogen war, sah ein kleines Häufchen Menschen eng beisammenstehen, über dem an langen Stöcken zwei Laternen tanzten, und wollte mit einem leicht dahinhuschenden Gefühl von Dankbarkeit an ihnen vorbei. Im selben Augenblick aber fiel die Gruppe auseinander zu einer Doppelkette über die Gassenbreite, und aus ihrer Mitte schwankte ein greuliches Un Ding hervor. In einen Traum glaubte sich Johann Karl versetzt, so wirklichkeitsfremd war das Wesen, das nach Anna Susanna griff. Es hatte plumpe, dicke Beine, einen weißen,

aufgequollenen Bauch, über dem eine dünnhäutige Kehle quappte und schlabberte, ein breites, grünes Froschmaul schloßte die stumpfe Schnauze, und Glozungen stierten dumm; um die Backen aber wirrte sich ein roter Bart, der in zwei Abteilungen zur Schulter und Brust sank, und von der glatten Stirn standen zwei Hörner ab. Aus der unteren Hälfte des Wesens aber rann, rieselte, troff Wasser, als sei es soeben aus dem Brunnen gestiegen, der in der kleinen Bucht des Schmalzgäßchens seine dunkle Mündung über das Pflaster hob.

Von roten Lichtern überflackert, schob sich das Scheusal, einen dicken, triefenden Fischschwanz nachschleifend, auf das Fräulein zu, während Grunzen und Schmazen eine Art von Wohlgefallen kundzutun schienen. Anna Susanna hatte nicht den geringsten Laut von sich gegeben und stand mit weit aufgerissenen Augen wie erstarrt. Sie rührte sich auch nicht, als das nasse Wunder seine klobigen, flossenartigen Takten nach ihr ausstreckte und eine davon schwer auf ihre Schulter legte.

In Johann Karl aber kehrte, als er das Fräulein von dem Unhold berührt sah, Besinnung und Willenskraft in einem zähen Schwung zurück, daß er, sich aufbäumend, vorstürzte und die Hand von Anna Susannas Schulter riß.

Brummend wandte sich das Untier gegen ihn und ging bärenhaft mit erhobenen Takten auf ihn los, als wolle es ihn in seiner Umarmung zermalmen. So erregt der Student war, so empfand er in all dem Spukhaften die Beimischung von Lächerlichem so stark, daß er nach seiner ersten Bestürzung nun nicht mehr im Zweifel war, eine Nummerei vor sich zu haben. Auch trug ihm der in solchen wildbewegten Sekunden unendlich geschärfte Blick gleichsam vom Rande des Schauplatzes ein Grinsen her, das dort auf den Gesichtern der Laternenträger schwebte.

Wie ihn das Scheusal jetzt grunzend anging, unterließ er es gewandt und schlug ihm von der Seite her die geballte Faust in die Froschfrage, es knisterte und knackte unter dem Hieb, es barst wie eine dünne Haut über einem Hohlraum, und aus dem Riß sah blank und fahl ein Teil eines Menschengesichts, Wange und Mund —

„Die Lichter aus!“ schrie jemand auf polnisch.

Klirrend zerschellte Glas gegen Stein, im Schwung zu Boden geworfen, erloschen die Laternen, Finsternis stürzte von allen Seiten ein, Johann Karl fühlte sich von hinten gepackt und in die Knie gerissen, wütend rang er gegen zehn Fäuste und hieb in Weiches hinein, biß mit den Zähnen in Stoff. Zu Boden gerungen, war er von heißem, keuchendem Atem überspült. Es donnerte gegen seine Schläfen, von großer Höhe krachte ein Stein gegen seine Brust und wälzte sich auf seine Kehle, wo er liegenblieb, bis der letzte Atem aus der Brust gequetscht war.

Als die Ratswache, durch die erschrockenen Nachtwächter von der großen Prügelei im Schmalzgäßchen verständigt, herbeikam, fand sie den Studenten Kaldenborn aus zehn Wunden blutend, halb erwürgt, bewusstlos und röchelnd auf dem Pflaster liegen. Seine Finger umkrampften eine Strähne rotgefärbten Flachses . . .

\* \* \*

Wie Fegefeuer kam die Nachricht, daß das Fräulein von Löwenberg gewaltsam entführt worden sei, über die Stadt, und wo sie in entzündliche Gemüter fiel, brannte es sogleich lichterloh. Auf den Märkten, in den Trinkstuben der Innungen, bei den Badern ballten sich die Fäuste, reckten sich hoch, es prasselten Verwünschungen, und wo sich der schwarze Rock eines Jesuiten sehen ließ, tat sich die Gasse keinen Zwang an, knallte ihm Drohungen

um die Ohren. Als seien sie allesamt plötzlich taub geworden, gingen die frommen Väter mit kleinen Schritten längs der Hauswände, schlüpfen gern vorüber, wo ein Haufen Leute beisammenstand, und nahmen es als Buße, wenn sie außerhalb ihrer festen Burg zu tun hatten.

Was gut lutherisch war, empfand es als Schimpf und Schmach, die der ganzen Gemeinde angetan worden waren. Die tückische, hinterlistige Wegbringung des Fräuleins, das Schutz und Gastfreundschaft der Stadt genoß, dieser Bruch des Burgfriedens war ein Schlag ins Gesicht der Bürgerschaft. Der Zorn stieg an, als ruckbar wurde, daß die Eingabe des Rats in Sachen der Jakobskirche verworfen und die Wegnahme des Gotteshauses bestätigt worden sei.

Nun wisse man also, sagte der blatternarbige Schuster Knoch, wessen man sich von Warschau zu versehen habe. Er für seinen Teil halte sich nun auch nicht länger an das gebunden, was ihm als Bürger gegenüber der Obrigkeit auferlegt sei. Und wenn alle so dächten wie er, so würden die Herren in Warschau sehr bald darüber belehrt sein, daß Vernunft und Gerechtigkeit im Grunde eins seien und daß, wenn man dieser schade, auch gegen jene gesündigt werde. Es läge freilich auch viel an den hochmögenden Herren der Stadt, die um des Friedens willen, wie sie sagten, weil sie vom eigenen Vorteil schweigen wollten, nicht zu mußen wagten und nichts als Schweifwedeln und Speichellecken, im besten Falle aber einen lahmen Einspruch aufbrächten.

Wenn der Schuster vor einer Zuhörerschaft solche Reden führte, dann rückte man nicht mehr wie früher von ihm ab, es entstand vielmehr ein Murmeln, das, wenn es auch keine ausdrückliche Zustimmung war, doch als Beifall gedeutet werden konnte.

Es ginge einem das alles nicht so zum Herzen, pflegte der Schuster zulezt zu sagen, wenn man nicht so nahe jenseits der Grenze einen König wüßte, unter dem es mit den Lutherischen und den Deutschen anders stehe als hier unter der polnischen Fuchtel, einen König, der das Wohl seiner Untertanen mit der Gerechtigkeit zu verknüpfen wisse.

Mit dem Ingrim über den der Gemeinde angetanen Unglumpf verband sich eine menschliche Teilnahme mit dem Geschick des armen Fräuleins, das um sein Glück und seine Freiheit gebracht werden sollte. Es hatten sie wenige von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommen, aber nun wußte man nicht genug davon zu erzählen, wie schön und liebenswert und klug sie sei, bis sie geradezu in Engelsegestalt durch die Vorstellungen der Leute schwebte. Herrn Michael Strauches Wirtsstube war allabendlich bis zum lezten Platz gefüllt, sehr zum Verdruß seines Gegenübers im „Weißen Adler“; sogar Stammgäste, die auf anderen Bierbänken seit Jahrzehnten ansässig waren, wanderten aus und gingen zum „König von Polen“ über. Hier waren die handelnden Personen des betrüblichen Schauspiels gewandelt und wohnten zum Teil noch unter demselben Dach, und Herr Strauche mußte erzählen, was er nur wußte.

Hier hatte der Schuster Kloch jetzt sein abendliches Hauptquartier aufgeschlagen und hielt seine gefährlichen Reden, bei denen er sich kein Blatt vor den Mund nahm.

Wie lange der Michael Strauche noch diesen abscheulichen Namen auf seinem guten deutschen Wirtshauschild dulden wolle, pflegte er zur Verlegenheit des Wirtes immer wieder zu fragen, und ob er nicht mit allen wackeren Bürgern der Meinung sei, daß ein „Roter Ochse“ oder selbst ein „Blauer Affe“ immer noch besser sei als das, was jetzt über seiner Tür stehe?



Vor auf der Wirt nach einigem Herumwinden einmal die Antwort fand: „Wie wäre es, Meister Kloch, wenn einer Euch zumuten wollte, aus Eurer Haut und in eine neue, glattere hineinzufahren? Jedem Wirtshaus ist sein Name angewachsen wie eine Haut, und wird es ihm schwer, sie abzustreifen.“

Da er mit solcher Anspielung auf des Schustermeisters Blattersteppigkeit die Lacher für sich gewann, blieb er bei dieser Antwort, sooft der Kloch seinem Wirtshauschild ans Leben wollte.

War der Schuster hier abgeschlagen, so fand er keinen Widerspruch, wenn er nach etlichen Maßen Dickbier hüzig wurde und mit der Faust auf den Tisch schlug: man sollte den Nonnen die Türen einschlagen und ihnen mit Gewalt nehmen, was sie sich mit Gewalt angeeignet hätten. Hei, wie sie dann durcheinander rennen und die Rutten heben und ihnen die Fürzlein ausfahren würden. Und wenn hier in der Stadt etliche Kerle wären wie er, so wüßte er schon, was zu tun sei.

Wenn aber die Sprache auf die Freifrau von Butow kam, so dämpfte Strauche die Stimme und deutete nach der verräucherten Decke, indem er zur Vorsicht mahnte. Sie sei nach dem ersten überstandenen Schrecken umgefahren wie eine wütende Rake, habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, aber wohl nichts erreichen können, und so habe sie sich bescheiden müssen. Aber es sei diese Ruhe unheimlicher als alles vorgängige Toben. Sie gleiche einer Mine, die mit Pulver bis zum Rand angestopft sei, genügend, um eine ganze Stadt in die Luft zu sprengen, und die Lunte brenne irgendwo im Verborgenen, und er für seinen Teil wolle nicht eben gern dabei sein, wenn das Feuer an die Kammer komme.

Hatte die Freifrau wegen ihres herrischen und unleitfelligen Wesens anfangs wenig gutfreundliche Gesinnung erweckt und war man ihr nur mit Unbehagen begegnet, so strömten ihr jetzt von allen Seiten Mitleid und Geneigntheit zu. Auch die Frauen, die fanden, daß man vielleicht um des holden Fräuleins von Löwenberg willen ein wenig allzuviel Wesens mache, nahmen uneingeschränkt und ohne Vorbehalt der Freifrau Partei. Da man von Michael Strauche wußte, wie lieb ihr das Nichtlein und daß ihres harten Herzens einzige Schwäche das lieblich neben ihr blühende Leben sei, ermaß man ihren tiefen Schmerz. Man fand viel christliche Güte darin, daß sie den in der Verteidigung des Fräuleins übel zugerichteten Studenten bei sich aufgenommen hatte und gleich einer Mutter pflegte. So war ihr Bild nach allen Seiten rund und vollkommen geworden als das einer wehrhaften Frau, die ihren Feinden keinen Pardon gab, die aber gleichwohl weiblicher Weichheit nicht entbehrte; und war des Lobes und der Begeisterung so viel, daß der Meister Kloch eines Abends nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, schnurstracks in ihr Zimmer hinaufzusteigen und ihr mitzuteilen, daß er sie für ein Frauenzimmer ganz nach seinem Herzen erachte.

Wenn Michael Strauche sie mit einer Mine verglich, an der die Lunte brannte, so war das ein im Verhältnis harmloses Bild für das, wie es in Wahrheit um sie stand.

Aus der ersten Verzweiflung über das räthelhafte Verschwinden Anna Susannas durch die Botschaft des Doktors Arend in eine Kaserei versetzt, war sie nach dem Kollegium der Jesuiten gerannt und hatte den Superior zu sprechen verlangt. Lange stand sie im kühlen Flur des weitläufigen Hauses, hörte hallende Schritte in der Ferne, glaubte ein Flüstern zu vernehmen, das die weißgetünchten Wände

entlang lief, und dann war ihr wieder, als kröchen Augen aus den Steinen, die sie mit spöttischen Blicken betasteten. Am Ende des Ganges huschten Gestalten vorbei, verweilten einen Gedanken lang, um sie zu betrachten und wichen wieder in den Schatten der Gewölbe zurück. Sie wartete ungeduldig, mit den Füßen den Boden stampfend, und sehnte sich nach ihrer Reitpeitsche, um wenigstens gegen leblose Dinge, gegen diese kahlen Wände und die in nüchternen Gleichmäßigkeit einander folgenden Türen loszuschlagen zu können.

Endlich kam der Pförtner zurück mit dem Bescheid, der Superior habe sich eine dreißigtägige Pönitentz auferlegt, mit keinem Menschen als mit seinen Ordensbrüdern zu sprechen, und die dürfe nicht gebrochen werden.

„Was Pönitentz!“ schrie Alphema Polyxena, daß es hallte. „Was Pönitentz! Er getraut sich nicht vor mein Gesicht. Man hat mir meine Richte geraubt, und ich bin da, sie von ihm zu fordern. Er muß für mich zu sprechen sein.“

Der Bruder Pförtner warf die lauten Worte mit einem Achselzucken von sich ab und blieb dann wieder mit einem hölzernen Gesicht wie ein schwarzer Pfahl vor ihr stehen, inmitten eines schrägen Streifens Sonnenlicht, der durch das Seitenfenster aus dem Klostergarten eindrang.

So möge denn, begehrte die Freifrau, wenn sich der Anstifter schon hinter seine Pönitentz verschanze, jemand anders kommen, an den sie sich halten könne.

Niemand anders sei befugt, Rede zu stehen, antwortete der Pförtner, indem sich seine blassen, mageren Hände unter die Ärmel seines Rodes verkrachten, als friere es ihn mitten in der Sonne.

Alphema Polyxenas Augen warfen Flammen über sein Gesicht, ein Sieden stieg ihr zu Kopf, und es war ihr, als müsse sie auf diesen Gesellen losfahren und seinen

Gleichmut mit Nägeln und Fäusten zerschlagen. Schon war das Vorgefühl des Anspringes in ihren Muskeln, da sah sie vom Ende des Ganges her etliche Bedienstete des Klosters herankommen, den Gärtner Paprocki voran mit hängenden Fäusten, bereit, einzugreifen, wenn sie sich etwa vergessen sollte. Sie merkte, daß sich, was sie hier von ihrer Wut hingerissen unternahm, gegen sie lehren müsse, wandte sich und ging. Die Tür wenigstens wollte sie hinter sich zuschmettern, aber die glitt weich und ölig in den gepolsterten Rahmen, wie der leise gleitende Schritt eines der Väter Jesu.

Wie war sie an den Eingang des Klosters der Benedictinerinnen gekommen? Es war ihr, als sei es ein einziger Sprung über das Nichts gewesen. Sie hob den Klopfer, ließ ihn dröhnend gegen die Eisenbänder des Tores fallen. Das vergitterte Fenster über ihrem Kopf öffnete sich, ein Auge stach hervor, dann scharfte der Schuber wieder in seine Rillen zurück, man öffnete nicht. Mit der ganzen Kraft ihres Armes bearbeitete sie die Tür, rüttelte an dem Klopfer, als wollte sie ihn aus den Nieten reißen. Sie hätte ebensogut ohne Sturmbock mit bloßen Händen eine Burg berennen mögen, kein Laut antwortete ihr, als der Widerhall ihrer Schläge, der sie betäubte.

Schon sammelten sich Leute um sie, die dem verzweifelten Beginnen mit Verwunderung zusahen und Mutmaßungen aufzustellen anfangen. Alphema Polyxena wich zurück, selbst verwundert über das, was hier vorging, von dem sie mehr mitgerissen wurde, als es selbst lenkte, und schlug den Weg zu Wolonski ein, dem weltlichen Sachwalter der Jesuiten, der Anna Susannas Vormund war.

Wolonski war verreist, und zwei polnische Diener, die wie aus Lehm gestampft links und rechts neben der Tür

standen, wiederholten grinsend immer wieder: „Is fort!“ Sie schienen kein anderes deutsches Wort zu kennen und gar keins zu verstehen. In der Ecke erhob sich ein ungeheurer Hund und kam knurrend auf Alphema Polhyrena zu.

Zitternd vor Zorn stand sie auf der Straße, die Umrisse der Dinge und Menschen schwammen ineinander und verdunkelten sich, da merkte sie erst, daß sie von Tränen der Erbitterung geblendet war.

Als der vornehme Besuch in die armselige Wohnung des Buchbindermeisters Patruban kam, wußte das alte Weiblein sich vorerst nicht zu raten noch zu helfen. Es wich vor dem Rauschen der Röcke, vor dem Geruch der Würzkräuter an die Wand zurück, und gänzlich durch das unheilvolle Ereignis dieser Nacht aus aller Fassung gebracht, wie es war, glaubte es nicht anders, als daß irgendwie von ihm für irgendwas Rechenschaft gefordert werden solle. Immer schon hatte die Meisterin Angst davor gehabt, daß aus der vornehmen Welt, in die ihr Pflegling einzudringen strebte, über ihr geringes, armseliges Dasein Verhängnis hereinbrechen werde.

Sie sei gekommen, sagte die Freifrau, sich nach dem jungen Menschen umzusehen, der so tapfer, wiewohl vergeblich, sich um ihre Rechte mit der Übermacht herumgeschlagen habe.

Nun wußte die Alte, der es mit dem Begreifen etwas schwer ging, wen sie vor sich und daß sie keinen Vorwurf zu gewärtigen habe, sondern Lob und Gunst über sich ergehen lassen dürfe. Sogleich schlug ihre Angst in ein Jammern um: so Schreckliches sei ihr in ihrem ganzen langen Leben nicht begegnet, und die Stadtknechte hätten ihr gegen Morgen den Johann Karl gebracht, ganz zer schlagen, und da liege er noch immer bewußtlos und könne

nicht zu sich kommen, und der Doktor Arend sei auch schon hier gewesen, der habe ihn zur Aber gelassen und wolle, daß er ins Siechenhaus verbracht werde. Und der Alte sei über den Schreck hingefallen und habe sich die Stirn aufgeschlagen, denn er habe es immer schon mit Angsten zu tun gehabt und glaube, daß ihm die Jesuiten nachstellen und daß alles auf ihn gemünzt sei. Nun lägen sie drinnen nebeneinander, der Alte in seinem und der Junge in ihrem Bett, und sie wisse nicht, wen sie eher betreuen solle.

Mit der blauen Schürze, mit der sie zwischen den schluchzenden Worten fleißig Augen und Mund betupft hatte, wuschte sie als eine Frau, die wußte, was sich schide, über einen Stuhl und bat die Freifrau, sich seiner zu bedienen; aber der Gast sagte, er sei in solcher Unruhe um das Geschick seiner Nichte, daß er an keinem Ort verweilen könne, ehe er nicht Näheres erfahren, wie sich alles zugetragen. Darüber aber könne einzig Johann Karl Auskunft geben, und sie möchte nun doch selbst sehen, wie es um ihn stehe.

Darauf trippelte das alte Weiblein mit vielen Entschuldigungen, daß es bei ihr eben nicht danach aussehe, um vor einem vornehmen Besuch mit Ehren zu bestehen, in die Nebenkammer und sagte, einem neuerlich aufquellenden Schluchzen mit dem Schürzenrand begegnend: „Da liegen sie.“ Von den beiden Verunglückten war bloß Johann Karl zu sehen. Der Meister Patruban hatte sich, als er die fremde Stimme in der Werkstatt hörte, unter die Bettdecke verkrochen und lag da, in einem Bad von Todeschweiß, Bruchstücke des Vaterunsers stammelnd, ohne daß er eine Bewegung zu machen wagte. Er war überzeugt, jetzt seien sie gekommen, ihn zu holen. Auch Johann Karl regte sich nicht, ihm war das Bewußtsein noch immer nicht zurückgekehrt. Seine Stirn und sein

Rinn waren von Binden umwunden, die linke Wange blutunterlaufen und so angeschwollen, daß die Nase dadurch aus ihrer sonstigen geraden Richtung in eine bedenkliche Schiefheit gedrängt und gezogen war. Auf der Gegenseite aber wiesen vier gleichgerichtete, blutrünstige Kratzwunden, daß sich da eine scharf bewehrte Hand einen Weg durch das Gesicht gerissen hatte.

Gerührt sah die Freifrau, wie wadere Blutzugenschaft der Student, der jetzt so mager, hinfällig und zerschunden in den zerschlossenen Betten lag, für seine Freundschaft abgelegt hatte. Nachdem sie ihn eine Weile schweigend betrachtet hatte, hob sie den Blick und ließ ihn über die Wände gleiten, auf denen inmitten großer nasser Flecke weiß-grüner Schimmel wucherte, während weiter oben gegen die Decke zu, wo der Bewurf abgefallen war, die rötliche Ziegelfarbe durchschlug, so daß man meinen konnte, eine große Landkarte phantastischer Reiche vor sich zu haben. Die Bettlaken waren grau und geslickt, feucht von dieser Stidluft, die dick war von den Dünsten des Kochens und dem Geruch der Leimtöpfe, und die der Freifrau wie ein Pelz auf den Lungen lag.

„Der Doktor Arend mag wohl recht haben,“ sagte sie, „daß es für Euch zu viel der Last sein mag, zwei Kranke zugleich zu pflegen. Ihr seid nicht mehr der Jüngsten eine, Meisterin, so müßte Euch wohl die größere Sorge abgenommen werden, damit Ihr nicht über der Pflege zusammenbrecht. Doch möchte ich den Studenten, dem um Anna Susanna willen so übel mitgespielt worden ist, nicht ins Siedenhaus schaffen lassen, sondern mich selbst seiner annehmen, wie es ja im Grunde meine Pflicht ist. Demnach bitte ich Euch, darein zu willigen, daß er in meine Herberge verbracht werde und hoffe, Ihr werdet überzeugt sein, daß er nicht minder sorgsam von mir betreut

werden soll als von Euch, und daß ihm nichts abgehen wird. Ich bin in seiner Schuld.“

Die Einwände, die das Weiblein zu machen hatte, waren leicht widerlegt und mußten der Einsicht weichen, daß es allerwege besser sei, sich dem Vorschlag der Freifrau zu fügen.

So kam es, daß Johann Karl in einem freundlichen Zimmer und einem blühsauberen Bette zu sich zurückfand. Es war eine Kammer, die zwischen den Räumen der Freifrau und Anna Susannas Gemach lag, und die Betten waren keine Wirtshauswäsche, sondern Eigentum seiner Gönnerin, die sie hatte kommen lassen, als sich der Aufenthalt in der Stadt in die Länge gezogen hatte. Es lag sich anders in dem blütenweißen Linnen als auf dem Patrubanschen Stroh, und viel Güte strömte auf ihn herab.

Sobald die Freifrau merkte, daß Johann Karl ohne Beschwer zu sprechen vermochte, begann sie mit den lange zurückgehaltenen Fragen. Der Blick des Studenten verdunkelte sich und wich in sein Inneres zurück, dann glomm ein jäher Funke auf: „Ich hab' ihn erkannt, trotz seiner Mummerei. Er war's.“

Die Freifrau glaubte, da sie von Mummerei vernahm, es rede das Fieber aus dem Kranken. Sie sagte, er möge schweigen, denn er sei wohl noch zu schwach, um Auskunft zu geben, aber Kaldenborn, einmal auf die Spur gesetzt, ließ nicht nach: „Ich kann's auf meinen Eid nehmen. . . dieser Wassermann, oder was die Maskerade hat vorstellen sollen, war er.“

„Wer war der Wassermann?“

„Der Nikolaus Les von Patschlau, der Jesuitenbub. . .“

Dann, nachdem das Wichtigste einmal festgestellt war, konnte er der Ordnung nach berichten, wie eins aus dem



anderen gekommen war, und die Freifrau zerriß und zerriß währenddessen das gestickte Taschentüchlein, daß aus ihm, sobald Johann Karl zu Ende gelangt, ein trüb-seliges, unnützes Fetzen geworden war.

Er hatte, etliche Tage später, als er schon in einem grün-bespannten Lesestuhl neben dem Bett saß, noch einmal den ganzen Verlauf wiederzugeben. Der Stadtschreiber Füllstein, Herrn Strauches Schwiegersohn, war gekommen, um den Studenten als einzigen Zeugen des Vorgangs schriftlich zu Protokoll zu vernehmen. An diesem Tage lachte die Freifrau zum erstenmal seit Anna Susannas Entführung, aber es war ein ungutes Lachen, als Herr Füllstein namens des Bürgermeisters einen Gruß bestellte und ausdrückte, er habe sich sogleich wegen des gebrochenen Stadtfriedens mit einem Protest und einer Vorstellung nach Warschau gewandt.

„Judt ihm sein Gewissen?“ sagte Alphema Polyxena grimmig, und als sie der Stadtschreiber verwundert ansah, fuhr sie schonungslos fort: „Wär' er nicht von Löschpapier, sondern hätt' Blut in seinen Adern und Knochen im Leib, so hätt' es nicht so weit kommen dürfen. Glaubst er noch immer an seine Proteste und Vorstellungen? Ihr könnt ihm sagen, ich wüßte genau, wohin seine Wische gehören — auf den Mist.“

Der Stadtschreiber, ein wenig bestürzt über die Art, wie sich die Freifrau über seinen Vorgesetzten und das Oberhaupt der Stadt ausließ, beeilte sich, begütigend mitzuteilen, daß der Herr Bürgermeister von ihm, als dem Hausgenossen der Freifrau und des Verwundeten, Tag für Tag Bericht über beider Ergehen eingefordert habe. Und daß er gesagt habe, er wolle nunmehr mit aller Macht sich dafür einsetzen, daß die Niedertracht gesühnt und der Freifrau ihre Rechte zurückgegeben werde.

Aber die Freifrau, ungesättigt durch solche Fürsorglichkeit und Versprechung, fuhr los: „Ihr sollt ihm sagen, er mag sich so viel glimmenden Zunder unter den Sattel legen, wie er will, so wird doch kein feurig Roß aus ihm. Und für sein Erkunden soll ihm danken, wer mag — ich nicht.“

Obwohl dem Bürgermeister dieser Bescheid von dem Stadtschreiber nur sehr verdünnt und gemildert überbracht wurde, wagte er darauffhin doch nicht den Besuch, der der Freifrau und dem Studenten zgedacht war; denn damit hatte Alphema Polyxena schon das Rechte getroffen, daß er in sich ein wenig unsicher und nicht ganz frei von Vorwürfen war, obzwar er sich selbst nicht zu sagen vermochte, wie es hätte anders und besser gemacht und das Unheil vermieden werden können.

Herr Thümbling von Bergau, der Freifrau Vetter, bedauerte, als er sie aufzusuchen kam, das Vorgefallene ungemein, aber er konnte der Freifrau den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sehr unrecht getan habe, seinen guten Rat in den Wind geschlagen zu haben. Eine Handvoll Goldfuchse am richtigen Ort, nämlich beim Sekretär seiner erzbischöflichen Gnaden, hätte ihre Wirkung gewiß nicht verfehlt und das Schlimmste verhütet. Die Freifrau, die eben in Männerkleidern zu einem jener wilden Ritte fertig war, mit denen sie ihren Groll dämpfte, warf den Hut, den sie in der Hand hielt, zu Boden und sagte, es sei eine gute Handvoll gewesen, die sie nach Warschau geschickt habe, aber den Erfolg davon sehe er selbst. Darauf begann der Vetter ein meckerndes Herumreden, das kein Aus und Ein hatte, und meinte schließlich, vielleicht stelle sich die Wirkung erst jetzt ein, und er könne nichts anderes sagen, als daß sie es noch einmal versuchen solle, mit den Vätern Jesu zu unterhandeln. Ein Blick in das Gesicht

der Freifrau aber überzeugte ihn davon, daß er gut tue, raschen Abschied zu nehmen, und er säumte nicht, sich eilig und etwas ungeordnet zu entfernen.

Als aber die Freifrau am Abend von ihrem Ritt zurücklehrte, war sie nicht mehr so abgeneigt, noch einmal den Sturm lauf zu unternehmen. Sie hatte sich in diesen Tagen daran gewöhnt, ihre Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne und Wünsche mit dem einzigen zu besprechen, der unter dem Geschehenen ebenso tief litt wie sie selbst. Johann Karl schien um Jahre gealtert, gereift durch seinen Schmerz, sein durch blutrote Narben gezeichnetes Gesicht war ernst und verschlossen, seine Augen brannten düster, und seine Stirn war vorgewölbt, als sei sie gespannt und ausgebreitet durch die Arbeit des Hirnes, das dahinter in Aufruhr war. Der ganze Mensch schien aus den Fugen, er streckte und reckte sich wie einer, dem auf der Folter die Gliedmaßen auseinandergezogen worden sind. Er las viel in der Bibel, zumal in deren altem Testament, dann lag seine Faust geballt neben dem Buch.

Die Freifrau brachte die Meinung des Veters vor ihn, und da der Student nach einigem Nachsinnen sagte, es könne wohl als Außerstes versucht werden, stand Alphema Polyxena am nächsten Morgen vor der Thür des Jesuitenkollegiums. Es wurde ihr geöffnet, und der Bruder Pförtner führte sie, ohne nach ihrem Begehre zu fragen, in das Sprechzimmer, als sei sie längst bestellt und erwartet. Sie hatte auch nicht lange zu harren, bis einer der Väter Jesu eintrat, aber nicht der Superior, den man ihr früher einmal von weitem gezeigt hatte, sondern ein rundlicher, rosiger Herr, der von einer Sonne des Wohlwollens bestrahlt war.

Er begann sogleich mit einer leisen, geölten Stimme und einer Miene äußerster Höflichkeit, daß er wohl nicht darin

fehlgehe, wenn er annehme, die Freifrau von Bukow vor sich zu haben, die gekommen sei, sich nach ihrer Nichte, dem Fräulein von Löwenberg, zu erkundigen. Der Superior sei leider noch immer durch sein Gelübde verhindert, sich selbst zur Unterredung einzufinden und habe daher ihn, den Bruder Admonitor, beauftragt, der Freifrau jede gewünschte Auskunft zu geben.

Der Freifrau, die eher ein wütendes Handgemenge erwartet hatte als dieses gesalbte, glatte Entgegenkommen, war es, als werde ihr der Boden unter den Füßen weggezogen und als würden ihr die Waffen aus den Händen gewunden. Dieser Mensch, der von der unerhörten Vergewaltigung so sprach, als handle es sich um eine alltägliche Begebenheit oder ein durchaus friedfertiges Geschäft, sah sie so an, daß sie sich vor ihm nackt und bloß fühlte.

Sie raffte sich indessen zusammen, und indem sie, ohne es zu wissen, einen Schritt zurückwich, sagte sie: „Allerdings bin ich gekommen, um meine Nichte von Euch zu fordern, die unter Bruch des Stadtfriedens gewaltsam entführt worden ist. Sofern in diesen Landen noch Recht und Gerechtigkeit ist, muß diese Gewalttat gebüßt und das Fräulein von Löwenberg wieder freigegeben werden.“

Die Sonne des Wohlwollens auf dem Gesicht des Admonitors strahlte noch heller als vorher. Er verstehe, sagte er, die begreifliche Erregung der Freifrau, die seit Jahren an dem Fräulein von Löwenberg Mutterstelle vertrete und ihre ganze Liebe und Treue diesem Gegenstand gewidmet habe. Indessen müßten doch wohl alle weltlichen Verhältnisse und Beziehungen hintangesezt werden, wo es sich um eine Menschenseele handle, an die der Ruf Gottes ergangen sei.

„Dieser Ruf Gottes,“ sagte Alphema Polyxena mit Nachdruck, „ist der Ruf nach dem Erbe des Fräuleins von Löwenberg.“

Lächelnd schüttelte der Admonitor den Kopf und sagte demütig: „Die Kirche giert nicht nach weltlichem Gut. Wir sind nach dem Vorbild Petri Menschenfischer, Seelenfänger, nichts anderes, und dazu ward uns von Gott Recht und Berufung.“

„Und darum,“ sagte die Freifrau rasch und schneidend, „schickt ihr nachts eure Banden aus, um die Unwilligen auf der Straße gefangenzunehmen und wegzuschleppen.“

Ein wenig verdüsterte sich jetzt die Sonne auf dem rothigen Gesicht. So dürften die Dinge nicht besehen werden, es läge den Vätern Jesu fern, Gewalt anzuwenden. Wo aber eine Seele, die dem himmlischen Bräutigam zustrebe, von ihrer Umgebung an der Einlösung ihres Wortes gehindert und vom rechten Weg, den sie einmal erkannt, abgedrängt werde, da dürften sie ihr schon zur Freiheit ihres Willens verhelfen.

„Freiheit ihres Willens?“ staunte die Freifrau diesem unerwarteten Wort nach.

Der Admonitor beugte die rundliche Kugel seines Kopfes demütig nach vorn: sie möge bedenken, wie die Sachen stünden, auf der einen Seite sei die Freifrau von Bukow, die als Ruhme des Fräuleins wohl deren nächste Verwandte, aber doch nicht zum Entscheid über ihren Lebensweg und über ihr Gewissen befugt sei, auf der anderen das Gelöbniß der sterbenden Mutter, die Zustimmung des bestellten Vormundes und nicht zuletzt der eigene Wunsch des lieben Kindes, das sich nach der Vereinigung mit dem Sohn Gottes sehne, ein Durst, den zu stillen niemand verhindern dürfe.

„Das ist nicht wahr!“ schrie die Freifrau dem Admonitor ins Gesicht.

„Ich hoffe, daß die Freifrau von Bukow die Väter Jesu nicht einer Lüge bezichtigen will.“ Die schiefgestellten Schlißäuglein stachen scharf mit einer munteren Bosheit. „Das gute Kind ist lange genug daran verhindert worden, sein eigentliches Wesen zu offenbaren, aber, was es in seinem Innersten getragen, das darf jetzt endlich frei ans Licht.“

„Wovon redet Ihr da?“ sagte Alphema Polyrena, von einer ungewissen Angst verwirrt, während die Wände des Zimmers im Kreis zu laufen begannen und das unabänderliche Lächeln des Admonitors wie ein böser rötlicher Mond über der Freifrau hing.

Es sei mit dem inneren Menschen wie mit einem Feuer, sagte der Jesuit mit einem freudigen Augenaufschlag des Dankes, wie mit einer Flamme, jawohl, die von grünem Holz oder nassem Laub erstickt, auch nur schwelend und mäßig und mühsam weiterglimme, aber, von diesem Zwang befreit und von einem frischen Luftzug entfacht, hoch aufschlage und nun alles verzehre, was sie früher bedrückt und gehemmt habe. „Es ist das Feuer des Glaubens,“ fuhr er fort, indem er die Arme nach oben ausbreitete, als erwarte er die Herabkunft des heiligen Geistes „das, vom nassen Holz und Laub der Weltlichkeit und der falschen Menschenliebe gedämpft und beinahe ertötet, um so heller und heftiger entbrennt, wenn der frische Luftzug der Erkenntnis hinzutritt. Es ist diese Erkenntnis . . .“

Frau Alphema Polyrena brachte mit einem Ruck ihres Willens den Tanz der Zimmerwände zum Stehen und trat heftig auf den Jesuiten zu. „Was ist geschehen?“ fragte sie hart.

Wieder stieg ein Blick des Dankes zur Decke empor, als der Admonitor sanft entgegnete: „Das liebe Kind hat seine innere Berufung erkannt . . .“

„Das glaube ich nie und nimmermehr,“ schrie die Freifrau siebrig und aufgewühlt. Da zog der Admonitor mit einem milden Lächeln einen Streifen Papier aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch und glättete ihn mit sanftem Streicheln: „Hier sind etliche Zeilen, von des Fräuleins eigener Hand geschrieben, wie Ihr bekennen werdet. Sie werden Euch bestätigen, daß ich die lautere Wahrheit spreche.“

Wie der erste Blick der Freifrau sagte, war es Anna Susannas Hand gewesen, die da geschrieben hatte: „Mein himmlischer Bräutigam hat mich gerufen, und ich will dem Ruf Folge leisten. Ich habe der Welt entsagt, sie hat keinen Anspruch mehr auf mich und mag keinen Versuch machen, mich zurückzuholen. Ich begehre nichts anderes, als mich mit meinem Herrn und Heiland zu vereinigen, und so sage ich allem, was mich daran hindern will, mein Valet.“

Der unwillkürlichen Bewegung, mit der Alphema Polyxena auf dieses schreckliche Blatt Papier zuzufuhr, hatte sich der Admonitor wohl versehen, denn er deckte rasch seine Hand darüber und schob dann seine massige Rundlichkeit vor den Tisch.

„Das ist ihr abgepreßt worden,“ keuchte die Freifrau.

Der Admonitor neigte den Kopf wie in tiefer Seelentümmernis; es sei schmerzlich, wahrzunehmen, daß bei den Kindern dieser Welt, die von Eitelkeit geblendet seien, das Wunder der Erweckung und Erleuchtung durch die Gnade Gottes so schwer Glauben finde. Eher vermöchten sie ihre Gedanken daran zu gewöhnen, daß die Erde um die Sonne kreise, als daß eine Seele, vom Hifthorn des

himmlischen Jägers aufgeweckt, den Weg zum Himmel genommen habe.

Alphema Polyxena hatte während dieser Worte ihre Fassung wiedergewonnen und sagte mit großer Beherrschtheit ihrer Miene und Stimme, sie wolle nicht weiter daran zweifeln, daß es sich so verhalte, wie sie gelesen habe; aber sie bitte um die Gewähr einer Unterredung mit ihrer Nichte, denn wenn deren Entschluß nunmehr unwiderruflich feststehe, das Kloster nicht mehr zu verlassen, so sei sie doch allzu plötzlich aus ihrem sonstigen Bezug zu den Dingen dieser Welt geschieden, und es sei demnach nötig, über deren Ordnung mit ihr Rücksprache zu nehmen. Alphema Polyxena hatte eingesehen, daß auf keinem anderen Weg zu Anna Susanna zu bringen war, als indem man so tat, als finde man sich mit dem Gegebenen ab, aber das sanfte Lächeln, mit dem der Admonitor ihren Wunsch abwehrte, bewies ihr, daß ihre rasche Wendung zur Fügsamkeit durchschaut war.

„Wir wollen die arme Seele nicht in Verwirrung bringen,“ sagte er, „Euch hastet jene Welt, die Anna Susanna eben erst verlassen hat, noch allzu stark an, um nicht in ihr neues Leben Widerspruch zu bringen. Sie bedarf der Ruhe und Sammlung, sie hat sich in Gebet und Buße so versponnen, um sich ihres Bräutigams würdig zu machen, daß wir sie nicht darin stören dürfen. Wenn sie in sich fest und völlig heiter geworden, so mögt Ihr gern Euch ihrer Freudigkeit und Zufriedenheit selbst erfreuen. Bis dahin wollen wir ihren Vormund, den ausgezeichneten und vieleblen Herrn Wolonski, als Verwalter über die weltlichen Güter des Fräuleins setzen.“

Hoch aufgerichtet, ein Geflacker von Spott um die Lippen, stand Alphema Polyxena dem Admonitor eine Weile wortlos gegenüber, dann wandte sie sich mit einer



flüchtigen Neigung des Kopfes so plötzlich der Thür zu, daß der Jesuit, dem sich die Hand gewohnheitsmäßig zur Ertheilung des Segens hob, in einiger Verblüfftheit zurückblieb.

Als die Freifrau bei sich daheim war und in die Kammer des Studenten trat, war der Stolz, der sie aufgereckt hatte, wieder dahin. Sie ließ sich in einen Stuhl fallen und bedeckte die Augen mit den Händen. „Abgezwungen,“ stammelte sie, „sie haben ihr eine Zustimmung abgezwungen. Sie hat es schriftlich gegeben, daß sie den Schleier nehmen will. Mein Gott, was mag das Kind gelitten haben. Mein Gott, hilf ihr und uns aus dieser Not.“

Keine Antwort kam ihr von dem Studenten, und als sie nach einem langen Schweigen aufblickte, sah sie, daß er seinen Sitz im Krankenstuhl verlassen hatte und aufrecht neben dem Tische stand. Auf der Bibel lag die geballte Faust. Jetzt öffnete sie sich, zwei Finger streckten sich vor und drückten den ledernen Einband so fest, daß das Blut unter den Nägeln zurückwich: „So schwöre ich bei diesem Buch und den darin geoffenbarten Wahrheiten Gottes, daß ich nicht ruhen noch rasten will, bis ich das Fräulein aus seiner Gefangenschaft befreit und Euch und der Welt wiedergegeben habe.“

Erstaunt sah die Freifrau auf die Wandlung, die mit dem Studenten geschehen war, ein ungläubiges Lächeln, das auf ihr Gesicht wollte, wich vor dem bitteren Ernst dieser Entschlossenheit beschämt zurück. Und es war immerhin seltsam, daß sie aus diesen Worten des Studenten eine Zuversicht und einen Trost schöpfte, einen größeren, als hätte jemand ganz Gewichtiger ihr die Zusicherung eines günstigen Ausgangs gegeben.

\* \* \*

Durch den Julimorgen schwangen sich die Glockenstimmen wie körperlose große Vögel, die ihre Seele in Klang auflösen, ein ganzer Schwarm von großen und kleinen, helleren und dunklen Stimmen, der aus der Stadt aufflog, den weißen Wolken zu, zwischen denen er verschwand.

Anna Susanna, in ihrer weißen Nonnentracht am Fenster stehend, hörte, wie die Tür ihrer Zelle geöffnet wurde. Geräuschlosen Schrittes kam die Schwester Franziska näher, die der Novizin beigegeben war, um sie in den Andachtsübungen zu leiten und zu überwachen.

„Warum rufen die Glocken?“ fragte Anna Susanna, ohne sich umzuwenden.

„Es ist das Fest der Weihe. Die Sankt-Jakobs-Kirche, die den Lutherischen abgenommen worden ist, feiert ihre Rückkehr in den Schoß der katholischen Christenheit. Die Schwestern sammeln sich schon unten, sie werden im Zug mitgehen, und die Schwestern Justina und Brigitta sollen die Polster mit dem Stück der Krippe von Bethlehem tragen.“

„Ihr nehmt nicht an der Prozession teil?“

„Man hat mich Euch zur Gesellschaft zurückgelassen.“

Vom Fenster der Zelle aus sah man über den Garten hinweg und jenseits der hohen Umfassungsmauer kahle, fensterlose Hinterwände von Häusern. Zwischen diesen Häusern und der Klostermauer zwängte sich ein schmales Gäßchen hindurch, das jetzt von einem dumpfen Gebrodel erfüllt war, Scharen von Füßen, gedämpfte Stimmen vieler Menschen waren hineingepfercht. Jetzt erschienen links über dem Mauerrand drei blutrote Banner, an seidenen Schnüren von vergoldeten Stangenspitzen baumelnd. Sie bewegten sich ruckweise vorwärts, stießen einander, standen eine Weile eng beisammen, vereinzelt

sich wieder und schoben sich weiter, immer nach rechts hinüber. Sie wurden hochgehoben und zeigten ganz deutlich auf dem roten Grund die Bilder: die Mutter Gottes mit den sieben Schwertern im blutenden Herzen, den heiligen Johannes den Täufer im härenen Gewand, mit dem Lämmlein am Stamm des Kreuzes, und den heiligen Pilgrim Rochus mit den Schwären des Ausfakes an den nackten Beinen und dem Hund zu seinen Füßen. Jetzt hatten die drei schwankenden Banner das Ende des Gäßchens erreicht, und die vergoldeten Lanzenspitzen beugten sich unter einem dunklen Schwibbogen, indem sie drei letzte kurze Sonnenblitze aufblitzen ließen.

„Ich möchte wohl den Zug sehen,“ sagte Anna Susanna.

Die Schwester antwortete nicht gleich, denn es erhob sich drüben im Gäßchen ein Gesang vieler Stimmen, und man hörte, wie sich die Masse in Bewegung setzte. Lauter und feierlicher riefen die Glocken, ihre Stimmen schwellen an, als wollten sie den Raum zwischen Himmel und Erde mit brausendem Jubel erfüllen. Nachdem der Schwibbogen den größten Teil der singenden Menge eingesogen hatte, meinte die Nonne, Anna Susanna möge dem Gelüste entsagen, die Prozession zu sehen. Denn wenn auch dieses Fest eine heilige und freudige Feier sei, so sei doch so viel Unruhe darin, daß eine noch nicht gefestigte Seele leicht nur das Weltliche daran sehen könnte, den Glanz, die Prachtentfaltung und den Sonnenschein über allem, und daß sie dadurch von ihrer Aufgabe abgelenkt werden würde. Ueberdies sei ein solcher Verzicht auf einen, wenn auch noch so frommen Wunsch des Herzens etwas Verdienstliches und werde im Himmel wohl angeschrieben.

Mit einem unterdrückten Seufzer trat Anna Susanna in die Zelle zurück und sah die Schwester Franziska traurig

an. Das ruhige Gesicht der Kerkermeisterin war von einer strengen, regelmäßigen, ernstern Schönheit, eine gerade Nase, die etwas kräftig vortrat, hob sich über einem roten Mund, dessen feine Fügung von aller Bitterkeit der Selbstpeinigung nicht hatte zerstört werden können. Die beiden größten Schönheiten dieses Gesichts, die klare Stirn und das Kinn, waren von den weißen Binden des Kopfstuches verhüllt. Anna Susanna ahnte, warum man ihr gerade Schwester Franziska zur Wächterin gesetzt hatte: weil sie am schwersten mit sich hatte ringen und das Fleisch in sich unter tausend Qualen ertöten müssen. Der etwas starre Blick der Schwester war von einer Hellsichtigkeit für alle leidvolle Gedankenwirrnis, daß Anna Susanna in steter Furcht vor ihm war; es schien, als sei diese Schwester durch ihren harten Kampf mit sich selbst wissend für jede, selbst die verborgenste Regung.

„Aber freudigen Herzens muß der Verzicht geschehen,“ sagte Schwester Franziska, indem sie den Arm sanft um Anna Susannas Schulter legte, „unfreudig Gegebenes erfreut den Empfänger nicht und mindert den Wert des Verdienstes.“

„Der Freudigkeit läßt sich nicht gebieten,“ sagte Anna Susanna, indem sie die Lider über den Blick sinken ließ, wie sie es von den Nonnen gesehen hatte, die der Oberin Rechenschaft geben oder Bericht erstatten mußten.

Wenn das Leben völlig gewandelt sei, meinte Schwester Franziska, und ernsthaft dem großen Ziel zugewendet, so komme die Freudigkeit von selbst. „Und jetzt wollen wir,“ fügte sie hinzu, da sie Anna Susanna eine Bewegung machen sah, als wolle sie sich wieder dem Fenster zuwenden, „in dem Buch von der Nachfolge Christi weiterlesen. Es ist ein Quell der Erquickung, ein Brunnen in der Wüste, ein Regen in der Dürre.“

Sie hatte das kleine dicke Büchlein aus dem Ärmel der Rutte geholt, öffnete die Schließen und zog den Stuhl zum Tischchen heran. Mit ruhigem Gleichmaß ihrer wohlklingenden Stimme begann sie zu lesen, Saß um Saß betonend und nach jedem eine Pause machend, als wolle sie ihn kraft seiner eigenen Schwere in die Tiefen des Menschenwesens sinken lassen. Anna Susanna war wie immer während dieser Lesestunden auf das Betbänklein hingekniet und hatte über dem blank gescheuerten dunklen Holz die Hände ineinandergeschlossen. Auf dem Grund, über der Maserung, die von unzähligen zum Gebet gefalteten Händen blank geschliffen war, sah sie einen undeutlichen weißen Schimmer, den Widerschein ihres blassen Gesichts, das sich über ihre kalten, verkrampften Finger neigte. Sie kannte ihr eigenes Gesicht fast nicht mehr, denn kein Spiegel hielt ihr sein Bild entgegen, sie fand statt seiner nur eine Verzerrung in dem gerippten Glas der Fensterscheiben, sie suchte es umsonst in der dunklen Tiefe des alten Holzes und auf der Oberfläche des Wassers in ihrem Waschbecken. Sie war sich selbst fremd geworden in dieser Tracht, erkannte sich in ihren Kleidern kaum, wenn sie an sich herabsah, und nahm oft mit der einen Hand die andere, mit einem Gefühl der Verwunderung, wem wohl diese abgekehrten Finger gehören möchten; sie scheute sich vor ihrem eigenen mageren, von der Rutte umschlotterten Leib, der dennoch des Teufels war, wie sie täglich unzählige Male bis zum Überdruß hören mußte. Sie litt darunter, daß es kein Bad im Kloster gab, aber man sagte ihr, es sei verdienstlich, dieses Gelüste der Gottesmutter aufzuopfern, denn auch die Betrachtung des eigenen nackten Leibes sei von Übel und biete dem Satan tausend Gelegenheiten, seine Stricke um sie zu werfen. Man prägte ihr ein, daß es der Gottesmutter

überaus wohlgefällig sei, so zu schlafen, daß die Decke bis unter die Achseln gezogen werde und die Arme außerhalb lägen, auf daß jede Berührung des Körpers durch ihre Hände vermieden sei. Die Schwester, die dies sorglich beachte und ein ganzes Jahr hindurch niemals vergesse, auch im tiefsten Schlaf dieses Gebots eingedenk sei, die rücke um eine Stufe im Chor der Engel, die den Thron Mariä umstehen, höher hinan, bis sie nach fünfzig Jahren auf der obersten Stufe zu den Füßen der Gottesmutter angelangt sei; wodurch in Anna Susannas Kopf die ruchlose Vorstellung entstand, daß dann die allerseeligste Jungfrau, die allenthalben mit der Schönheit unverwelklicher Jugend dargestellt werde, eben in unmittelbarster Nähe von einem Chor alter Weiblein umgeben sein müsse.

Entsetzt über diese sündhaften Bilder, brachte sie ihre Gedanken vor den Beichtvater und empfing eine Verwarnung und die Aufklärung, daß Jugend und Alter zeitliche Bedingtheiten dieses Erdendaseins wären, die für die ihres Leibes ledige Seele keine Geltung hätten. Pater Cyprianus, der Admonitor der Jesuiten, der bei den Benediktinerinnen Beichtiger war, gab sich große Mühe mit diesem noch immer von Weltlichkeit befangenen Menschekind und setzte alle seine milde Überredungskunst an seine Gewinnung für das ewige Heil. Viele seiner Fragen, die er, die Lippen leckend, vorbrachte, waren auf Dinge gerichtet, die Anna Susanna nicht verstand, manche schienen ihr so peinvoll widerwärtig, daß sie im Dunkel des Beichtstuhles erröthen mußte, worauf er von ihnen abstand. Bisweilen wurde sie so trotzig, daß sie gänzlich schwieg oder gar antwortete, sie könne sich keiner Sünden bezichtigen, da hob der Beichtvater die Stimme ein wenig zu schärferem Ton, meinte, daraus wäre zu ersehen, wie

fest der Hoffartsteufel noch in ihr stecke, und legte ihr schwerere Bußen auf als sonst.

Sie fand, daß die Nonnen und der Admonitor eine eigene Sprache hätten, die seltsam von dem abwich, was ihre eigene Übung Redens war. Nicht, daß sie zumeist polnisch sprachen, das Anna Susanna nur unvollkommen verstand, sondern auch im Deutschen bedienten sie sich manchmal ganz absonderlicher Wendungen, die zuweilen gar lächerlich anmuteten, als seien sie scherzhaft vermeint. Da war eine Schwester über den Hühnerhof gesetzt, ein etwas ängstliches, verblühtes Frauenwesen, die beinahe krank von einer ständigen Angst vor Dieben war. Als sie wieder einmal von ihren Schrecknissen berichtete, nächtlichem Tumult im Hühnerstall, Schritten auf dem Hof und Schattenspielen auf der mondbeschienenen Mauer, meinte Anna Susanna ungefragt, daß es sich vielleicht verlohnen würde, einen Hund anzuschaffen, der den Dieb, wenn wirklich einmal einer käme, schon packen würde. Darauf sah man sie verwundert an, wie sie es wagen könne, eine eigene Meinung unaufgefordert auszusprechen, und die Oberin sagte streng und gewichtig: „Der heilige Benedikt ist unser Hund!“ Womit gemeint war, daß die Schwestern seines Ordens keines vierbeinigen Schützers bedürften, sondern durch den himmlischen Beistand ihres Stifters zur Genüge behütet seien. Es hörte sich aber immerhin für eine Siebzehnjährige, der das Weltkind noch lange nicht völlig ausgetrieben war, so komisch an, daß Anna Susanna in ein Lachen ausbrach. Es trug ihr eine strenge Fastenzeit dreier Tage in der dunklen Zelle ein, die sie mehr als alles fürchtete.

Auf dem bräunlichen Grund des glatt gescheuerten Holzes schimmerte der Schein von Anna Susannas Gesicht wie eins jener fernen Nebelwölkchen, die man da und

dort zwischen den Sternbildern erblicken kann. Wie das Fräulein in die geheimnisvolle Tiefe immer mehr hineinsank, war es ihm, als löse es sich von dem Boden, auf dem es kniete, und habe wirklich eine Reise in den unendlichen Raum angetreten, in die nächtliche Welt der funkelnden Sterne, wo Oben und Unten ununterscheidbar ist. Die Stimme der Schwester Franziska, die unentwegt zu lesen fortfuhr, entfernte sich immer mehr, und wie es einem geschehen mag, der, von der Erde entführt, ihre Länder und Meere aus der unermesslichen Höhe nahe zusammengerückt und deutlich übersehbar erblickt, so überschaute Anna Susanna die ganze Summe ihres Wehs zum erstenmal in seiner großen Bitterkeit.

Da war die unnennbare Angst um den geliebten Freund, den sie zuletzt von der Übermacht hingeworfen gesehen hatte, auf dem Boden liegend, mit Fußtritten und Schlägen mißhandelt. Sie wußte nicht, was mit ihm geschehen war, ob er bloß verwundet sei oder gar um sie sein Leben eingebüßt hatte. Keine Nachricht war aus der äußeren Welt zu ihr gedrungen, und die Botschaft, die man sie an jene zu senden gezwungen hatte, war danach angetan, die Freunde zu verwirren und zu täuschen. Sie hatte nicht rufen können, eine derbe Hand schnürte ihre Kehle zusammen, ein Sack war um ihren Kopf geworfen, man hatte sie fortgeführt, und als sie wieder frei gemacht worden war, hatte sie sich in dieser Zelle befunden. Da war das Bild jenes großen, mageren, gelbgesichtigen Mannes mit den glühenden, entrückten Augen, des Superiors der Jesuiten, der am zweiten Tage ihrer Gefangenschaft gekommen war, um ihr Schicksal zu verkünden. Sie bewahrte ihm eine dankbare Erinnerung. Er war gut und freundlich gewesen, hatte von ihrer Mutter gesprochen, und sie hatte ihn allmählich trotz seiner



Veränderung ins Kranke als den erkannt, der in ihre Kindheit wie ein schwarzer Schatten hineinragte. Und er hatte sie zu Tränen gerührt durch seine inständige Bitte, des Seelenheiles ihrer Mutter wegen sich von der Welt abzukehren und dem Himmel zuzuwenden. Er hatte ihre Hände gefaßt und gestreichelt mit einer Bewegung, die sie nicht anders als verhohlene Zärtlichkeit auslegen konnte. Ihm hatte sie Vertrauen entgegengebracht, und sie bedauerte es, daß er kein anderes Mal gekommen war.

Er hätte es gewiß nicht zugelassen, daß man sie, als sie nach der ersten Verschüchterung zu ihrem trotzigem Stolz zurückgefunden hatte, mit den Mitteln klösterlicher Zucht brach und gefügig machte. Wie auf einen schweren Klumpen Finsternis sah sie auf die Tage ihrer Haft in der dunklen Zelle, wo sie mit ihren entsetzlichen Gedanken der Einsamkeit und dem Hunger überlassen war, bis sie, dem Wahnsinn nahe, nach Licht und Menschen schrie. Wie dann die Führerin ihr gesellt wurde, die, selbst unnahbar und unergründlich, jeden Gedanken aus ihr herausholte und um jede Regung zu wissen schien und, deren Rat folgend, sie, nachdem sie dreimal die Hölle der Dunkelheit ertragen hatte, schriftlich gab, was man von ihr verlangte.

Anna Susanna war auf ihrem Weg in den Raum so weit fort, daß sich das Gemurmel der Lesenden völlig verloren hatte. Ein Gefühl des Schwebens erfüllte sie, und es kam eine leichte Berauschtigkeit über sie, in der sie die Schwere ihres Leides langsam entgleiten fühlte. Noch war sie nicht völlig verlassen. War da nicht die Ruhme, die gewiß nach ihrer Art alles aufbieten würde, um sie zu befreien? Lag da nicht grünes Land der Hoffnung unter ihr, weiter hingestreckt als die Meere der Verzweiflung und die Wüsten der Qual? Der Glaube, daß ihr Verteidiger den Feinden nicht erlegen sei, wollte nicht

ersterben; und von Johann Karl wußte sie, ebenso wie von der Muhme, daß er, was bei ihm stünde, nicht verab-säumen würde. Sie war dessen sicher, daß er den Trug ihrer erzwungenen Zustimmung durchschauen müsse. Und als dritter Helfer, als Macht, die ihr beistand, fühlte sie ihr eigenes Blut in sich. Nie war sie seiner so gewiß gewesen, als in dieser Unterdrückung ihres früheren Seins. Sie vernahm seine raunenden Stimmen, sie spürte den schäumenden Absturz durch die Schleusen ihres Herzens, sein Dahinströmen durch die Kanäle ihrer Adern bis in die letzten feinen Verzweigungen. Nie hatte sie empfunden, wie heiß und begehrlieh es war, als wenn man sie von Bußübungen erschöpft und von Gebeten betäubt, schon völlig ihrer himmlischen Bestimmung hingegeben glaubte. Unter dem beständigen Hinweis auf die Sündhaftigkeit des Fleisches war das Blut erwacht, und sprach, aller Kasteiungen ungeachtet, eine wunderreiche, wiewohl noch unverstandene Sprache, der sie lauschen mußte. Es war Anna Susanna, als brenne sie, als folge ihrem Flug durch den Raum ein feuriger Streif wie einem Meteor, und wie sie im Rückblick die grüne Hoffnungsinsel deutlicher als zuvor und unter einem bunten Schimmer von Blumen zu erschauen glaubte, beugte sie sich verstohlen auf ihre Hände herab und küßte zärtlich die eigenen schlanken Finger.

Eine Stimme drang ihr auf ihrem Flug nach.

„Hört Ihr nichts?“ Die Schwester Franziska hatte den Stuhl zurückgeschoben und stand, beide Hände auf den Tisch gestützt, lauschend da.

Anna Susanna war unter dem Anruf zusammengefahren, in jäher Angst, bei einer gewiß abscheulich sündhaften Liebkosung ihrer selbst betreten worden zu sein. Wie sie aber nun scheu den Kopf hob, vernahm sie nun

selbst draußen einen wirren Lärm. Die Glocken hatten plötzlich aufgehört zu läuten, und in diese Stille, die da entstanden war, lief das Getöse ein. Es war überall, man hätte nicht sagen können, woher es komme, aus der Erde aufsteigend und von den Dächern herabschwebend, mischte es sich in der Mitte zu einem häßlichen, besorgnis-erregenden Geschrei.

„Was gibt es da?“ fragte Schwester Franziska.

Sie wußten es nicht. Sie waren ans Fenster getreten und hörten, ängstlich aneinandergeschmiegt, wie der Lärm anstieg und sich zu nähern schien.

\* \* \*

Als die Prozession sich vor der langen Straßenseite des Jesuitenklosters geordnet hatte, nahmen die Glocken einen neuen, gewaltigen Aufschwung und dröhnten noch voller über die Stadt hin. Voran gingen dem Zug die frommen Vereine mit ihren Bannern und Fahnen, meist polnische Knechte und Arbeiter, Volk der Vorstadt, das sich, festlich gewaschen und in Feierkleidern, wie es war, immer noch ein wenig struppig ausnahm. Die weiß gekleideten Mädchen, die ihnen folgten, streuten Gras und Blumen vor die Füße der Nonnen vom Orden des heiligen Benedikt, die gleich hinterdrein kamen.

Auf purpurrotem Rissen, von dem Goldquasten baumelten, trugen die Schwestern Justina und Brigitta, zwei pausbäckige Nonnen mit wasserblauen Augen, ein Stück uralten, wurmstichigen Holzes, das Überbleibsel der Krippe, die des Welttheilands erste Wiege gewesen war.

Die übrigen Heiligtümer befanden sich auf einem prächtig herausgeputzten Wagen, von dem gestickte Decken auf die Straße herabhingen. Ein Duzend halbwüchsiger Mädchen, die man als Engel gekleidet hatte, umstanden

in ihren weißen, wallenden Gewändern, mit den blauen, an den Schultern wippenden Flügeln und goldenen Stirnreifen im aufgelösten Haar, den kostbaren Schrein, der die Reliquien barg. Ein größerer, etwas starkknochiger Engel, einer der Jesuitenschüler, führte die beiden Schimmel, die den Wagen zogen, und zwölf der angesehensten Männer aus der katholischen Gemeinde schritten zu beiden Seiten dahin, vergoldete Wachskerzen in den Händen, deren Flammen nur an den kleinen Rauchstreifen bemerkbar waren, die sie hinter sich her schleiften.

Gesang stieg hinter dem Triumphwagen empor: „Sanctus Jacobus, succurre peccatoribus“, der Chormeister des Jesuitenkollégiums mit seinen Sängern, die, ihre Notenblätter vor den Augen, gemessen wandelten.

Zwischen dem Chor und dem Baldachin kam eine seltsame Gestalt daher. Ein abgerissener, zerlumpter Mensch mit einem durchlöcherten Mantel und Schuhen, aus deren klaffenden Wunden die Behen schauten. Verwirrtes Haar hing ihm über ein schmutziges Gesicht, und zwischen all dem frommen Glanz nahm es sich recht sonderbar aus, daß er ein großes Wagenrad über das holprige Pflaster vor sich her trieb.

Um den Baldachin, unter dem der Pfarrer das Allerheiligste trug, war der Glanz des Zuges am größten. Der hochwürdige Herr hielt die Monstranz so, daß sie mit ihren goldenen Strahlen sein Gesicht verhüllte, als ob es von ihrer ewigen Herrlichkeit geblendet sei und seine Augen nicht zu ihr zu erheben wage. Er kam, in seine goldstrohende Dalmatica vertrocken, mit ganz kleinen Schritten vorwärts, während vor und hinter dem Baldachin das Gebimmel silberner Schellen und der Wohlgeruch bläulicher Weihrauchsäulen aufstieg. Der Levit, der dem Allerheiligsten räuchernd voranging, wandte sich nach jedem

dritten Schritt um und machte, sein goldenes Gefäß hoch erhebend und schwingend, drei Schritte nach rückwärts, daß es manchmal ausfiel, er müsse Rücken an Rücken mit dem Mann, der sein Rad trieb, zusammenprallen.

Der Baldachin führte die gesamte Priesterschaft der Stadt an, in ihren weißen Chorröcken, die in der Sonne leuchteten und, von einem leichten Wind getrieben, allesamt nach links ausflatterten; schwarz dahinter die ansehnliche Schar der Jesuiten und die Schüler ihres Kollegiums, von ihren Lehrern geleitet, was sie nicht daran hinderte, tede Blicke zu den Fenstern emporzuwerfen. Sie gaben acht, welches der Häuser sich zu der Freudigkeit des heutigen Festes bekenne und mit ausgehängten Teppichen und brennenden Kerzen an ihr teilnehme. Sie hatten es mit dem Zählen nicht allzu schwer, denn da die Bürger der inneren Stadt selbst zumeist lutherisch waren, fand sich nur hier und da eine Fensterreihe im Schmuck.

„Verdamntes deutsches Rezerpack,“ brummte der Student Nikolaus Les von Patschkau, der unter den Anführern des obersten Jahrganges den studia superiora voranschritt. Er war zum erstenmal seit jenem Abend der Entführung wieder unter freiem Himmel, denn der Admonitor hatte es gewaltig übelgenommen, daß er sich an jenem Überfall beteiligt hatte. Vor den Studenten war der ganze Plan sorgsam verhohlen worden, sie sollten daran völlig unbeteiligt bleiben, es war verdrießlich, daß der von Patschkau durch seinen Freund, den Gärtner Paprocki, von der Unternehmung erfahren hatte. Untergeordnete Leute des Klosters waren mit ihr betraut, die man, wenn der Plan etwa wider Erwarten doch irgendwie mißraten sollte, nachher ohne viel Umstände preisgeben konnte. Demnach war es noch verdrießlicher, daß es der Nikolaus Les bei dem ihm durch

allerlei gemeinsame Geheimnisse verbundenen Gärtner durchgesetzt hatte, auf den nächtlichen Zug mitgenommen zu werden. Nach allem hatte er sich wohl bewährt und gar eine Art Führerschaft an sich gebracht, indessen ging seine Theilnahme an sich gegen den Wunsch der Väter und hätte ihnen Ungelegenheiten bereiten können, war demnach trotz der erwiesenen Tüchtigkeit zu ahnden. Daß der tolle Mensch aber in seinem Übermut darauf verfallen war, in eine Maske zu schlüpfen, war völlig unerhört; denn es brachte, was eine gerechtfertigte Anwendung von Zwangsgewalt war, auf den Rang einer Mummerei herunter und gab dem Unternehmen eine höchst unwillkommene Färbung von Fastnachtsunfug, die sich mit seinem ernsthaften Zweck schlecht vertrug.

Umsonst hatte der Les eingewandt, er habe die Maske gewählt, um das Fräulein durch den ersten Schreck wehrlos zu machen und durch die gespenstische Erscheinung des vielberufenen Wassermannes auch ihren Begleiter zu lähmen, überdies aber in etwa hinzukommenden Zeugen den Glauben zu erwecken, der Unhold hole sich ein neues Opfer und sie so in die Flucht zu schlagen. Die Ausrede war zu fadenscheinig und so wenig mit allen anderen Umständen übereinzubringen, daß sie nicht darüber zu täuschen vermochte, es sei nichts anderes gewesen als der unbändige Übermut des jungen Herrn. Da er ohnehin sehr verwöhnt war und man ihm schon allzuviel hatte durchgehen lassen, befand der Admonitor, daß dieser Anlaß wichtig genug sei, um endlich einmal einzuschreiten und den zu Ungehorsam Neigenden ein abschreckendes Beispiel zu geben. Er verhängte über den Übeltäter strenge Karzerhaft.

In diesen Wochen war demnach das Leben des jungen Herrn von Patschkau etwas streng geregelt und überaus

gleichmäßig zwischen der Schulbank und der Karzerpritsche geteilt. Er wurde vom Klassenaufseher an der Tür seines Gefängnisses erwartet und in das Schulzimmer geleitet und nach dem Unterricht wieder in seinen Arrest zurückgebracht. Hier durfte er seine Aufgaben machen, und nachher hinderte ihn niemand, über den Undank, mit dem man ihm gelohnt hatte, nachzudenken. Der Karzer war ein enges, schlecht beleuchtetes und von üblen Düften erfülltes Loch, die Kost war sträflingsmäßig herabgesetzt, und nur die unverbrüchliche Freundschaft mit dem Gärtner Paprocki verhalf ihm zu menschenwürdigerem Essen und Trinken. In dieser Zeit unverdienter Erniedrigung füllte er seine Seele mit Gift und Galle an, er fragte sie in sich, bis er damit völlig durchtränkt war. Aber da er wußte, daß er seinen Zorn niemals gegen seine Oberen werde austoben können, die in unantastbarer Überlegenheit und im Besitz aller Machtmittel dastanden, richtete er ihn gegen jene, deren Dasein mittelbarer Anlaß zu seiner Gefangenschaft war, die lutherischen Reher. Auf sie häufte sich sein ganzer Groll, auf dieses widrige Geschmeiß, diese Feinde der Kirche und seiner Nation, diesen Greuel vor Gott.

Er schritt im Zug zum erstenmal wieder durch die Gassen der Stadt und war voll rachsüchtiger Aufmerksamkeit auf alles Feindliche, bis zur Verdunkelung des Blickes voll Haß, dem ein Entladen in Worten eine nur zu geringe Erleichterung war.

„Hier wohnt der Bürgermeister,“ sagte er, als die Prozession an Gottfried Rösners Haus vorüberkam. „Schaut her, er hat die Fensterladen geschlossen, damit er uns nicht sehen muß.“ Er sagte es zähneknirschend mit verbissener Wut, die ihn beinahe bersten machte. Er wiegte sich in den Hüften, schleuderte giftigen Hohn aus den Augen

und bemühte sich, einen solchen Ausdruck tiefster Verachtung in sein Gesicht zu legen, daß er dadurch auffallen mußte, wie eine loderende Fackel in dürrem Laub. Wenn einer dieser Reher ans Fenster oder unter seine Tür trat, wenn jemand von ihnen auf der Gasse vorüberkam und so tat, als sähe er den Aufzug nicht, oder in eine Seitengasse bog, so konnte sich Nikolaus kaum zurückhalten, ihm eine unanständige Gebärde hinzuwerfen. Man sollte ihn nur bemerken, er mochte immerhin auffallen durch seine Haltung, die nicht duckmäuserisch-feindlich war wie die der anderen, sondern kriegerisch und herausfordernd, und sie sollten immerhin wissen, daß er bereit sei, Fußtritte und Ohrfeigen auszuteilen.

Die drei Herren in der Stube des Bürgermeisters waren aufgestanden und ans Fenster getreten, durch schmalen Spalt der Laden lugten sie auf die Gasse hinab.

„Da führen sie uns ihren Heerbann vor,“ sagte Gerstmann. „Es ist eine Musterung der Armada der Jesuiten, unter dem Anschein der Kirchlichkeit eine Drohung gegen uns.“ Er fuhr mit den gichtisch verkrümmten Fingern der Rechten unter das weiße, lange Haar, das er als einziger dem modischen Zwang der Perücke nicht unterwarf, und schob es auf den Kragen zurück.

„Wir wollen ihnen nicht in den Weg treten,“ meinte der Bürgermeister, „damit sie nicht sagen können, wir hätten den Frieden gestört.“

„Es war indessen bei aller Friedfertigkeit nicht nötig, ihnen die Ausstellung der Heiligtümer auf offenem Markt zu gestatten,“ wandte Herr Gerstmann ein und hatte dabei den eifrigen Beifall des Pastors Gabriel Andersch, der solchem gewichtigen Bundesgenossen sich anzuschließen nicht versäumen wollte. „Die Nachgiebigkeit muß auch ihre Grenzen haben!“



Wenn sie schon, führte der Pastor aus, den Sieg über die Bekenner der reinen Lehre davongetragen und ihnen die Kirche zu St. Jakob genommen hätten, so wäre es doch nicht nötig gewesen, den Triumph so öffentlich zu machen, daß dadurch selbst die Geduldigsten gereizt und erbittert werden müßten. Es könne aus solcher Überheblichkeit nichts Gutes kommen, es sei dadurch ein Argernis gegeben, dessen Folgen nicht abzusehen seien, zumal da sie sich nicht begnügten, die Kirche einfach in Besitz zu nehmen, sondern noch auf dem Marktplatz, dem Rathaus gegenüber, also der lutherischen Bürgerschaft ins Gesicht hinein, ihren heidnischen Hokusfokus treiben wollten.

Der Bürgermeister, dem solchermaßen von weltlicher wie von geistlicher Seite die Mißbilligung seiner Duldsamkeit ausgesprochen war, trat unmutig vom Fenster an seinen Schreibtisch und begann dort in den Akten zu tramen.

„Was will der Mensch mit dem Rad?“ fragte Herr Gerstmann. „Der sieht aus, als käme er geradeswegs von der Landstraße.“

„Von dort kommt er auch,“ wußte der Pastor mit spöttischer Beflissenheit Auskunft zu geben, „ist ein Pilgrim, der das Gelübde getan hat, das Wagenrad, das Ihr seht, bis zum Grab des heiligen Jakob zu Compostella in Hispanien hin und wieder zurück zu rollen. Von da ist er eben angekommen, gerade zu rechter Zeit, um an der Prozession zu Ehren des St. Jakob teilzunehmen, der ja den Katholischen der Patron der Pilger ist. Ich kenne den Menschen, es ist ein übler Gesell, ein Spieler und Trinker, der sich die Pilgerschaften zum Geschäft gemacht hat und nicht schlecht davon lebt; dennoch hat man ihm einen Ehrenplatz im Zug angewiesen, daraus Ihr sehen

möget, wie bei den Papisten der Aberglaube in Blüte steht.“

Erhoben durch das Gefühl, Vertreter des reinen Glaubens gegenüber dieser unten vorbeiwimmelnden Welt des Truges und der Täuschung zu sein, beugte sich der Pastor nahe zum Spalt herab, um sich nichts von den Dingen auf der Gasse entgehen zu lassen.

„Im übrigen,“ sagte der Bürgermeister, „habe ich gestern noch mit Berneder gesprochen, und er teilt meine Ansicht, daß man den Jesuiten ihren Aufzug nicht stören darf und daß es wohl angebracht gewesen ist, die Bürgerschaft zu verwarnen und zu ermahnen, sie möchte sich während der Prozession in ihren Häusern halten und möglichst wenig auf der Gasse zeigen.“

„Ist Berneder zurück?“ fragte Gerstmann, indem er sich umwandte, „wie befindet er sich?“ Berneder, der Vizepräsident der Bürgerschaft, war gestern abend eingetroffen, aus den böhmischen Bädern, wo er von seinem Blasenleiden Heilung gesucht hatte. Er hatte seine Gesundheit nicht völlig zurückbekommen, fühlte sich im Gegenteil nicht wohl und war so ängstlich und besorgt um sich, wie je, trotzdem die Ärzte erklärten, es gehöre so zur Kur, und die gute Wirkung werde sich erst später einstellen. Er hatte sich wieder zu Bett begeben, aber dennoch hatte ihn der Bürgermeister in Stadtgeschäften behelligt, und nun stand er nicht allein, hätte jemanden, der ihm recht gab und es nicht für Feigheit ansah, was er verfügt hatte, sondern für Staatsklugheit.

„Der Berneder,“ sagte Herr Gerstmann mit einigem Nachdruck, nachdem der Bürgermeister geendet hatte, „der Berneder ist ein kranker Mann.“

Ärgerlich warf sich der Bürgermeister in einen Lehnstuhl vor dem Tisch, wo ein kalter Imbiß aufgetragen war

und in einer hohen, schmalhalsigen Karaffe ein grüngoldener Wein das Licht einsog. Sein Glas, in das eine Hirschjagd eingeätzt war, hob er und trank es in einem Zug leer. „Ihr habt recht,“ sagte der Ratsherr, der ihn mit seinen klugen Augen von der Seite beobachtet hatte, „Euer Bacharacher ist eine ausnehmend gute Medizin. Man bekommt die Sicht davon, aber die Galle spült er hinunter. Ich will Euch gerne Bescheid tun.“ —

Indessen war die Spitze der Prozession auf dem Marktplatz angekommen, wo man dem Rathaus gegenüber ein hohes Gestühl errichtet hatte, dessen hölzernes Gerüst von prächtigen Teppichen verkleidet war. An blumentumwundenen Stangen war ein purpurnes Segel ausgespannt, von dem der in Gold gestickte heilige Geist in Taubengestalt herabschwebte. Frommer Sinn hatte zur Ausschmückung bunten Kram zusammengeschleppt, Heiligenbilder, Kränze, silberne und goldene Ketten, die man, die gute Meinung der Spender nicht zu kränken, rings an den vier Wänden des Aufbaues zur Schau gehängt hatte. Die Vereine und Betbrüderschaften scharten sich mit ihren Fahnen und Bannern um das Gerüst, von den blaugeflügelten Engeln geleitet, stieg der Reliquienschrein auf einer Tragbahre, unter der die Kerzenträger leuchten, die Stufen hinan, die Schwestern Justina und Brigitta drückten in großer Verklärung, allem Volk sichtbar, das Kissen mit der Krippe von Bethlehem an sich, und während der psalmodierende Schülerchor mit hellen und dunklen Stimmen answoll, schritt der Pfarrer unter dem Baldachin hervor und erteilte, oben angekommen, unter dem Gebimmel der Silberglocken den Segen.

Mit goldenem Schlüssel öffneten zwei Kapläne den Schrein und holten, jedesmal zuerst niederkniend und sich betreuend, eines der Heiligtümer nach dem anderen

hervor, um sie dem Volk zu zeigen. Sie breiteten den Mantel des heiligen Jakobus aus, ein braunrotes Stück morschen Luches, das zeigte, in wie ärmlicher Kleidung der Apostel seine irdische Pilgerschaft getan hatte. Ein langer Stab war sein Pilgerstock gewesen, ein gewöhnlicher Stock ohne jeden Bierat, unten zerfasert vom vielen Wandern auf steinigen Straßen.

Ein großer, breitschultriger Jesuit mit buschigen Augenbrauen und edigen Wangen verkündete, neben dem Schrank stehend, mit weithin hallender Stimme Bedeutung und Herkunft eines jeden Stückes.

Dieses zersehlfene, fleckige Gewebe war ein Stück des Tischtuches, auf dem Christus und die Jünger das letzte Abendmahl eingenommen hatten. Dieser Stein, ein geädertes Marmor, stammte von der Säule, an die Christus gebunden gewesen war, während man ihn gegeißelt hatte. Ein anderer runder Stein, der einem gewöhnlichen Backtiesel glich, war heilig dadurch, daß mit ihm der heilige Stephan, der Märtyrer, gesteinigt worden war.

Jetzt hielten die beiden Priester ein Kästchen aus Elfenbein empor, das mit Gold und Silber beschlagen war und obenauf das grüne Feuer eines nußgroßen Smaragden trug. Der Jesuit ließ seine Stimme dröhnen, er war ein gewaltiger Ausrufer der heiligen Dinge mit einer Lunge wie eine Orgel. Was das Volk hier erblickte, war der Sankt-Jakobs-Schrein, und ergriffen sahen die Knienden den kostbaren Inhalt zum Vorschein kommen: ein Zweiglein der Rute, mit der Christi nackter Leib gestrichen worden war, ein Fläschchen von dem Öl aus den Lampen der sieben klugen Jungfrauen, eine Rippe von einem der unschuldigen Kindlein, die zu Bethlehem grausam umgebracht worden, und zuletzt den in Gold gefaßten und von Perlen umkränzten Backenzahn des heiligen Jakobus.

Alle diese Schätze waren Eigentum des Heiligen, die man vor den Räkern gerettet hatte und die nun in seine Kirche zurückkehrten. Die allergrößte Freude aber hatte der Jesuit zulezt anzukünden, einen vollkommenen Ablass von einem Jahr und vierzig Tagen, den der Heilige Vater allen Teilnehmern der Prozession aus diesem Anlaß spendet hatte.

Beglückt sahen die Beschenkten einander an, man hatte also ihrer in dem fernen Rom gedacht, man wußte etwas von der Stadt Thorn und den Gläubigen, die heilige Kirche war wirklich, was ihr Name sagte, katholisch, über alle Welt reichend, ihre Arme reckten sich liebend und segnend über Länder und Meere. In froher Bewegung ordnete sich der Zug wieder und setzte seinen Weg fort. Als er auf dem kleinen Platz vor der Jakobskirche ankam, staute er sich, denn hier, vor dem die Kirche umziehenden Friedhof, hatte sich über Nacht eine kleine Budenstadt angesiedelt. Fahrende Krämer hatten sich eingefunden, wie überall, wo die Kirche frohe Feste feierte. Auf den rasch aufgeschlagenen Schragen lagen Erinnerungszeichen, bleierne Münzen, Rosenkränze und Gebetbücher; die Blicke der Betenden glitten schon jetzt in der Vorfreude späteren Besizes über den Bestand der Lebküchler hin, über polnische Reiter, Wickelkinder, flammende Herzen, alles mit rotem und weißem Zuckerguß verziert, und wählten schon jetzt, was sie nachher erstehen wollten. Weißbeschürzt trat der Gartkuchenwirt hinter seinem Kessel vor, aus dem es lieblich duftete, und beugte sein Knie vor dem umbimmelten und umqualmten Baldachin. Sie waren alle guten Geschäftsganges und Gewinnes gewiß, die Händler und Wirte, sie wußten, daß, wenn die Frömmigkeit gesättigt war, die Kauflust und Vergnüglichteit um so lustiger gediehen.

Neugierig standen Leute, die nicht zum Zuge gehörten und nur des Schauens wegen gekommen waren, zwischen den Buden umher. Obwohl der Bürgermeister die Mahnung hatte ergehen lassen, sich in den Häusern zu halten, hatte sich doch eine ertledliche Anzahl Schaulustiger eingefunden, die sich hier trotzig aufpflanzten. „Sollen wir uns verkriechen,“ hatte der Schuster Kloch gefragt, „und tun, als wären wir nicht vorhanden?“ Es war doch wohl noch nicht so weit gekommen, daß sie vor den Polnischen weichen müßten und wenn sie schon nichts gegen den Siegeszug unternehmen konnten, so wollten sie, die Herren der Stadt, die eingefessenen Bürger, wenigstens zusehen dürfen. Sie drängten sich näher heran, standen an manchen Stellen wie eine Mauer, so daß die Spitze des Zuges, die Vereine mit den Fahnen, nur mit Mühe einen engen Durchgang bahnten.

Wohl fielen spöttische Worte und laute Anmerkungen. „Jetzt ziehen die Götzendiener ein,“ sagte der Schuster Kloch. Aber die Prozession erreichte unangefochten den Friedhof und wand sich zwischen dem Gedränge der Gräber und Kreuze hin, den langen schwarzen Schweif der Jesuiten und ihrer Schüler hinter sich herziehend, dem weit offenen Kirchenportal zu, in dessen Wölbung sich die ganze goldschimmernde Herrlichkeit wie ein metallisch gleißender Strom ergoß.

In dem engen Budengäßchen zwischen der Gartüche und einem Lebkuchenzelt stand, halb verborgen, ein Duzend blutjunger, fiebernder Menschen: der Student Kaldenborn mit seiner heiligen Schar. Sie war unter den Schulgenossen mit geheimnisvollem Geflüster angeworben und durch schreckliche Schwüre auf Leben und Tod verpflichtet. Sie war darauf vereidigt, dem Ruf ihres Führers unbedingt zu gehoramen, mochte es auch in

noch so große Gefahren gehen, und da Johann Karl bei aller Verschweigung seiner letzten Absichten hatte durchblicken lassen, daß gegen die Jesuiten vom Leder gezogen werden solle, hatten sie sich ihm mit Begeisterung zugeschworen. Sie ahnten wohl auch im allgemeinen, was ihr verehrter Hauptmann, der durch sein Abenteuer zu Rang und Ansehen gekommen war, im Schilde führte, konnten es sich aber im einzelnen nicht vorstellen. Indessen waren sie, erbittert durch die Geschehnisse der letzten Zeit und durch den unerträglichen Hochmut der Jesuitenstudenten, zu jeglicher Gewalttat entschlossen.

Johann Karl sah den Zug ins Kirchenportal eintauchen und in der von Farben und Gold durchblitzten Dämmerung des Schiffes sich verlieren. Er beugte sich zu dem um einen Kopf kleineren Balthasar Schipp, seinem Vertrauten, dem einzigen, der um seine ganzen Pläne wußte: „Ob sie nicht doch Bewachung zurückgelassen haben?“

„Die rennen wir über den Haufen,“ flüsterte Schipp heiser zurück und wog unter dem Mantel seine Waffe, die er sich selbst gefertigt hatte, einen in einem Lederriemen eingeknüpften Bleiklumpen, also eine beiläufige biblische Erinnerung an den Hirtenknaben David.

„Wir werden mit ihr fertig werden,“ bekräftigte Johann Karl, denn man sollte nicht meinen, daß er, der Führer und Nächstbeteiligte, minder kriegerischen Geistes sei als der Geworbene; wenn er bedachtsamer und weiter umblickend war, so fühlte er sich dazu verpflichtet, als der, dem die Verantwortung für das Gelingen der Unternehmung zustand.

Mit gewaltigem Brausen hatte die Orgel ihre Stimme zu erheben begonnen, majestätisch rollten ihre Donner aus dem offenen Tor über Gräber und Kreuze hin.

Die heilige Schar sah erwartungsvoll den Führer an, sie wußte, daß dies das Zeichen für sie war. Johann Karl stand einen Augenblick regungslos, plötzlich niedergedrückt von dem Gedanken, daß er sich mit einem Häuflein Kameraden gegen eine Macht aufzulehnen wagte, die mit solch ungeheuerlicher Stimme zu den Menschen sprach, daß man selbst im feindseligen Gemüt davon ergriffen wurde.

„Es ist Zeit,“ flüsterte Balthasar Schipp zu ihm empor.

Johann Karl nickte mit rückkehrendem Mut, hob die Hand, und die ganze Schar schlich gebückt zwischen den Buden die Gasse hinab. —

Die Hände in den Hosentaschen, die Pfeife im Mund, qualmend wie ein Kohlenmeißler und dabei ingrimmigster Laune, schob sich der Schuster Kloch mit einigen Gesellen von Zelt zu Zelt. Er ergoß seinen bittersten Hohn recht laut und ungehemmt über den frommen Kram, der da feilgeboten wurde, hing an jedes auffallendere Stück eine boshafte Anmerkung und schien nur darauf zu warten, irgendeine ungehaltene Antwort zu bekommen, um seinerseits noch kräftiger entgegen zu können. Die Krämer aber, denen es nicht geraten schien, mit dem ungut aussehenden Menschen anzubinden, und denen man auch gesagt haben mochte, es liege in der Stadt allerlei Brennbares gehäuft, ließen den Spott über sich und ihre Waren ergehen und setzten ihm bloß ein entschuldigendes Grinsen entgegen.

Der Haufen, der den Schuster begleitete, wuchs immer mehr an; es war ergötzlich zu hören, wie sich Kloch über die wächsernen Gliedmaßen, die Pilgermuscheln, Schaumünzen und die gedruckten Lebensbeschreibungen der Heiligen lustig machte, und oft wirbelten seine Worte ein schallendes Gelächter auf. Berauscht von seinem Erfolg,



hingerissen von dem Gefühl, eine Menge von Menschen hinter sich herzuziehen, strengte Kloch seinen Witz immer mehr an und äzte den Land mit der Lauge seines Grimmes. Inmitten seiner Zuhörerschaft stemmte er die Arme in die Seiten, ließ seine Blicke über den Kranz von Gesichtern streifen und schrie: „Was lassen wir uns das gefallen? Hat Christus, der Herr, nicht die Geißel genommen und die Geldwechsler und Händler aus dem Vorhof des Tempels zu Jerusalem ausgetrieben? Also hat er uns ein Vorbild gegeben, wie wir billig mit diesen verfahren sollten.“

Dessenungeachtet fand er eine Weile später eine Bude, die weniger heidnisch zu sein schien als die übrigen; ein flinker, kleiner schwarzer Pole schoß darin herum, vor einer Reihe verschiedenfarbiger, bauchiger Kruken, die er mit Geschick zu kommandieren wußte. Sie enthielten allerlei gebrannte Wässer und vergorene Fruchtsäfte vom Danziger Korn bis zum Kontuschowka, vom Aquavit bis zum Jarczebinka, vom Königsberger Magentropfen bis zum glasklaren Wässerlein Wodka. Es waren dies polnische Geister, vor denen des Schusters Feindseligkeit schwach wurde und mit sich reden ließ; und da einer seiner Freunde aufmerksam machte, daß ein guter Tropfen aus einem katholischen Faß nicht anders schmecke, denn aus einem lutherischen, ließ er sich mit seinen Getreuen einige Kunden zur Stärkung gefallen. —

Nachdem das Hochamt beendet war und der Heilige von seiner Kirche wieder Besitz ergriffen hatte, auch die Reliquien zum Teil dem Altar eingefügt, zum Teil dem Kirchenschatz übergeben waren, verließen die Teilnehmer der Prozession die wieder geweihte Stätte. Der Zug war aufgelöst, die Gruppen hatten sich getrennt und zerstreuten sich über den Friedhof und den Kirchplatz, ein

wenig beengt durch die inzwischen stark angewachsene andersgläubige Zuschauerschaft, unheimlich angehaucht von dem starrenden, feindseligen Schweigen, das rings brütete.

Die Streitschar der Jesuiten trat in guter Ordnung den Rückweg an, gefolgt von den Schülern ihres Kollegiums. Als der junge Herr von Patschkau, ein wenig geblendet von der Sonne, auf den Friedhof hinaus trat und seinem Kollegen nach rückwärts ein Scherzwort zurief, wollte es das Unheil, daß er bei rascher Umwendung mit dem Schuster Knoch beinahe zusammenstieß, der da breitspurig im Wege stand und sein spöttischstes Lächeln auf dem Gesicht hatte.

„Könnt Ihr nicht ausweichen,“ rief der Student, indem er den Kopf hochmütig nach hinten warf.

Der Schuster, zuerst ein wenig zurückzuckend, besann sich, daß er solcher Überheblichkeit wohl nicht wortlos weichen dürfe und brummte, es werde in der Stadt Thorn wohl noch für einen Bürger so viel Platz übrig sein, daß er stehen könne, wo es ihm behage. In diesem Augenblick kam der fromme Verband der Brüder vom Rosenkranz aus dem Kirchenportal. Die Fahne, auf der sich der heilige Nikolaus mit Bischofsmütze und Krummstab darstellt, beugte sich beim Durchgang unter dem Gewölbe und richtete sich gerade vor dem Schuster wieder auf.

Der Student, dem sein eingehämmertes Haß mit einem Male ins Gesicht flammte, stand noch immer, ohne sich zu rühren, Brust an Brust mit dem Schuster und knirschte zwischen den Zähnen: „Platz da!“ Und dann, da er das heilige Panier bemerkte, mit plötzlich aufschreiender Stimme: „Gebt mir eine Hundepeitsche, damit ich diesem Deutschen den Hut vom Kopf schlage.“

Nicht ganz verstand der Schuster die polnischen Worte, nur so weit, um zu wissen, daß ihm Schimpf und Verachtung angetan waren. Noch immer zögernd, streckte er seine braunrote Faust aus, den Studenten vorne am Wams zu packen, aber dieser hatte unterdessen seine Hand in die Tasche versenkt und den eisernen Schlagring über die Finger gestreift. Er schlug zu, ehe ihn der Schuster zu fassen bekam, mit so heftigem Hieb über die Schläfe, daß der Meister Kloch halb betäubt rücklings über einen Grabhügel fiel.

Im nächsten Augenblick gellte ein Schrei über den Friedhof hin, die Gefolgschaft des Schusters hatte sich über die Studenten gestürzt, ein Knäuel von Kämpfenden wälzte sich zwischen Gräbern und Kreuzen. Sie verbißten sich ineinander, schlugen mit Fäusten um sich, würgten, traten mit Füßen und rissen sich die Kleider vom Leib.

Auf dem Kirchplatz schlug die helle Flamme der Erbitterung hinaus. „Was ist geschehen?“ „Die Polen haben einen Deutschen erschlagen.“ Im Nu war auch hier der Kampf entbrannt, man merkte erst, daß man im Grunde nur darauf gewartet hatte, über den Gegner herfallen zu können. Man griff an, rannte die Buden um, riß die Latten aus dem Gerüst und schlug darauflos, während die Sohlen die frommen Kleinigkeiten aus Glas und Zinn, aus Blech und Perlmutter zertraten und die Krämer jammernd, die Hände über dem Kopf, aus dem Gewühl flüchteten. Die Vereine und Betbruderschaften versuchten Widerstand zu leisten, sie wurden an die Kirchhofsmauer gedrängt, auseinandergedrängt, zu Boden gestampft und baten heulend um Gnade. Kreischend und weinend rannten die Nonnen, blind vor Angst, hin und her, verfolgt von dem Gelächter der Reher. Die Schwestern Justina und Brigitta hatten die wurmstichige

Krippe von Bethlehem weggeworfen und rafften die Gewänder bis zu den Knien, um leichtfüßig zu entspringen. Der Sängerkhor stob auseinander wie ein vom Habicht überfallener Hühnerschwarm, der fromme Pilgrim kniete hinter einer umgestürzten Bude und hielt einen Kisten-  
deckel wie einen Schild zum Schutz gegen die Hiebe über seinen Kopf, während ihm sein Rad zwischen zerschellenden Gläsern entrollte. Die entfesselte Wut der Lutherischen segte alles vor sich her, die schwarzen Kutten der Väter Jesu und die zerfetzten blauen Seidenflügel der Engel flatterten in die Seitengassen hinein.

Nur einer von ihnen, Bruder Placidus, der breitschulterige Missionar mit den zusammengewachsenen Augenbrauen, der die Heiligtümer gewiesen und den Ablauf verkündet hatte, war dem Ansturm einigermaßen gewachsen und hielt sich mit wackeren Stößen die Feinde vom Leib. Unter Gebrüll fechtend, rief er die Klostersknechte heran, sammelte die Mutigsten seiner Glaubensbrüder und die Studenten um sich und brach, als er seinen Heerhaufen groß genug sah, wie ein Keil durch die Menge seiner Bedränger. Mit den Klostersknechten deckte er den Rückzug seines Ordens, warf alle Angriffswellen zurück, wich wieder ein Stück und stellte sich neuerdings zum Kampf, als habe er die Kunst der Kriegführung von einem General gelernt. Das letzte Stück Weges zum rettenden Kloster legte er im Lauffschritt zurück, ließ seine Schar ein und stieß als letzter den Riegel vor das Thor.

Schon brandete aber auch die Masse der Verfolger heran, allen voraus der Schuster Kloch mit blutüberonnenem Gesicht, verklebten Haarsträhnen, einen Prügel in der Hand, ein Bein, das er einem Budenbock ausgerissen hatte. Wie eine Schar Befessener stürmten sie daher, mit dem heißen Ausatmen lange unterdrückten Zornes,

trunken von Rauflust, schäumend und fauchend, mit rauchenden Köpfen und einem Geschrei, das ihnen fast die Hälse zersprengte. Sie kamen erst zur Besinnung, als sie ihre Fäuste an der wohlverschlossenen Tür zerschlugen und ihre Prügel machtlos an den Wänden zersplitterten. Jetzt standen sie da, ein wenig verlegen, mit hängenden Händen und kratzten die Köpfe, während der Schuster Kloch vergebens die Arme emporwarf und sie zu einem neuen Angriff zu bewegen suchte.

„Sie bedenken sich,“ sagte der Superior, der vom Fenster des Konferenzzimmers manchmal einen raschen Blick auf die Gasse warf.

„Nein,“ jammerte der Admonitor, der seine ganze heitere Laune eingebüßt hatte und wimmernd im Hintergrund des Zimmers hin und her lief. „Ihr werdet sehen, sie lassen nicht ab. Sie werden uns an den Kragen wollen, unser geweihter Rock flößt ihnen keine Ehrfurcht ein. O du mein Gott, was werden wir noch erleben.“

Aber Pater Placidus, der als streitbarer Missionar auf den Philippinen die Liebe Gottes unter einiger Gewaltanwendung gepredigt hatte und etliche Male mit Mühe und Not dem Gespießt- und Gebratenwerden entronnen war, schwang seine Arme. „Die sollen es nur versuchen. . . mögen sie sich die Schädel einrennen!“ Er duckte den Stiernacken und senkte die Stirn, und seine kleinen Augen unter den buschigen Brauenwülsten funkelten wie böse spitze Glascherben.

„Auf, auf!“ schrie der Schuster Kloch unten vor dem Tor, „auf, auf, ihr Tapferen, Getreuen, wollt ihr die Arbeit halb getan sein lassen? Wollt ihr euch in euern Stuben, zu euern Weibern, zu euern Biertischen vertreiben? Was, vor dieser Tür sollen wir umkehren und heim schleichen, daß sich die Schwarzen dahinter ins

Fäustchen lachen? Lange genug habt ihr euch verhöhnen und sie auf euren Nasen tanzen lassen. Nun habt ihr endlich den Spieß einmal umgedreht, aber nun stoßt auch zu, fürchtet euch nicht . . .“

Hinter einem halb offenen Fensterflügel des zweiten Stockwerkes, gedeckt durch die steinernen Gewandfalten des Martinus, der mit einigen anderen heiligen Genossen zwischen den Fenstern stand, bebte ein junger Mensch. Die sonst wollüstig offenen Lippen waren ganz blaß und schmal zusammengedrückt, wie blaue Krallen lagen die Schläfenadern, ein glühendes Strömen tobte wirbelnd zwischen Hirn und Herz. Schon dreimal hatte Nikolaus Les das dunkelläufige Terzerol gehoben, das er aus der Wohnung des Gärtners Paprocki geholt hatte, dreimal sank ihm die zitternde Hand herab.

„Ist euch der Mut ausgegangen, sitzt euch das Herz in den Hosenträger?“ schrie der Schuster von den Stufen vor dem Eingang zur Burg der Jesuiten. Er schwang sich auf das schmale Eisengitter, damit er allen sichtbar würde, viele Arme stützten ihn von rückwärts. „Pfui Teufel! Ist das euer ganzer Zorn? Pfui und abermals Pfui!“ Und er spuckte in weitem Bogen mitten in die Menge. „Endlich einmal habt ihr euch besonnen und schon reut es euch wieder? Ihr Hasenfüße, ihr Wachsmännlein, ihr Lämmerchwänze, gleich werdet ihr zu laufen anfangen, gleich werdet ihr an der Sonne zergehen, gleich werdet ihr euch das Fell über die Ohren ziehen lassen und noch ‚Danke schön!‘ sagen. Schämen müssen sich euer die Brüder drüben in Deutschland und der große König. Soll dies alles einen Ausgang haben wie eine Kirchweihrauferei? Nein — wir wollen dieses schwarze Rattenneß ausnehmen, wir wollen es austrüchern und von Grund auf zerstören . . .“

Ein scharfes Schwirren surrte über Klochs Stirne, als taumle ein großes Insekt vorbei, zugleich mit dem Knall des Schusses. Die Kugel riß einem Mann den grünen Hut vom Kopfe, streifte seines Nachbarn Schulter und fuhr einem dritten ins Fleisch des Oberarmes.

„Sie schießen!“ brüllte die Menge auf. „Sie schießen auf uns!“

Wie von einer ungeheuren Peitsche angetrieben, warf sich die Masse vorwärts und schob sich an der Mauer hinan. Einige, die anderen auf die Schulter gekrochen waren, packten die bauchig vorgewölbten Fenstergitter des Erdgeschosses, zogen sich daran hoch und hingen strampelnd über den Köpfen der Menge. Plötzlich, ohne daß jemand wußte, woher er gekommen war, wankte ein schwerer Balken auf den Schultern von zwanzig Männern heran, von einem Baugerüst vielleicht oder von einem Frachtwagen.

„Vorwärts,“ schrie der Schuster Kloch verzückt, „vorwärts! Gebt es ihnen.“

„Einen tüchtigen Zahnstocher habt ihr da gebracht,“ krächte der Mann, dem der Hut vom Kopf geschossen worden war, „fahrt ihnen damit in die Fresse, daß sie die eigenen Zähne zu schlucken kriegen!“

Die Männer leuchteten und taumelten unter der Last, hundert Fäuste wollten helfen, ein ganzer Klumpen drängte und stieß und setzte in regellosem Hin und Wider Kraft gegen Kraft.

„Achtung,“ johlte der Schuster verzückt und im Ton der Vorsänger bei schweren Bauarbeiten: „Ho—rud! Ho—rud!“

Wie ein Untier mit unzähligen krabbelnden Beinen stampfte und schwankte der Balken heran. Sie hatten ihn von den Schultern herabgelassen und schwangen ihn

im Takt vor und zurück. Und während Steine aus den Fenstern des Jesuitenkollegiums prasselten und wie schwere Regentropfen in bewegtem Wasser spurlos verschwanden, krachte unter dem Geheul der Getroffenen der Balken gegen die Tür . . .

Mit über der Brust gefalteten Händen wankte Schwester Franziska auf das Fensterbänkchen. Neben ihr kniete Anna Susanna, die Arme aufgestemmt, weit vorgebeugt und sah mit Verwunderung, was drüben an der Gartenmauer vorging. Aus dem kleinen Gäßchen war ein Kopf über den Ziegelrand aufgetaucht, zwei Arme tasteten vorsichtig über die Glascherben hin, mit denen die Mauer bespickt war. Dann klinkte und klirrte ein Hammer in kurzen Schlägen die spitzen bösen Splitter hinweg; und jetzt saß ein Mensch rittlings oben, redete in das Gäßchen zurück, bog die Arme helfend hinunter. Ein zweiter Kopf erschien, und während der erste Ersteiger diesseits der Mauer hinabglitt, verhalf der zweite einem dritten zum Reitsitz auf der Schneide, bis ihrer etwa ein Duzend im Garten beisammenstand. Der letzte zog eine Strickleiter nach und ließ sie innen hinab. Sie trugen alle schwarze Masken, aber Anna Susanna hatte die Gestalt des geliebten Freundes erkannt, und ihr Herz stieß wild in einem quälend stürmischen Glücksgefühl. Aus Angst in Jubel geworfen, sah sie nicht das Törichte des verwegenen Wagnisses, sondern jauchzte nur blindlings der Freiheit zu, die sie aus der Hand der Liebe zu empfangen hoffte.

Drunten die heilige Schar, die keine Erklärung des Getöses wußte, von dem die Stadt erfüllt war, und ob es günstig oder ungünstig für ihr Unternehmen sei, hatte nicht lange Zeit zu Bedenken. Alles war vorher erwogen und besprochen; während zwei am Fuß der Mauer bei dem Leiterende zurückblieben, rannten die anderen durch



den Garten. So wie die Rollen verteilt waren, wurden die Türen besetzt, die Hälfte der Mannschaft mit Johann Karl an der Spitze lief in die Röhle der Klostersgänge hinein. In der weiten gewölbten Küche, deren Tür offenstand, hantierten drei dienende Schwestern am Herd, sie prallten vor den vorüberstürmenden Maskierten zurück und flüchteten quiekend in die Ecke hinter dem großen Tellerschrank. Selbst erstaunt darüber, daß sie so gar keinen Widerstand fanden, blieben die Befreier stehen, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollten.

Da schwang sich ein heißer Ruf über die Stiegenbrüstung zu ihnen hinab: „Johann Karl!“ Zwischen den Windungen und Pfeilern der Treppe sahen sie einen Frauenkopf herabgeneigt. Mit einem Schrei raste der Student die ausgetretenen Stufen hinauf, immer drei mit einem Satz überwindend, stürzte auf die Knie vor die Geliebte, das Gesicht auf einen Augenblick in die harten Falten ihres Nonnengewandes drückend, von ihren bebenden Händen begrüßt, die seinen Kopf emporhoben. Er riß sich auf, lachte unter Schluchzen, hielt sie von sich ab und sah ihr in die verhärmtten Züge, die jetzt von jauchzendem Sonnenschein erweckt waren. Und dann geschah das Erschreckliche und im Kriegsplan durchaus nicht Vorgesehene, daß Johann Karl das Fräulein an sich zog, die Maske abriß und seine Lippen glühend in die ihren wühlte.

„Rasch,“ flüsterte Balthasar Schipp, „da kommt jemand.“

Schwester Franziska hatte sich ermannt und die Furcht, die ihr bis ins Mark gekrochen war, gebannt. Wie eine plötzliche Erleuchtung war es über sie gekommen, worauf der Überfall hinauslief, und da sie sich nicht unmittelbar bedroht sah, hatte sie ihren Mut wiedergefunden. Schlant

und ernst stand sie vor den Studenten und sagte, sich zu dem Unmastierten wendend, indem sie mit einer sibyllinischen Gebärde die Hand erhob: „Wollt Ihr Euch an einer Braut Christi vergreifen?“

„Wir setzen Gewalt gegen Gewalt, Schwester,“ sagte Kaldenborn, indem er einen Mantel um Anna Susanna warf, auf daß ihr Nonnengewand verhüllt sei. „Wollet uns nicht in den Weg treten.“

„Im Namen Gottes . . .“ rief Schwester Franziska feierlich und legte ihre Hand auf die Schulter Anna Susannas, aber sie sah sich von den Mastierten abgedrängt und gegen die Wand geschoben, und schon setzten die Uebeltäter, Anna Susanna mit dem Anführer voran, die Helfershelfer hinterdrein, die Stufen hinab, in die große Helle, die unten grün und golden aus dem Garten in den Flur einbrach und aus der eine Säule warmer, frischer Luft im Treppenhaus aufstieg.

Mit geschlossenen Augen und verwirrten Sinnen blieb Schwester Franziska an die Wand gelehnt und fühlte, wie ihr eine wehe, fressende, zerstörende Bitternis in ihr erkaltetes Herz kroch. —

Die erste Kunde von den Ereignissen wurde dem Bürgermeister durch den Schöppen Christoph Just, der in Hemdsärmeln und ohne Perücke in die Bürgermeisterkanzlei gelaufen kam, wo Gottfried Rösner mit dem Stadtschreiber Füllstein trotz des Sonntags über den Altan saß.

„Sie schlagen endlich los,“ dröhnte er durch den braungetäfelten Raum, „sie stürmen das Jesuitenkollegium, sie schmeißen die Möbel aus den Fenstern.“

Der Bürgermeister, der sich, nachdem der Pastor und Gerstmann gegangen waren, zu seiner Arbeit ins Rathaus geflüchtet hatte, um alles Unbehagen durch Erfüllung seiner Pflichten loszuwerden, sah erstaunt auf.

„Was ist geschehen?“

„Was geschehen ist?“ schrie der Schöppe vergnügt wie ein Bote, der eine Siegesnachricht bringt, „sie schlagen alles zusammen, dem Volk ist die Geduld gerissen, es hilft sich selbst, den Jesuiten wird das Fell gegerbt, es wird ihnen gezeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Das ist ihr letzter Tag in Thorn!“

Bleich stand der Bürgermeister vom Schreibtisch auf: „Das kann übel für uns alle ausgehen.“ Der Sekretär Füllstein war zum Fenster gerannt, hatte die buntverglasten Scheiben aufgestoßen, breit wogte das ferne Geschrei herein. Unten auf dem Marktplatz sah man einen Haufen Leute in Hast die Teppiche und frommen Bilder vom Schaugerüst reißen und in Sicherheit bringen.“

Unter der Balkendecke warf Christoph Just triumphierend die Arme empor: freuen müsse man sich, freuen, daß man dieses Geschmeißes endlich ledig werde, dieser Blutegel, die der Stadt den Lebenssaft aussaugten und dafür Gift in die Adern spritzten.

„Den Leutnant der Wache,“ sagte der Bürgermeister stirnrunzelnd. Füllstein rannte, und während Christoph Just fortfuhr, den Tag der Empörung und der Rache zu preisen, kehrte ihm der Bürgermeister den Rücken zu und stand wortlos mit hinten übereinandergelegten Händen, deren Finger vor Erregung spielten, am Fenster.

Beim Eintritt Füllsteins und des Leutnants fuhr er herum: „Herr Leutnant, wo ist die Stadtwache?“ Der Leutnant Hönninger, ein untersechter Mann in mittleren Jahren, schaute von einem der Herren zum anderen: „Die Wache, Euer Gestrengen, ist in ihrem Wachlokal, wie sich versteht,“ sagte er betreten.

„Versteht es sich wohl auch,“ schnaubte der Bürgermeister los, „daß sie keine Augen und Ohren hat, daß sie

nicht weiß, was in der Stadt vorgeht? Halten wir die Wache dazu, daß sie auf ihrem Hintern sitzt und Karten spielt und Bier trinkt, indessen Aufruhr und Unfug los ist? Wie denkt Ihr Euch das, Herr Leutnant? Sind Eure Leute dazu da, um zu dulden, daß sich die Bürger die Köpfe einschlagen und die Häuser anzünden, oder sind sie da, um Ordnung zu machen?"

Der Leutnant nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und schwieg.

„Ich will Antwort haben!“ brauste der Bürgermeister weiter.

Da der Leutnant die Lippe losließ, sah man die weiße Kerbe, die seine Zähne ins Fleisch gedrückt hatten.

„Um Ordnung zu halten!“ sagte er verstockt.

„Um Ordnung zu machen . . . und ich will, daß dies sofort geschehe, ohne einen Augenblick Verzug. Nehmt Eure Leute und bringt das Volk zur Vernunft.“

Wie ein Bär türmte sich Christoph Just vor dem Bürgermeister auf. „Laßt doch der Sache ihren Lauf. Allzuviel Ärger haben sie in sich hineingefressen, müßten ja die reinsten Engel sein, wenn sie nicht endlich einmal ihre Galle ausspeien sollten.“

Aber der Bürgermeister war, wie ihn weder der Schöppe noch der Stadtssekretarius noch der Leutnant jemals gesehen hatten: zornrot schlug er mit den Armen um sich: „Sollen wir es sein, die mit üblem Beispiel vorangehen?“

„Sie haben selbst Wind gesäet — nun ernten sie Sturm.“

„Was Wind — was Sturm? Rebellion und Aufruhr ist's, die ich nicht dulden will, ob sie von hüben oder drüben kommen. Wer in einem deutschen Gemeinwesen sich niederläßt, soll Leben, Freiheit und Eigentum verbürgt haben.“ Mit einem Satz auf den Leutnant

zuspringend, schrie er: „Ihr seid noch hier . . . indessen der Tumult sich auswächst. Ich werde Euch zur Rechen- schaft ziehen, Herr Leutnant!“

Wie von einem Wirbelwind erfasst, war der Leutnant an der Tür und draußen, rasselte sporen- und degen- klirrend treppabwärts. „Wache heraus!“

Als er mit seinen Leuten beim Jesuitenkollegium an- kam, hatten die Stürmer den frommen Hausrat schon zum guten Teil durch die Fenster befördert. Aus dem nahe- gelegenen Haus eines Tuchmachers hatten etliche einfalls- reiche Köpfe Tuchabfälle, aus dem Hof eines Stellmachers Wagenschmiere geholt, und so war ein vortreffliches Feuer zustande gekommen, auf dem die Tische, Schränke, Schulbänke und Stühle der Jesuiten ein flammendes Ende fanden. Sie hätten genug Rezer braten lassen, schrie der Schuster Kloch dazu, daß sie jetzt wenigstens einmal ihre Habe brennen sehen könnten. Die Sturm- haufen der Lutherischen rasten noch immer durch das Kloster und schleppten sich mit den schwersten Stücken ab, um sie krachend auf der Straße zerschellen zu sehen. Der Pater Placidus, der sich ihnen nach ihrem Einbruch auf der Treppe entgegengestellt hatte, war überrannt worden und saß jetzt mit den Seinen in der Finsternis des Kellers, dessen Türen man hinter ihnen versperrt hatte.

Im Refektorium klebte eine Gruppe bebender Väter und Schüler an den Wänden, während die Bedränger sich mühten, die schweren Speisetische fortzubringen, andere, unter ihnen der Superior, waren in den Garten versprengt, wo sie sich hinter Gebüsch und Bäumen den Blicken der Wütenden zu entziehen suchten. Der Pater Abmonitor, der um seines Lebens Sicherheit ganz be- sondere Sorge trug, hatte seine Zuflucht in eine halb- gefüllte Regentonne genommen, aus der er den Kopf

erhob, wenn der Lärm sich entspannte und in die er wieder zurücktauchte, wenn er näher kam.

Das Eintreffen der Stadtwache wurde mit einem Freudengeschrei begrüßt, irgendwie loberte der Glaube hoch, sie sei zur Verstärkung entsandt, und nun werde die sofortige Austreibung der Jesuiten und ihres Anhanges sogleich von Amts wegen vorgenommen werden. Als aber der Leutnant das eine Ende der Gasse sperrte, seine Leute mit gefällten Partisanen über ihre ganze Breite vorrücken ließ und die Menge vor sich her trieb, heulte ihm entrüstete Enttäuschung entgegen.

„Sie schicken die Wache gegen uns,“ brüllten die Wütenden, „der Rat hält es mit den Jesuiten!“

Schimpfworte und Steine flogen, gegen das Lederkoller des Leutnants klatschte ein Wurf, daß ihm drei Atemzüge lang die Luft fehlte. Aus dem Gedränge kam der Schuster Kloch angerast, packte den Degen des Leutnants und schrie: „Hat Euch die römische Pest angesteckt? Tut Euch das gute Eisen nicht leid, das Ihr für die Papisten zieht?“

„Laßt los!“ schrie der Leutnant, jetzt auch erbittert, „wir müssen tun, was uns aufgetragen ist.“ Und da der Schuster den Degen nicht freigeben wollte, riß ihn der Leutnant mit einem Ruck an sich, daß der Schuster die blutenden Finger schlenkerte.

Mit heftigen Tritten und Partisanenstößen warfen die Stadtsoldaten das Feuer auseinander, drangen in das Haus und den Garten, wo sie eben zurechtkamen, einen armen Sünder vor dem Hängen zu retten. Schon stand der junge Mensch schlotternd und grünen Gesichtes unter dem vorgestreckten untersten Ast einer breiten Kastanienkrone, schon knüpfte ein Gerbergefelle, der ober ihm rittlings saß, das Seil zu einer Schlinge. Die eschenen,

eisenbeschlagenen Schäfte zerstreuten rasch den Ring der Zuschauer.

„Was geht hier vor?“ fragte der Leutnant stirnrunzelnd im Kreis.

Von oben kreischte ihm der Gerbergeselle die Antwort: „Es ist der Nikolaus Les von Patschkau, der hat aus dem Fenster auf uns geschossen, der muß hängen. Wir haben das Terzerol noch in seiner Tasche gefunden.“

Auf einen Wink des Leutnants warf ein Partisanenstoß den Gefellen vom Ast, daß er auf alle Vier ins Himbeer-gestrüpp fiel. „Gottes Hagel und Podagra!“ fluchte er, sich lendenlahm geknickt erhebend, „so wollt Ihr ihn Euch etwa gar in Wolle unter Glas setzen?“

„Er soll seiner Strafe nicht entgehen,“ sagte der Leutnant ernst, „man wird die Sache untersuchen.“ Während der Gerber sich fluchend und schimpfend mit den übrigen aus dem Garten verzog und zwei Wächter den Studenten zwischen sich nahmen, kam quer durch ein zerstampftes Salatbeet der Superior auf den Leutnant zu: „Ich erhebe im Namen der Kirche und der Gesellschaft Jesu Protest gegen Raub und Gewalt und Plünderung . . .“

„Wir haben das Volk zur Ordnung gebracht,“ unterbrach ihn der Leutnant herb, „und für Euren Schaden wird Genugtuung geboten werden.“ Und, indem er plötzlich die dunkeln Flecken auf seiner Klinge bemerkte, setzte er zornmütig hinzu: „Es ist deutsches Blut, das da klebt.“

Er steckte den Degen ein und kehrte dem Superior den Rücken.

\* \* \*

Nachdem die heilige Schar mit der befreiten Novizin glücklich über die Klostermauer gekommen war, zerstreute

sich das Häuflein, um nicht aufzufallen, nach allen Seiten.

Es traf sich günstig, daß der Weg, den Johann Karl mit Anna Susanna einzuschlagen hatte, von der Gegend der Stadt, wo das Geschrei und Getümmel des Aufruhrs zusammengeballt war, sich entfernte. So begegneten sie nur einzelnen Neugierigen, die verspätet dem Lärm zufliehen und nur einen flüchtigen Blick für die beiden Menschen hatten, den jungen Mann und seinen Begleiter, der so dicht in einen langen Mantel gehüllt war, daß man nicht wußte, welchen Geschlechtes er sei. Sie gingen rasch, doch nicht zu rasch, sie schlugen sich durch Seitengassen, doch nicht so, daß sie Verdacht erwecken mußten.

„Wohin?“ fragte Anna Susanna.

Sie solle ihm nur vertrauen, antwortete der Student mit einem beglückten Lachen, er habe ein Versteck für sie bereitet, wo sie niemand finden solle.

Vor dem Thor des Kornmesserhauses stand der alte Wächter Pipenstiel im heftigsten Kampf mit sich selbst. Er hatte seinen sonntäglichen Wachtdienst zu versehen, fühlte sich aber durch das ferne Getöse, das gedämpft auch bis hierher drang, ungemein angezogen, und so machte er vor dem Thor, wenn ihn sein Gelüste lockte, immer einige Schritte nach dem Herd des Lobens hin, und wenn ihn seine Pflicht mahnte, wieder etliche zurück. Als Johann Karl und das Fräulein an der Straßenecke angelangt waren, hatte eben die Neugierde die Oberhand gewonnen und ihn bis zur entgegengesetzten Ecke vorgetrieben, wo er lauschend dastand, die Hand an das etwas stumpfe Ohr gelegt. So gelang es den beiden, hinter seinem Rücken ungesehen vorbeizukommen und die einzige Gefahr, die vor der endgültigen Bergung der köstlichen Beute lag, zu bestehen. Denn wenn auch von des Alten Freundschaft



für den Studenten, von seiner lutherischen Gesinnung und seinem guten Willen nur Förderung zu erwarten war, so mußte man doch seine Vergeßlichkeit, Unvorsichtigkeit und die Geschwähigkeit des Alters befürchten, die sie gefährden konnten; und es war immerhin besser, es wußten nur zwei um Anna Susannas künftigen Aufenthalt als ihrer drei.

Durch den Hof mit raschen Sprüngen, die breiten Stiegen hinan, zwischen den Ballen, Fässern, Säcken und Kisten hindurch, über die dicken Seilschlangen hinweg, die überall herumlagen, führte der Student die geliebte Freundin. Es war eine jubelnde, stolze Seligkeit in ihm, die ihn fortriß, er wurde, da der Anschlag gelungen war, seiner Kühnheit nun erst recht bewußt und genoß das Gefühl, ein Held gewesen zu sein. Aber er blieb bescheiden, unterdrückte jedes Wort, das ihn hätte lobpreisen und seine Tat ins rechte Licht setzen können, blieb beim Nächsten und Notwendigsten, indem er den Vorgeschmack der Bewunderung, die ihm werden mußte, möglichst verlängerte.

Da waren die Rutschbahnen, die ausgefrachten, zerfaserten Bretter und Balken, auf denen die Lasten aus den oberen Stockwerken in den Hof glitten, die Winden mit den Rollen und Kurbeln, die aus geheimnisvollen Speichern auftauchenden Arme der Krane, auf denen zänkische Spaken saßen. Wenn sie über die offenen Laubengänge liefen, dann warf Anna Susanna rasche Blicke in den Hof hinab, in dem es aussah, als sei der Hausrat einer Riesenfamilie, die ausziehen wolle, ins Wandern gekommen. Befremdet sog sie die starke Mischung von Gerüchen ein, die bald schmeichelnd, bald abstoßend auf sie eindrangen, Düfte entlegener Wälder, Steppen und Weltteile, die, hierher verschlagen, eine Atmosphäre schufen, in der das Absonderlichste möglich schien.

„Dort drüben wohne ich,“ sagte Johann Karl, nach einer braunen Thür am Ende des Ganges weisend, aber er ließ Anna Susanna nicht Zeit, sich lange umzusehen. Jetzt stiegen sie rasch zwischen eisenbeschlagenen Thüren eine schmale dunkle Treppe hinauf. Hoch oben dämmerte ein rundes Fensterauge, halb verklebt durch grauweiße Schwalbennester. Es wurde noch dunkler unter einem schiefen Dach, schwere, kantige Balken schoben sich vor jeden zweiten Schritt, dann klinkte Johann Karl die Thür eines Verschlages auf, der hinter einer Mauer von ungeheuren, dumpf riechenden Säcken lag; zwischen Risten, die, zur Seite geschoben, übereinander wuchtetten, war ein artiges Puppenzimmerchen geschaffen, mit Fellen ausgelegt und von fernher durch einen handbreiten Spalt in den Ristenwänden gerade zur Not erleuchtet.

„Hier ist Euer Gnaden Logement,“ sagte er übermütig, mit einer tiefen Verbeugung, „Speisezimmer, Schlafzimmer und Salon, aber es hat den Vorteil, daß niemand hierherkommt, um Euer Gnaden zu stören.“ Er hatte das Nest vorbereitet und ausgepolstert so gut er konnte, ohne aufzufallen und Verdacht zu erregen, hatte sorglich alles zusammengetragen, dessen sie bedurfte; eine der Risten, die das Versteck ummauerten, erwies sich als Speiseschrank mit einem Türchen, das um lederne Angeln beweglich war, und einem kleinen Vorrat an Würsten, Käse, Brot und einer Flasche Wein, den er von Ulpheia Polyxena bekommen hatte, zu seiner eigenen Stärkung, wie vermeint war.

Johann Karl lachte vergnügt, als Anna Susanna entzückt die Hände zusammenschlug. Sogar des Paten „Moralischer Discours von den eigentlichen Ursachen des Glücks und Unglücks“ lag da als Zeitausfüllung in den Stunden des Alleinseins, denn es war nichts ungewisser,

als was von den nächsten Tagen zu erwarten wäre und wie sich die neugewonnene Freiheit ausnehmen würde. So war auch der moralische Discours des Doktors Arend gewiß ein angemessenerer Lesestoff als etwa des Philipp von Besen „Adriatische Rosemund“, die sein Freund Balthasar Schipp besaß und die er schon hatte von ihm entlehnen wollen.

In dieser strahlenden Stunde des Triumphes war aber von keinen Bedenken die Rede, die Zukunft sah aus wie die leibhaftige Glücksgöttin, und Johann Karl wollte vorläufig gar nichts anderes wissen, als daß er Anna Susanna aus den Händen der Jesuiten gerissen und für sich einstweilen hier ganz im Geheimen geborgen hatte, Tage, Wochen vielleicht, so lange eben, bis die Gefahr vorüber war.

„Jetzt haben wir unser Morgenland,“ sagte er heiter wie ein Herrscher über unzählige beglückte Reiche, „unsere Rosenburg und hier sind unsere Katakomben, wenn sie auch unter dem Dache liegen.“

Anna Susanna hatte den Mantel fallen lassen, daß er wie ein Häuflein abgetanes Elend hinter ihr lag: „Warum nennst du es Katakomben?“

Er faßte ihre Hände und schwang sie hin und her. „Sind wir nicht wie die ersten Christen! Verfolgt und doch selig im Glauben, der Hoffnung und der Liebe?“ Plötzlich kamen ihm die Tränen in die Augen, und er konnte nicht weitersprechen: nein, Anna Susanna war kein hübsches rosiges Nönnlein gewesen, wie die Schwestern Justitia und Brigitta. Wie schmal und abgehärmt sie aussah, unbekannte Falten umklammerten ihren Mund, ihre Nase war spitzer geworden, ihre Augen tiefer, ihre Lippen dünner. Er schluckte an einem Schluchzen, das seine Kehle

ausfüllte. Sanft strich er die Nonnenbänder von Stirn und Kinn, das Haar flutete frei über ihre Schulter.

„Gott sei Dank,“ sagte er aufatmend, „sie haben dir das Haar noch nicht abgeschnitten. Wie mich das gequält hat, Anna Susanna, mir das denken zu müssen.“

Sie schüttelte den Kopf, daß die Haare über ihre Wangen glitten und ihr Duft eines ausländischen Holzes oder eines sonnendurchglühten Tierfelles in warmer Welle ihn umhüllte. „Das kommt erst später, das Haarabschneiden, bei der Einkleidung. Ich glaube, wenn es nach der Ordensregel hätte geschehen können, lieber heute als morgen hätten sie mich unlösbar binden mögen.“ Ganz verändert sah sie aus, da ihre Stirn und ihr Kinn von dem frommen Linnen befreit waren und sie im Schmuck ihrer sündhaften Weltlichkeit stand; wie eine Wunderblüte, die sich unter dem Anhauch eines sachten Windes rötet, erschloß sich ihr Gesicht. Johann Karl konnte nicht anders, als seine Hand in den duftenden Schwall einwühlen; unendlich zärtlich drang er vor, bis seine Finger ihr kleines Ohr anrührten, den feinen Schwung ihres Halses, die überraschende Rundung der Schultern.

Leise erschauerte Anna Susanna, entzog sich ihm mit einem scheuen Lächeln und sagte: „Ich hätte es nie dahin kommen lassen. Es wäre ihnen nicht gelungen. Aber ich habe es gewußt, daß du mich nicht verlassen wirst, daß du da sein wirst, ehe es zu spät ist.“

Er hob eine der Strähnen auf, ließ sie über seine Hand rinnen und flüsterte, atemlos beklommen: „Hast du das gewußt? Ich glaube, wenn sie mich zerstückelt hätten und über die ganze Welt zerstreut, wie den Heidengott Osiris, so wären die Stücke gewandert, hätten sich gesucht und hätten sich wieder zu meinem Leib zusammengesetzt, damit ich dir helfe.“

Sachte drängte ihn Anna Susanna von sich ab und fragte leise: „Weiß die Ruhme von deinem Unterfangen?“

Die Erwähnung der Freifrau wirkte so, daß das Fräulein sie im gleichen Augenblick bedauerte; Johann Karl ließ das Haar aus seinen Fingern gleiten und stand vor ihr, etwas verlezt, bekümmert und abgeschoben. Er habe der Freifrau wohl versprochen, daß er Anna Susanna befreien werde, aber er habe sie über das Wie und Wann völlig im Dunkeln gelassen, damit sie nicht etwa durch ihre Erregung den Plan erschwere oder gar verrate. Ganz allein mit seinen Kameraden habe er den Streich führen wollen und müssen.

„Dann wäre es an der Zeit,“ sagte Anna Susanna zögernd, „der Ruhme Nachricht zu geben.“ In zunehmender Verwirrung wünschte Anna Susanna jetzt ihr Alleinsein, sie verabschiedete den Geliebten, dessen heiße Hand sie noch in ihrem Haar zu fühlen glaubte.

Er gehe schon, sagte der Student ein wenig traurig, gewiß müßte der Freifrau jetzt die freudige Botschaft zugetragen werden, damit man vor dem Gerücht da sei, das jetzt sicher schon durch die Stadt laufe. Und er müsse auch trachten, Anna Susanna eine andere Kleidung zu bringen, damit sie, wenn es not tue, ihr Versteck unauffällig verlassen könne.

Das waren gewiß alles sehr notwendige und wichtige Erwägungen, aber dennoch führten sie das Gefühl sehr weit ab von dem Eigentlichen dieser Stunde, schienen ihren Glanz abzustreifen. Anna Susanna empfand das gleiche wie ihr Liebster, schwankte unter einem verborgenen Ansturm und hatte einen bitteren Geschmack von Reue auf den Lippen. Und da jetzt ein verlorener nachmittäglicher Sonnenstrahl durch den Spalt in den Kistenwänden wie eine leuchtende Klinge eindrang und über Johann

Karls Stirn hinglitt, faßte sie plötzlich in einem Übermaß schmerzlichen Jubels sein Gesicht mit beiden Händen: „Du . . . du! . . . Wie du um mich gelitten hast . . . wie sie dich zugerichtet haben.“

Sie überströmte, ihn zu sich herabziehend, seine Narben mit Küssen, schloß seine Augenlider mit ihren Lippen. Johann Karl, von diesem Ausbruch überrascht, ließ betäubt diese heiße Zärtlichkeit an sich empor schäumen, seine Arme umfingen die Bitternde, er spürte das stammelnde Jauchzen ihres Körpers, das steife Nonnengewand vermochte ihm nicht mehr die Rundung der Brüste, die Melodie ihrer Hüften zu hehlen. Durch alle Hemmungen schlug die Flamme ihrer plötzlich in eins gerichteten Leidenschaft. Taumeln und Sinken war, aus den auf gebrochenen Pforten der Ewigkeit stürmte die weiße Glut leuchtender Seligkeit über sie hin.

Als Johann Karl das Kornmesserhaus verließ, stieß er auf den Wächter Pipenstiel, der nun wieder gänzlich seiner Pflicht hingegeben, auf einem Sack Rogghaar sitzend, seine Pfeife rauchte. Vorübergehende hatten ihm die Kunde von den Ereignissen zugetragen, und der Student kam ihm gerade recht, um seine Ansichten über das Geschehene mit ihm auszutauschen.

Aber Johann Karl wußte von nichts, mußte erst unterrichtet werden und war nicht wenig erstaunt. Das weißbestoppelte Kinn reibend, brummte der Wächter, den Jesuiten sei ganz recht geschehen, daß man ihnen endlich auf ihre Veraxationen eine Antwort gegeben habe, und es sei nur schade, daß die Stadtwache zu früh gekommen wäre.

Vergebens wartete der Student auf eine Bemerkung über die Befreiung Anna Susannas, aber davon schien der Alte noch nichts zu wissen, und einigermaßen beruhigt, machte sich Johann Karl auf den Weg zur Freifrau.

Er ging wie im Traum, noch fühlte er sich getragen von dem seltsamen, zerstörenden und kraftspendenden Glück der letzten Stunde. Farben und Töne drangen auf ihn ein, die wie ein Dickicht hohen Grases durchschritten wurden und sich rauschend hinter ihm wieder schlossen. Das war nicht die Stadt Thorn, die er kannte, es war eine Märchenstadt auf einem fernen Gestirn, wo es keine Schwere gab, oder in den Abgründen des Meeres, wo alles ein verschwimmendes Vorbeiziehen war. Wenn er ging, wenn er wußte, warum und wohin er ging, so kam dies alles aus Antrieben von früher her, die auf geheimnisvolle Weise in eine gänzlich verwandelte Gegenwart weiterwirkten.

So merkte er nichts von dem Lärm, der aus einer Schenke kam, in der die Knechte des Jesuitenklosters einzutreten pflegten und aus der sie den Studenten des Kollegiums verstohlenerweise Speisen und Wein zutrug. Sie hatten Tische und Bänke auf die Straße gezogen und machten sich breit wie Landsknechte nach einer Schlacht, die teilweise gewonnen und teilweise verloren ist, die sie aber ganz als gewonnen hinstellen möchten. Sie wollten, im Bewußtsein, jetzt durch die Mächte der Ordnung geschützt zu sein, den Feinden zeigen, sie seien keineswegs geschlagen und voller Zuversicht auf das Ende des Krieges. Man sollte sehen, daß sie nicht daran dachten, sich zu vertriehen, man sollte den Lärm ihres Bechgelages hören und sich darüber ärgern.

Wie der Student Kaldenborn schon fast vorüber war, schlug einer der Rumpane auf den nassen Tisch, daß es spritzte: „Ist das nicht einer von den kezerischen Studenten?“

Die Knechte stierten ihm mit schon vom Trinken verdunkelten Blicken nach, dann schrie einer, der bei Anna

Sufannas Entführung dabei gewesen war: gewiß das sei der junge Kerl, den sie schon einmal in der Arbeit gehabt hätten und man müsse sich nur wundern, daß er wieder so gut zusammengeflickt worden sei. Unter dem johlenden Gelächter der Kunde stand der erste Sprecher auf: so habe das Herrchen schon einmal mit den polnischen Fäusten Bekanntschaft gemacht und werde nicht viel gegen eine Einladung vorzubringen haben. Was sie davon dächten, ihn, so wie er dahin-spaziere, einzufangen? Hätten die Reher nicht einen der ihren eingesperrt und wären gefonnen, ihm Gott weiß welche Unannehmlichkeiten zu bereiten? So wäre es wohl nur in Ordnung und ein Gebot der Klugheit, wenn auch sie sich einen fingen und ihn als Geißel hielten, um ihm alles das zu tun, was dem jungen Herrn von Patschkau zugefügt würde.

Die Knechte, Paprocki voran, brüllten Beifall, stießen die Tische und Bänke zurück, daß die Kannen auf das Pflaster krachten und das dunkle Bier in den Rinnstein floß.

Ein schnaufender Schatten rannte an Johann Karl vorüber, ein Stück voraus, wandte sich plötzlich und war breitbeinig hemmende Wirklichkeit. Ein zerlumpter Mensch in zerشلiffenem Pilgermantel mit schmutzigem Kragen, erhitzt von Trunk und Lauf. Johann Karl betrachtete, indessen der Mann ihn mit boshafter Höflichkeit fragte, wohin es der junge Mann so eilig habe, die beiden Jakobsmuscheln auf dem Kragen, deren eine zerbrochen war, und es fiel ihm ein, daß er den Menschen schon einmal gesehen hatte. Es war der Pilgrim, der in Compostella gewesen war und in der Prozession das Rad vor sich her getrieben hatte.

Da der Atem des Mannes mit einer ganzen Wolke von Bierdunst an ihn prallte, glaubte der Student es



mit einem Einfall trunkener Unzurechnungsfähigkeit zu tun zu haben und wollte den Kerl einfach beiseiteschieben. Aber schon streckte der Pilgrim seinen Arm nach ihm aus, krallte eine schmierige Faust um seine Hand, und ehe ihn Johann Karl abschütteln konnte, sah er sich umringt und festgehalten. Der Anblick der Männer brachte ihm blitzschnelle Erkenntnis dessen, worauf es hinauslief, einige von diesen bösen und verwegenen Gesichtern sprangen in seine Erinnerung, auf dem Hintergrund nächtlicher Dunkelheit von Fackelschein rötlich beleuchtet.

„Was wollt ihr?“ fragte er, sich unter ihrem Griff windend.

Sie gaben ihm keine Antwort, schoben ihn nur mit sich, ein sich drehender, trunkener Knäuel, lachend, rülpsend und fluchend. Einer wollte ihm ernsthaft an den Hals, der Gärtner Paprocki, der nicht übel Lust zu haben schien, ihm sogleich das Schicksal zu bereiten, vor dem der Leutnant den Nikolaus Les gerettet hatte. Aber der Pilgrim, an den das Kommando übergegangen war, ließ keine Mißhandlung zu, er wußte, daß den Vätern Jesu mit seiner Behandlung des Gefangenen besser gedient sei. Da er zuletzt den Gärtner darauf verwies, daß sie ja den Studenten gerade deshalb einzustechen gedächten, um das Los des jungen Herrn von Patschkau bei den Kegern zu erleichtern, und daß wohl hüben und drüben mit gleichem Maße würde gemessen werden, wich Paprocki brummend aus dem Haufen zurück. Es drang sogar in sein trunkenes Hirn, daß jeder Hieb, der diesem deutschen Hund versetzt würde, eigentlich seinen Liebling treffen mußte, weil jetzt das Schicksal des einen an das des anderen gebunden war.

Johann Karl wehrte sich nicht, er entnahm dem polnischen Gesehrei um sich so viel, um zu verstehen, was ihm

zugedacht war, und versuchte, sich seine Lage klarzumachen, aber sein Gehirn arbeitete erschreckend langsam und wie gelähmt. Er wurde sehr rasch die wenigen hundert Schritte zum Jesuitenkloster vorwärts getrieben, über die geschwärzte Stelle des Brandes geschleppt, auf der seine Füße verkohlte Trümmer von Bänken und Schränken zertraten. Über die Stufen zum Portal hinaufgeschoben, sah er, daß man an Stelle der zerstörten Tür bereits aus Brettern und Leisten einen notdürftigen, einstweiligen Ersatz gezimmert hatte, hinter dem der Bruder Pfortner und der Bruder Placidus selbender Wacht hielten.

„Wen bringt ihr uns da?“ donnerte Vater Placidus dem Haufen entgegen. Mit einem Kraxfuß und einer Verbeugung stellte sich der Pilgrim als den vor, der den klugen Gedanken gehabt habe, einen der keherischen Studenten als Geißel dafür zu fangen, daß dem armen Herrn von Patschkau nichts Übles begegne. Er bedeutete dem Jesuiten, von welcher Wichtigkeit es sei, sich auf diese Weise zu sichern, weil man nicht wissen könne, was diese verruchte, keherische Gesellschaft sonst ihrem Gefangenen anzutun imstande sei; so aber werde ihm kein Haar gekrümmt werden. Alles das war mit beredsamer Zunge vorgetragen und stellte den glücklichen Einfall in eine Beleuchtung, in der man den Hinweis unmöglich übersehen konnte, daß dem Urheber ein besonderer Lohn gebühre: etliche Tage Beherbergung mit freier Kost im Kloster und noch eine kleine Handvoll Silber Groschen als Zehrpennig für die nächste Pilgerfahrt obendrein.

Der Missionar, der die vorläufige Tür aus dem Rahmen gehoben und in den Gang gelehnt hatte und nun von der Schwelle herab den Eingebachten feindselig musterte, erfaßte nach einigem Schwanken den Vorteil, der sich hier darbot. Er streckte mit einem Gemurmeln die haarige

Faust aus dem Armel, der mit Spinnweben und Mörtelflecken noch die Spuren des vorangegangenen Kampfes wies.

In diesem Augenblick wurde es Johann Karl klar, welche Folgen es haben mußte, wenn man ihn hier festsetze. Wie sich dann alles verwirren und verwickeln mußte, wie Anna Susanna vergebens auf ihn warten würde, und wie sie nun wieder ohne Schutz war, und aus dieser plötzlichen Angst heraus machte er einen letzten verzweifelten Versuch, sich zu befreien. Er schlug den Arm des Jesuiten nieder und warf sich mit jäher Wendung und einem Sprung kopfüber in den Haufen seiner Feinde. Aber die waren zu einem zähen, dichten Klumpen verfilzt und undurchdringlich selbst für seine äußersten Kraftanstrengungen. Es setzte einige Hiebe, dann war er wieder umschlungen und wurde unter Grölen und Gelächter halb gehoben und unaufhaltsam in den Flur des Klosters geschoben.

Schmunzelnd und ohne eine weitere Einladung folgte der Pilgrim dem Gedränge und begab sich, der Dankbarkeit der Väter Jesu gewiß, in die Küche, wo der Pater Küchenmeister mit seinen Gehilfen dabei war, zusammenzusehen, was von seinem Geräte etwa noch unzerbrochen und von seinen Vorräten unverwüstet sein mochte.

\* \* \*

Wenn es beim Bürgermeister Rösner recht labyrinthisch zuring und er den roten Faden eines Auswegs nicht finden konnte, oder wenn die Welt um ihn durchaus auf dem Kopf stehen und keine Vernunft annehmen wollte, dann nahm er seine Zuflucht zu einem Heiligen, der weder im lutherischen noch im römischen Kalender stand,

sondern, wenn es einen solchen gegeben hätte, im heidnischen. Es war der griechische Mathematiker Euklides, den er um seine Hilfe anging, und dieser gewährte sie ihm durch die geistige Lust an den Gebilden des reinen Raumes. Ein stereometrischer Körper, durch seine klaren Flächen gegen den chaotischen Firtelanz dieser tollen Welt abgegrenzt, in seinen schönen Verhältnissen völlig abgezogen von der Brandung der Wirklichkeiten, stellte ihm ein so vollkommenes Sein dar, daß sich Herr Gottfried Rösner an ihm aufzurichten vermochte. Wenn etwas der platonischen Idee zu vergleichen war, so ein Würfel, eine Pyramide, ein Oktaeder oder eine noch vielsäckigere, aber doch immer übersichtliche Figur, der sich ja auch die Erscheinung jeweils nur beiläufig und in einer getrübten Form anglich, und die doch als das innerste Wesen aller Dinge dieser Körperwelt vorhanden war.

Herr Gottfried Rösner suchte seine innere Ruhe und einen klareren Überblick der Wirklichkeit, indem er aus Pappe und buntem Papier mit Zuhilfenahme eines guten Leimes stereometrische Körper klebte. In seinem Arbeitszimmer saß er eingeschlossen, zeichnete, schnitt aus, pappte und bastelte mit geduldigen Fingern, während sein Geist allem Störenden abgewandt war. Er fügte die Flächen zusammen, hielt sie halbe Stunden lang aneinander, bis sie nicht mehr klafften und beklebte dann die Kanten sauber mit grünen, roten und blauen Papierstreifen. Seine Zuversicht setzte er in die Heilkraft der Natur, die inzwischen unterhalb seines Bewußtseins das Gemüt schon in Ordnung bringen würde.

Strycek hatte in solchen Zeiten freilich seine liebe Not mit dem Herrn; denn dessen junggesellenmäßig schrullenhafte Peinlichkeit verließ ihn auch hier nicht. Es mußte alles nach bestimmten Gesetzen bereit liegen, von den

Leimtipfeln verlangte er, ebenso wie von der Papierschere, spiegelnde Reinlichkeit, und da es nicht zu vermeiden war, daß seine Finger bei solcher Tätigkeit an ihrer Sauberkeit Schaden nahmen, mußte beständig warmes Wasser und Seife zur Hand sein.

In der Zeit, die der Einweihung der Jakobskirche folgte, nahm der Bürgermeister seine euklidische Medizin besonders stark in Anspruch. Da die Tage mit Beratungen, Besuchen und aufgeregtesten Geschäften aller Art angefüllt waren, blieben für die sänftigende und ordnende Einwirkung der Stereometrie nur die Stunden der Nacht, und Strycek mußte bis in den Morgen hinein auf dem Posten sein. Dennoch war bisher von dem sonst todsicheren Erfolg nichts zu merken, und Strycek glaubte an dem Verhalten seines Herrn gegen ihn selbst wahrzunehmen, daß Unruhe und Ungeduld eher im Wachsen als im Abnehmen seien. Es ging aber auch nicht bloß in der äußeren, sondern auch vor allem in der inneren Welt des Bürgermeisters so drunter und drüber, wie nie zuvor.

Und in der fünften Nacht begab es sich, daß Herr Rösner einsah, diesmal müsse er sich in ein Versagen seines sonst unfehlbaren Mittels finden und sich durch einen gewaltamen oberirdischen Entschluß selber helfen. Als sich in den trüben Kerzenschimmer ein rötliches Grau mischte, warf er den Ikositetraeder, an dem er eben klebte, hin, ging zum Fenster, öffnete es und ließ den dämmernden Morgen ein. Dann weckte er den auf einem Schemel sanft schnarchenden Strycek durch ein Aufstampfen des Fußes und einen Posaunentruß seines Namens und befahl ihm, ein kleines Feuerchen im Ofen anzufachen.

Strycek, noch nicht ganz aus seinen Traumgefilten zurück, starrte ihn ob dieses in solchen Sommerzeiten etwas ungewöhnlichen Begehrens an. Rösner ermunterte ihn

völlig durch die Bemerkung, er möge nicht so eselhaft dreinschauen, und als aus Papier und Holzspänen im grünglasierten Rachelofen eine blaue Flamme aufschlug, raffte er von dem Berg seiner mühsam geklebten Körper, der auf dem Arbeitstisch aufgestapelt war, eine gute Handvoll auf und warf sie ins Feuer. Er ging so lange zwischen Schreibtisch und Ofen hin und her, bis auch der letzte Pentagonododekaeder sich in der Flamme krümmte, ließ sich dann ein Bad bereiten und saß darin, bis Strycet das Frühstück meldete.

Sorgfältig gekleidet, seinen besten Stock mit dem Elfenbeinknopf, dem die Begebenheit zwischen Diana und Aktäon kunstvoll eingeschnitz war, in Händen, begab er sich nachher zu seinem Amtskollegen, dem Vizebürgermeister Berneder. Gleich nach dem Türöffnen, noch im Vorzimmer, wurde er schon von der bärtigen, kurzbeinigen Hausfrau wegen des üblen Befundes ihres Gatten angejammert, und wirklich lag der Kranke wie eine verschlumpfte, erkältete Zwetsche im Bett, nur daß er nicht blau, sondern gelb anzusehen war. Berneder empfing ihn mit einer umständlichen stöhnenden Beschreibung seiner sämtlichen Wehtaten, und es dauerte lange, bis Gottfried Rösner, der in dem ungeordneten, übelriechenden Krankenzimmer nicht mehr als die Kante eines Stuhles in Anspruch zu nehmen wagte, zu Worte kam.

Als der Kranke wegen Atemmangels eine Pause machen mußte, fuhr Rösner mit der Frage hinein, ob die Freifrau von Bukow wieder dagewesen sei.

Nachdem Herr Heinrich Berneder lange und umständlich gehustet und sich einer Menge von Morgenschleim entledigt hatte, bejahte er entkräftet die Frage. Ja, sie sei gestern wieder dagewesen, sagte er matt mit geschlossenen Augen, und habe ihm das ganze Haus und den Kopf

mit ihren Geschichten angefüllt, daß er geglaubt habe, die Schädelnähte müßten ihm zerpringen. Sie sei mit ihren Angelegenheiten so beschäftigt, daß sie gar keine Rücksicht auf seinen Zustand nehme, der doch aller Schonung bedürftig sei.

„Was sie denn wieder gewollt hatte, fragte Rösner.

„Immer dasselbe,“ murrte Berneder verdrießlich, indem er mit gelben Fingern die Bettdecke hinaufzog und das Gesicht von dem Besucher ab- und der Wand zuehrte, immer dasselbe! Daß wir diesen Nikolaus Les von Patschkau gegen den Studenten umtauschen sollen, den die Jesuiten aufgegriffen haben. Ich habe ihr gesagt, daß der Pole von Rechts wegen gefangen gesetzt ist und seiner Bestrafung nicht entzogen werden darf und daß hingegen der Kaldenborn auf räuberische Weise entführt worden ist. Ich habe ihr vorgestellt, daß wir die Ungefehllichkeit nicht anerkennen und ermutigen dürfen, indem wir uns mit ihr aufs Paktieren einlassen. Wer bürgt uns dann dafür, daß die Jesuiten nicht nächstens, wenn sie von uns etwas haben wollen, einen der Herren vom Rat festsetzen, um es zu erpressen.“

Zweimal stieß der Bürgermeister den Stock leicht gegen den Boden und brummte beifällig. Aber das Klopfen war der Kranke zusammengefahren und erholte sich jetzt in längerem Schweigen. Erst nachdem der Bürgermeister seine Anwesenheit durch ein Räuspfern bemerkbar gemacht hatte, fuhr er fort: „Aber wie eine Rake immer auf die Füße fällt, so kommt sie immer wieder auf dasselbe zurück: wir sollen den Patschkau freilassen. Sie ist des gewissen Vermeinsens, daß der Kaldenborn es gewesen sei, der die Richte aus dem Kloster geholt habe, und daß er allein um ihren Aufenthalt wisse, und darum geht sie so heftig um seine Lösung an.“

Ist übrigens wohl noch immer keine Spur von dem Fräulein jutage gekommen?"

Es sei alles geschehen, sagte der Bürgermeister, was man nur erdenken könne, und geschehe immer noch. Die Stadtwache sei Tag und Nacht auf den Beinen und krieche in jedes Loch, wo man das Fräulein vermuten könne. Bedauern drückte seine Stimme herab: man habe noch nicht das mindeste, auch keinen Schatten von ihr finden können, und es sei wohl möglich, daß der Raldenborn Auskunft geben könne.

Der Vizebürgermeister hatte sich auf den Rücken gewälzt und starrte nach der Decke, wo inmitten eines gemalten Blumengewindes ein Amor mit Pfeil und Bogen daherkam, dessen Lächeln so sauer war, als wisse er um die Vergeblichkeit seiner Sendung über diesem Bett. „Verwunderlich ist,“ sann Berneder, „daß die Väter Jesu nicht mehr Aufhebens davon machen, daß man ihnen die Beute wieder abgejagt hat.“

„Sie haben es wohl zu dem übrigen in einen Topf geworfen.“

„Mögen es vielleicht auch nicht gerade an die große Glocke hängen, weil sie mit dieser Sache sich arg übernommen haben und jetzt nicht Butter auf dem Kopf tragen wollen, wo sie die Unschuldigen spielen.“

Er unterbrach sich mit einem Stöhnen, zog unter der Decke in einem Anfall krampfhafter Schmerzen die dünnen Beine an und drückte das verzerrte Gesicht zwischen die hochgezückten Schultern. Kleine, keuchende Wehelaute stieß er aus dem bläulichen Mund, in dessen Grund sich die Zunge bäumte wie ein träger Molch. „Warum kommt sie zu mir?“ fragte er, nachdem die Schmerzen ihn freigegeben hatten und er wieder entspannt dalag. Erbittert sah er den Bürgermeister an. „Was will sie



von mir? Was geht mich das überhaupt an? Warum läßt sie mir nicht meine Ruhe? Ich hab sie an Euch gewiesen, Rösner, ich bin ein kranker Mann, ich habe Urlaub von Ratsgeschäften . . .“

„Und sie?“ fragte der Bürgermeister, indem er sich, mit beiden Händen auf seinen Stock gestützt, so gespannt vorneigte, daß der Stuhl, auf dessen Rand er saß, hinten aufwippte.

Es lasse sich gar nicht sagen, krächzte der Kranke ärgerlich und doch nicht ohne boshafte Genugtuung, was sie darauf geantwortet habe, aber nach allem scheine sie kein besonderes Vertrauen zu dem Bürgermeister zu haben.

Bei dem Bemühen, diese seltsame Abneigung der Freifrau irgendwie harmlos aufzuklären, verstrickte sich Rösner einigermaßen in die seelischen Wirrnisse der Frauennaturen im allgemeinen und Alphema Polyrenas im besonderen, und so war ihm das Eintreten des Doktors Wattenbach sehr willkommen, der eben seinen Morgenbesuch machen wollte. Der Arzt, ein hübscher, noch junger Mensch von barschem, strammem Wesen, dem noch etwas vom jenaischen Studenten anhaftete, als welcher er fleißig mit dem Degen auf dem Pflaster gewetzt und Vereat gebrüllt hatte, schritt nach einem kurzen Gruß auf das Bett zu und nahm ohne viel Fragen des Kranken Hand.

Mit einem Dank für die Auskunft und dem Versprechen baldigen Wiederkommens entwich der Bürgermeister, ein wenig bedrückten Gemüts über die wiederholte Befundung einer Abneigung, die mit seinem heutigen Vornehmen in solchem Widerspruch stand. Er konnte sich recht gut, nach den Erfahrungen, die er gesammelt hatte, ausmalen, wie sich die Freifrau über ihn ausgelassen hatte, und war mit diesen Gedanken so beschäftigt, daß er zuerst

gar nicht hörte, wie er von dem jenseitigen Gehsteig angerufen wurde.

Es war der Rathsherr Adam Ruprecht, der jetzt auf ihn zukam und sich ihm schwänzelnd zugesellte, indem er fragte, ob er etwa auch auf dem Weg zum Morgentrunke in Grünhagens Apotheke sei. Dem Bürgermeister, der seinen Kopf ein wenig entlasten wollte, kam diese Aufforderung eben zurecht, zumal ihm schien, als ob er auf dem Gang, der ihm bevorstand, eine Stärkung nötig haben könnte.

In Grünhagens Apotheke „Zum wilden Mann“ versammelten sich um diese Stunde immer einige der Rathsherren, Sechzigmänner und Schöppen, um sich durch etliche Spitzgläschen des Getränkes „Hinundher“ zu erquicken, das Grünhagens Subjekt so vortrefflich zu bereiten verstand. Das Subjekt, ein kleines, verwachsenes Männlein, hatte seine Kenntniss von seinem früheren Posten im „Weißen Engel“ zu Augsburg mitgebracht, und den seltsamen Namen trug das Getränk davon, daß es aus vielerlei bauchigen und langhalsigen Gefäßen, aus irdenen und gläsernen Krügen und Flaschen mit vielem Hin- und Hergehen und -greifen zusammengemacht wurde, bis die richtige schillernde Mischung bereitet war.

Der einarmige Buchdruckermeister Sebastian Rostod und Herr Matthäus Gerstmann standen da, jeder sein Gläschen in der Hand, dessen Inhalt je nach dem Einfallen des Lichtes seine Farbe zwischen Rot, Grün und Gelb spielen ließ. Der Magister Grünhagen hinter dem Ladentisch schüttete aus einer großen Holzdose ein weißliches Pulver auf ein zusammengebogenes Kartenblatt, das auf der einen Wagschale lag, während auf der anderen kleine Gewichtchen funkelten. Auf den hölzernen Regalen rings an den Wänden, die bis zur studierten Decke

aufgetürmt waren, reihte sich eine Heerschar von Siegeln, Dosen, Büchsen, Flaschen und Fläschchen, Retorten, Glashelmen und Kolben übereinander. Im Hintergrund rumorte der Lehrling mit einem schweren Stößel im ungeheuren Messingmörser, der wuchtig auf seinem Gestell stand; auf einem Holzbänklein neben der Tür saß ein polnischer Bauer mit dick umwickeltem Kopf und spuckte von Zeit zu Zeit zwischen seinen Knien hindurch blutigen Schleim auf den schachbrettförmig rot und weiß gemusterten Steinboden.

An dem kleinen Schweigen, das dem Eintritt des Bürgermeisters folgte, merkte Rösner, daß von niemand anderem die Rede gewesen war als von ihm selbst.

Diensthöflich beflissen fragte der Apotheker nach den Wünschen der Herren, worauf, sobald das Stichwort „Hinundher“ gefallen war, das verwachsene Subjekt in seinem schwarzen Laborantentittel hinter dem Ladentisch auftauchte, wo es in Schachteln getramt hatte. Der einarmige Buchdrucker Sebastian Rostock hob das Glas und äugte, indem er ein Auge zukniff, gegen das Licht hindurch. „Es ist ein Glück, daß man etwas hat, was in diesen Zeiten den Magen so wacker reguliert. Man müßte sonst an all dem Unverdaulichen zugrunde gehen.“

Jeder wußte, was gedacht war, denn die gemeinsame Bedrängnis stand ja mit jeder Stunde immer drohender über ihnen. „Es weht ein kalter Wind aus Osten,“ ergänzte Herr Serftmann bedeutsam, „ein schwarzer Wind, wenn so zu sagen verstattet ist, und wir werden gut tun, uns innen warm zu halten.“

Wie eine schwarze Spinne kroch das Subjekt mit seinen langen, dünnen Gliedern über die Stehleiter zwischen den bunt mit Blumen bemalten Schubfächern der Regale und den vergoldeten Schnörkeln, die sich über

der höchsten Reihe vornehm und üppig unter der Stuckdecke hinschwangen. Von da und dort griff er Flaschen und Krüge aus der Ordnung heraus, stopfte sie in die Taschen des Kittels, klemmte sie unter die Arme und rutschte und kletterte weiter.

Adam Ruprecht, dessen Augäpfel krankhaft weit aus den Höhlen vorstanden, wälzte sie unruhig und ängstlich herum. „Ja, wir werden scharf angeblasen werden, dessen dürfen wir uns versehen.“

Mit einem mißbilligenden Räuspfern wies der Bürgermeister auf den polnischen Bauern hin. „Der versteht kein deutsches Wort,“ beruhigte der Apotheker, „seinetwegen brauchen sich die Herren keinen Zwang anzutun; und außerdem denkt er an nichts als an den Zahn, der ihm eben ausgebrochen worden ist. Wird wohl der gesunde gewesen sein, weil er den Schmerz jetzt doppelt spürt.“

„Euch, Herr Rösner,“ sagte Sebastian Rostock grimmig und ein wenig spöttisch, „werden sie wohl nicht an den Hals können. Ihr habt Euch ja redliche Mühe gegeben, dem Volk in die Arme zu fallen und seinen Zorn zu dämpfen.“

„Das kümmert sie wenig,“ wandte der Bürgermeister ein, „der Pater Admonitor, der gestern mich beehrt hat, hat mich's deutlich wissen lassen, daß wir als die Anstifter angesehen und verklagt sind.“ Er grub das silberne Becherlein aus der Tasche, das er immer bei sich trug, um nicht etwa einmal fremdes Gefäß berühren zu müssen. Es lag, Ring an Ring zusammengeschoben, in einer kleinen, runden, flachen, mit rotem Samt gefütterten Pappschachtel. Die Ringe, von denen der engere immer im weiteren steckte, glitten ihm durch die Finger und bildeten, indem sie sich aneinanderpreßten, wie durch Zauberei die Form des Bechers, den er jetzt dem Subjekt reichte.

„Mußt du solchen Lärm machen, Lummel,“ schrie der Magister Grünhagen den Lehrbuben an, da ihm über dem Getöse die Unterhaltung der Herren zu entgehen drohte. Der Junge duckte sich mit einem peinlichen Vorgefühl in den weitabstehenden, zum Zugreifen einladenden Ohren, und stand da, unschlüssig, wie er es machen solle, den Maunstein lärmlos zu zerstampfen.

„Wir?“ fragte Adam Ruprecht gloh'äugig, durch solchen Umfang der Anklage peinlich berührt.

„Nun wir alle,“ nickte der Bürgermeister, „Bürgermeister, Rat, Sechzigmänner und Schöppen. Der Herr Admonitor hat gemeint, es mir auf den Kopf zusagen zu dürfen, daß der Haufe von uns aufgeheßt war und wir uns darüber gestreut hätten, als er losschlug.“

„Ich kann nicht sagen,“ brummte Sebastian Rostock, „daß ich etwa darob Eränen vergossen hätte.“

Schwarz und bucklig wie ein giftmischender Zwerg hantierte das Subjekt vor der langen Reihe der Flaschen, die es auf das Pult gestellt hatte, mit langen Armen und dünnen Fingern goß er die winzigen Mengen zusammen. Dann reichte er mit einem schiefen Lächeln auf hölzernem, lackiertem Präsentierbrettchen das gefüllte Spitzglas und des Bürgermeisters silbernen Becher. Kurzsichtig beugte sich Herr Adam Ruprecht herab und wälzte das rechte Auge fast in das Glas.

Der Bürgermeister nippte, fühlte einen Feuerfluß die Kehle hinab und angenehme Wärme in den Eingeweiden, nahm noch zwei kleine Schlückchen. „Wir haben reine Hände . . .“ sagte er, „niemand kann uns nachsagen, daß wir etwa die Brandleger wären; und recht bedacht, trägt man nur in Warschau die Schuld, wenn es so weit gekommen ist. Man nimmt dem Volk nicht ungestraft das Bewußtsein, daß Recht Recht sein und bleiben müsse.“

„Daß Ihr Euch auch endlich dessen entsinnt, was auf das Warschauer Kerbholz kommt,“ knarrte Rostock, „lange genug hat es gedauert, bis diese Erleuchtung über Euch kam.“ Und er reichte mit ausgestrecktem Arm das Gläschen zu neuer Füllung, so daß er anzusehen war wie ein Meilenzeiger des Gottes Bacchus.

„Da geht Herr Thümbling von Bergau,“ sagte Adam Ruprecht, indem er winkend unter die Tür trat. Aber der Ratsherr grüßte nur flüchtig zurück, in einiger Verlegenheit, wie es schien, und hastete vorüber, so rasch es seine steife Vornehmheit zuließ. Die Herren sahen einander an, und Matthäus Gerstmann meinte lächelnd: „Es werden jetzt etliche sein, die es bedauern, daß sie sich in den Rat haben wählen lassen.“

Dem Bauern war sein Pulver bereitet. Vom Apotheker angerufen, spuckte er ein letztes Mal aus und trat an den Ladentisch, indem er ein rotes Tuch aus den weiten Hosensack zog, es entknotete und Geld aufzuzählen begann. Als er hinausgestapft war, kam der Magister hinter seinem Pult hervor und stellte sich vor den Bürgermeister. „Wie denkt Ihr, daß die Sache ausgehen wird?“ fragte er mit von Besorgnis gedämpfter Stimme.

Den Blick nach der Decke gerichtet, von der ein massiges Ungeheuer, ein ausgestopftes Krokodil, an Ketten unter den lockeren Stückverzierungen herab schwebte, zuckte Herr Rösner die Schultern. Der Apotheker, im Begriff, den Bürgermeister doch zu einer Antwort zu drängen, wurde durch den Doktor Wattenbach abgerufen, der eben eintrat und von Grünhagen sein Rezeptbuch verlangte. Am Schreibtisch des Magisters trug er eifrig kitzelnd die neue Medizin ein, die er Herrn Berneder zugebracht hatte.

„Weiß Gott,“ sagte Sebastian Rostock, „sie sind schlau, sie wissen, daß sie das Ganze schlagen, wenn sie die Köpfe treffen.“

Während Grünhagen nach Wattenbachs Rezept die Arznei zu bereiten begann, aus Perlmutter, Korallen, Flußpferdzähnen, Metazinnsäure, Antimonensäure, Weinstein, Salpeter, Tragant-Santaltee und Zitronenöl, zog Herr Gerstmann den Bürgermeister auf die Seite; wie es eigentlich stünde?

Er habe bereits für morgen eine außerordentliche Sitzung einberufen, sagte Rösner. Es sei den Vätern Jesu grimmiger Ernst, und sie hätten den Krieg offen angesagt. Wie einer, der alle Trümpfe in der Hand habe, hätte der Pater Admonitor seine Karten gezeigt. Sie hätten einen Bericht an den Kanzler nach Warschau abgehen lassen. Überdem aber hätten sie die Klage vor dem Königlichen Assessorialgericht erhoben, wegen Beraubung der Sakristei, Entweihung der Hauskapelle, Zerstörung von Altären und Bildern.

„Eine hübsche Litanei, die sie da angestimmt haben,“ sagte Gerstmann mit einem Versuch, zu lächeln, „wir werden uns darein fügen müssen, eine anständige Entschädigung zu zahlen.“

Er fürchte, meinte der Bürgermeister bedächtig, daß sich die Väter Jesu damit nicht begnügen würden, sondern daß sie darauf aus seien, den Vorteil, den man ihnen unbedachterweise gegeben habe, zur Verstärkung ihrer Macht und zur Unterdrückung der reinen Lehre und der deutschen Bürger auszunützen. Adam Ruprecht, der sich zu dem abseits geführten Gespräch immer näher herangedrückt hatte, war einiges davon zu Ohren gekommen, und er ergänzte es sich durch den Ernst der Mienen, die er sah. Beunruhigt lehnte er sich zu Sebastian Rostock

zurück. „Es ist ein übel Ding, in Polen mit den Jesuiten anzubinden.“

Es sei ein junger Mann bei ihm gewesen, sagte Sebastian Rostock laut, der habe ihm den Gedanken vorgetragen, in seiner Offizin eine Druckschrift ausgeben zu lassen. Darin sollte der ganze Handel klarlich für alle Welt dargestellt werden, wie die jesuitische Schlaueit so lange gezettelt und gestiert, bis die deutsche, gerade Bärenhaftigkeit losgeschlagen habe und nun die Jesuiten das Wehegeschrei der Unschuld erheben könnten. Damit hoffe der Autor die öffentliche Meinung zu unterrichten, die Aufmerksamkeit der Lutherischen aller Orten auf die Thorner Angelegenheit zu ziehen und vielleicht in den unparteiischen Ländern einigen Sukkurs zu gewinnen.

„Wir wollen erst einmal abwarten, was gegen uns geschieht,“ sagte der Bürgermeister, „und uns inzwischen nach Kräften resolvieren und tüchtig respondieren; zurzeit erachte ich es für unangebracht, durch viel Reden oder Schreiben noch Öl ins Feuer zu gießen.“

Indem hatte der Doktor Wattenbach dem Magister Auftrag gegeben, die Medizin, sobald sie fertig, dem Vizebürgermeister Berneder zuzusenden, und hatte sich selbst ein Gläschen „Hinundher“ mischen lassen. Jetzt trat er auf die Herren zu und sagte: „Ich will den Herren nur geraten haben, sich auf das Schlimmste zu bereiten. Die jesuitische Pest ist eine Krankheit, gegen die alle ärztliche Kunst durchaus keine Arznei weiß und dürfte auch in des Paullini ‚heilsamer Drekapothek‘ kein Mittel dawider zu finden sein. Wo sie aber gar im polnischen Rock daherkommt, da mag allem, was da deutsch spricht, das Miserere angestimmt werden. Gott befohlen!“ Und schritt, den einen Fuß, der ihm einmal in Jena bei einem Straßenkampf zwischen Studenten und



Handwerksgefelln verlegt worden war, ein wenig nachziehend, aus der Apotheke.

Die Herren waren verstummt und sahen, trüber Ahnungen voll, vor sich hin, denn die Stimme des Mannes, den sie als einen schweigsamen und verschlossenen philosophischen Kopf kannten, hatte ihnen wie eine düstere Warnung geklungen. Und da eben ein altes Weiblein mit einem weinenden Kind eintrat, und der ganze „Wilde Mann“ sich mit dem stoßweisen Geheul anfüllte, nahmen die Herren voneinander Abschied und gingen, ein jeder seines Weges.

Der Apotheker Grünhagen aber schrie, um eine drückende Schwüle seines Innern loszuwerden, übertrieben heftig den Lehrjungen an, warum er so tölpelhaft dastehe und Maulaffen feil halte und ob er glaube, daß sich der Alaunstein von selber stoßen werde.

\* \* \*

Herrn Gottfried Rösners Weg aber führte ihn, da ihm der Vormittag nun weit genug für einen Besuch vorgeschritten schien, zum „König von Polen“. Michael Strauche selbst trug seine Anmeldung, kurzatmig und beflissen die Treppe hinansteigend, der Freifrau von Bukow zu und brachte bald den Bescheid, er werde erwartet, wenn er sich damit abfinde, nur für kurze Zeit Gehör zu finden, weil die Freifrau überaus beschäftigt sei.

Mit schweren, bleiernen Beinen und einem unruhigen Geflacker in der Brust stieg der Bürgermeister in das erste Geschos und sah, nachdem er höflich angeklopft hatte, daß Alphema Polyxena wirklich inmitten einer Umwälzung stand. Die großen Flügeltüren der Schränke klappten weit offen, alle Schubladen der Kommoden waren aufgezogen und hatten ihren Inhalt: Kleider und Wäschestücke

über das ganze Zimmer ergossen. Alphema Polyrena selbst stand roten Gesichts über einen eisenbeschlagenen Koffer gebückt und rief, indem sie fortfuhr, darin irgendwelche Stücke zurechtzulegen, dem Eintretenden zu, er möge verzeihen, wenn sie sich nicht stören lasse, aber sie sei in Eile.

Wladislaw, der einzige ihrer Diener, der ihr zurüdgeblieben war, als sie ihre Begleitschaft wieder nach Bukow abgefertigt hatte, ein schwerhöriger, klumpfüßiger Mensch, stand, ein zartes, schleierdünnes Gewandstück auf den ausgebreiteten Armen, mitten im Zimmer und sah todunglücklich aus. Es war ihm anzumerken, daß er sich seiner männlichen Ungeschicklichkeit völlig bewußt und von seiner Herrin Ungeduld keineswegs glimpflich behandelt worden war.

Das Ganze sah sehr nach einer hastigen Abreise aus, und der Bürgermeister stellte nach einigem Zögern die Frage, ob er die Lage wirklich dahin zu deuten habe.

Ja, erwiderte Alphema Polyrena mit spöttisch geschürztem Mund, er glaube doch wohl nicht, daß sie etwa der Übung halber ihre Kleider aus den Schränken in die Koffer tue. Es sei ihr völlig Ernst mit dem Packen. Und auf die weitere Frage, ob er erfahren dürfe, wohin die Reise gehe, antwortete die Freifrau, es sei kein Geheimnis, daß sie nach Warschau zu fahren gedenke. Sie bückte sich wieder auf den Koffer herab, wühlte beide Arme bis zu den Ellenbogen in seine Tiefe, riß zornigen Gesichts einige Kleidungsstücke heraus und schleuderte sie hinter sich.

„Ich glaube zu wissen,“ sagte der Bürgermeister, „was Ihr in Warschau unternehmen wollt.“ Das möge wohl nicht schwer zu erraten sein, höhnte Alphema Polyrena, sie verwünsche den Augenblick, da sie Thorn, diese Stadt der Schlafmützen, betreten habe, und denke am Hof und

bei Freunden ihres verstorbenen Mannes rasch zu erwirken, was sie hier vergebens versucht habe. Dann schrie sie Wladislaw, den Unglücklichen, an: „Her damit!“ Riß ihm das Gewand aus den Händen und warf es in den Koffer.

Verlegen von einem Fuß auf den anderen tretend, sah sich der Bürgermeister im Zimmer um, und da Alphema Polyxena seinen suchenden Blick bemerkte, lachte sie, sie habe ihm gleich durch den Wirt sagen lassen, daß sie beschäftigt sei, so müsse er sich schon selbst eine Sitzgelegenheit frei machen. Vorsichtig hob er auf diese Einladung einen Stoß Tücher von einer Sitzbank an der Wand zwischen den beiden Fenstern und ließ sich nieder. Dann fragte er, wieder ein Stück weiter vordringend, ob es nicht möglich sei, den Diener aus dem Zimmer zu schicken, weil er mit Alphema Polyxena einige wichtige Dinge vertraulich zu bereden hätte.

Die Freifrau, die eben im Begriff war, Wladislaw einen schweren Pelzmantel über die Arme zu hängen, sagte kurz: „Der hört nichts, er ist taub.“ Indessen befahl sie ihm doch gleich darauf, sich zu entfernen, und Wladislaw trampelte mit sichtlichem Vergnügen aus dem gefahrbringenden Bereich seiner Herrin. Da er aber draußen war, fiel dem Bürgermeister die Ungeheuerlichkeit seines Unterfangens überaus schwer auf das Herz und verschloß ihm den Mund. Er klopfte mit dem Stock einige Male gedankenvoll auf den Boden und erschrak, als Alphema Polyxena, die mit erhobenen Armen in einem der Schränke kramte, über die Schulter hinweg ihm zurief, sie sei seiner wichtigen Dinge gewärtig.

Er wisse gar wohl, begann der Bürgermeister zaghaft, daß er und die Freifrau recht ungleichen Wesens und über manche Fragen noch ungleichen Sinnes seien, weil die

Freifrau eben kraft ihres lebhafter umgetriebenen Blutes vieles leichter nehme und sich vorstelle, als er, der größere Erfahrung im Leben gewonnen und es sich vorgesetzt habe, nichts mit Gewalt, sondern alles auf dem Wege Rechts zu erreichen. Ferner sei er sich gar wohl bewußt, durch sein überlegjames Zögern gar oft ihre Unzufriedenheit erregt zu haben. Dennoch kränkte es ihn tief, sagte er mutiger werdend, da er immer nur Alphema Polyrenas Rücken sah, es kränkte ihn, daß sie sich mit ihren Anliegen nie mehr an ihn, sondern immer nur an andere wende, wo er doch so eifrig bemüht gewesen sei und immer noch sei, ihr zu dienen.

„Mit Redensarten,“ warf Alphema Polyrena ein, die vor dem Schrank kauend irgendwelche Wäschestücke zu zählen schien, „aber nicht mit Handlungen.“

Sie möge ihn nicht verkennen, fuhr der Bürgermeister fort, immer eifriger werdend, er sei kein Gewaltmensch, weil er tief vom Wesen der Welt, als in Gottes Hand beruhend und durch Gerechtigkeit geleitet, überzeugt sei, wenn man auch in polnischen Landen Ihrer unvollkommenen Erscheinung bisweilen in Güte nachhelfen müsse. Wenn Alphema Polyrena einmal in Ruhe diesen Gedanken nachgehen wolle, so werde sie sich vielleicht in ihn finden und einsehen . . .

Er bemerkte, daß die Freifrau zu zählen aufgehört hatte und, wiewohl sie noch immer ihm abgewendet auf dem Boden kauerte, seinen Worten lauschte.

„Nur,“ sagte er rascher, um möglichst viel noch anzubringen, ehe er wieder in das Feuer ihrer Blicke geriet, „ich kann nicht glauben, daß wir gar so sehr sollen voneinander unterschieden sein, daß wir nicht könnten übereinkommen und von einer Seele zur anderen eine Brücke des Verstehens nicht könnte gespannt werden. Was mich

selber anlangt, so weiß ich, daß ich Euch seit unserem ersten Begegnen mit so viel Verehrung zugetan bin, wie nie einem Frauenzimmer zuvor. Ja, daß ich, so grimmig Ihr mich auch angefahren habt, immer nur nach Eurer Gegenwart trachte und daß Ihr sogar Euch in meine Träume geschlichen habt, die vorher ganz ohne weibliche Personen gewesen sind. Item, ist es mir, aller Eurer Unwirschheit ungeachtet, als dürfte ich nicht ganz ohne Hoffnung sein, daß tief in der Verborgenheit ein leises, verhohlenen Stimmelein zu meinen Gunsten redet.“

Alphema Polyrena hatte sich während dieser immer fließender werdenden Rede erhoben, indem sie die beiden offen stehenden Türen des Schrankes erfaßte; nun wandte sie sich rasch um und lehnte sich, die Hände auf den Rücken legend, an einen der Flügel, indem sie ihn in schwingende Bewegung versetzte. „Seid Ihr etwa,“ fragte sie langsam mit schief gehaltenem Kopf, „gekommen, um mir vorzuschlagen, ich solle Eure Ehefrau werden?“

Da flackerte das gefürchtete spöttische Feuer, aber nun war es zur Umkehr zu spät, und es galt nun, mit dem Mut eines Soldaten inmitten eines Handgemenges blindlings vorwärts zu stürmen. „Zu allem übrigen,“ sagte Gottfried Rösner aufstehend, „weiß ich sehr wohl, daß zwischen der Freifrau von Bukow und dem Bürgermeister Rösner auch in der Stellung vor der Welt ein gewaltiger Unterschied ist. Aber es sind schon mehr Ehen zwischen Personen von adeligem Stand und von bürgerlicher Herkunft zustande gekommen. Und ich habe Euer Gnaden aufgeklärten und von Vorurteilen geläuterten Geist zur Genüge kennen und schätzen gelernt. Da Ihr Euch in anderen Belangen über der Leute Meinung und loses Gerede so kühn hinwegsetzt, da Ihr in vielem einen so übergewöhnlichen, ja geradezu männlichen Mut erweist,

so werdet Ihr auch in dieser Hinsicht mit aller törichten Beschränktheit der Welt leicht fertig werden — wenn es Euch danach ums Herz ist.“

„Weiter! Weiter!“ sagte Alphema Polyxena mit unheimlich blickender Vergnügtheit, während sie mit dem Türflügel immer heftiger hin und her schwang, daß er, von ihrem Gewicht in die Angeln gedrückt, zu quieken begann.

„Nicht zuletzt,“ setzte Rösner seine Ansprache fort, durch die niederträchtige Stimme des Schranke gestört und plötzlich am ganzen Körper mit kaltem Schweiß überdeckt, „möchte ich an Euer Gnaden Vernünftigkeit appellieren. Es stehen uns üble Zeiten bevor, und es hat ganz den Anschein, als sollte die Harmonie und gottgewollte Gerechtigkeit der Welt durch trübe Wolken verdunkelt werden. Da einmal die Gewalt aufgerufen worden ist, weiß kein Mensch, wann das böse Gift wieder ausgetrieben sein wird und was uns noch bevorsteht. Das polnische Volk rottet sich zusammen, und am Hof werden sich wenig Freunde für uns finden — wäre darum auch Eure Reise dahin ein vergebliches Bemühen. In solchen Zeiten allein zu stehen, mag einer Frau, und sei sie auch so klug, tapfer und unerschrocken wie Ihr, zum Schaden gereichen. Einen männlichen Schutz zur Seite zu haben . . .“

Alphema Polyxena gab der Tür einen Stoß, daß sie mit einem letzten schrillen Quieten zuschlug. Sie streckte die Arme gegen den Bürgermeister aus, ein unbändiges Lachen brach aus ihr hervor. „Hört auf!“ schrie sie, „um Gottes willen, hört auf, wollt Ihr mich umbringen? Wollt Ihr noch meinen Tod auf Euer Gewissen nehmen?“ Ihr Lachen steigerte sich noch, sie rang nach Luft, preßte die Hände in die Seiten, unfähig, sich aufrecht zu halten, sank sie auf das Bündel Kleider, das vor ihren Füßen lag, lachte sitzend weiter. „Oh, Ihr männlicher Schutz, Ihr!

Ihr Hüter der gottgewollten Harmonie und Ordnung!  
Mit erstens, zweitens, drittens und Vernünftigkeit vorn  
und hinten . . . oh . . . oh . . . oh . . .“

Der Stoc, den der Bürgermeister in zitternden Händen hielt, bewegte sich ganz wie von selbst und stieß zweimal gegen den Boden. „Ich dächte doch,“ sagte Rösner bebend, „daß ich bei allem eine andere Antwort verdient hätte als ein Gelächter!“

Alphema Polyrena hörte zu lachen auf, starrte ihn an, dann schnellte sie auf und sprang auf ihn zu, völlig gewandelt, eine wütende Rage. „Da habt Ihr recht, daß Ihr kein Lachen verdient. Welcher blödsinnige Teufel hat Euch den Gedanken eingeblasen? Ihr Oberhaupt aller Schlafmühen, Ihr Lehrmännlein, das vor jeder Tat zusammenknickt! Habt Ihr mir geholfen, Anna Susanna zu retten? Habt Ihr sie gefunden? Was tut Ihr, um den Kaldenborn zu befreien? Nicht einmal den laufigen Polen wollt Ihr laufen lassen! Ihr habt wahrlich den richtigen Zeitpunkt für Eure Werbung getroffen!“

„Ihr sehet alles nur von Eurem Standpunkt,“ wagte der Bürgermeister einzuwerfen, „ich muß das Für und Wider wägen.“

„So wägt es in Gottes Namen, solange Ihr wollt, aber untersteht Euch nicht, mir in die Nähe zu kommen, Eure gottgewollte Harmonie ist nur ein Mantel für Eure Feigheit und Schwäche. Mit einem solchen Narren mich zu verbinden, wäre eine zweite Dummheit nach meiner ersten und eine größere . . .“

Der Bürgermeister war, da sie ihm immer näher rückte, um einen Schritt zurückgewichen, aber er bebte nicht mehr, eine bittere Empörung war plötzlich da und beherrschte ihn völlig. Er sammelte sich, um Alphema Polyrena etwas ganz Kühles, Dürres, tödlich Treffendes zu sagen, sie mit

einem Schlag zu vernichten, aber da klopfte es an die Tür, nach der Kraftanwendung zu schließen, wohl schon zum wiederholtenmal.

„Mit Verlaub,“ sagte der Bürgermeister, mitten in den bösen Sturz von Alphema Polyrenas Worten hinein. Er ging, über die Haufen von Kleidern und Wäsche rücksichtslos hinwegsteigend, zur Tür und öffnete.

Strycek stand da, verlegen grinsend, mit der Meldung, es habe daheim eine Abordnung der Bürgerschaft vorgesprochen, die dem Herrn Bürgermeister ihre Ergebenheit und treue Gefolgschaft in allen Dingen ausdrücken wolle.

Ohne eine Gemütsbewegung zu verraten, empfahl sich Rösner und ging, wie nach einem völlig gleichgültigen Gespräch mit einem gleichgültigen Menschen, während Alphema Polyrena in einigem Staunen über diese Veränderung und nicht ohne Unbehagen über sich selbst zurückblieb. Sie wollte ihre Packarbeit fortsetzen, aber da ihr das Unterfangen ihrer Warschauer Reise jetzt zugleich sinnlos erschien, befand sie sich im Zwiespalt mit sich selbst, und Wladislaw, an dem sich dieser Widerstreit zum Teil austobte, wurde im Verlauf der Begebenheiten ein noch bedauernswürdigeres Bild des Jammers als je zuvor.

Abgesehen kam am Abend dieses Tages, als die Koffer wieder ausgepackt und die Kleider in die Schränke geräumt waren, Strycek noch einmal, aber nicht in irgend jemandes Auftrag, sondern aus eigenem Antrieb. Seitdem ihm die Freifrau damals die Tür gegen den Schädel geschmettert hatte, war in seinem guten Herzen eine stille, zähe Neigung für Alphema Polyrena vorhanden, für diese zähe, prächtige, glanzvolle Frau, in der alle Sehnsucht seiner Knechtsseele Gestalt gewonnen hatte. Da er von ihren Nöten wußte, sann er auf seine Weise unablässig darüber



nach, wie ihr zu helfen wäre, und da er heute von Michael Strauche gehört hatte, daß ihr besonders die Befreiung des Studenten Raldenborn am Herzen lag, war ihm eine plötzliche Eingebung geworden.

Es dauerte eine gute Weile, bevor Alphema Polyxena aus seinem Gestotter und Gestammel entnehmen konnte, was er vorzubringen hatte, aber dann war es ihr, als habe ihr diese schmutzige Hand wirklich einen gangbaren Weg gewiesen. Da war dieser Wenzel Wok, ein polnischer Fischer, der mit seiner Ware in jedes Haus kam, ob lutherisch oder katholisch, ob deutsch oder polnisch, ebenso zu den Jesuiten wie zum Bürgermeister Rösner. Stryceks Freund, ein biederer, braver Mann, zu dem man Vertrauen haben konnte. Von dem hatte Strycek gehört, daß er heute, da er seine Fische im Jesuitenkloster abgeliefert, eine absonderliche Beobachtung gemacht habe. Über einen engen, düsteren Binnenhof schreitend, weil der Flur, den er sonst zu gehen pflege, durch die mit der Ausbesserung der Sturmschäden beschäftigten Werkleute verstellt gewesen, habe er plötzlich an einem vergitterten Fenster hoch oben einen jungen Menschen wahrgenommen, der ihn mit jämmerlichen, verzweifelten Gebärden angerufen habe. Es sei gewesen, als habe er ihn um Gottes willen beschworen, ihm irgendwie zu helfen, aber er habe aus den Zeichen nicht klug werden können. Nur soviel scheine ihm gewiß, daß der Mensch völlig dem Wahnsinn nahe sei, und sein ganzes erbärmliches Aussehen und Gebaren habe dem Wenzel Wok recht ans Herz gegriffen. Nun sei es wohl nicht anders zu verstehen, als daß der Gefangene jener Student Raldenborn sei, und da der Fischer mit ihm Mitleid empfinde, sei es immerhin möglich, daß man durch ihn mit dem jungen Menschen in Verbindung treten könnte. Wenn die wohlgeborene

gnädigste Frau sich etwa den Wenzel Wot kommen lassen wollte, so würde Strycek gern Botschaft tragen. Er sei gewiß, daß der Fischer um seiner Freundschaft zu Strycek willen und insbesondere, wenn etwa sein Mitleid durch eine kleine Gabe angestachelt werde, sich nützlich erweisen könne.

Sobald Alphema Polyxena diesen Kern von Stryceks Mittheilungen aus seiner umständlichen und schwer verständlichen Hülle gelöst hatte, dachte sie eine Weile nach und fragte dann, ob Strycek sie sogleich, bevor noch die Tore gesperrt würden, in die Vorstadt zu Wenzel Wot führen wolle. Und da der Knecht eifrig und beglückt bejahte, verschwand Alphema Polyxena auf einige Minuten, um dann in Männertracht und mit einem dunklen Mantel um die Schultern wiederzukommen.

So wurde dem braven Strycek eine unaussprechliche Freude: der Gang mit der Freifrau von Bukow durch dämmerige Straßen in die Vorstadt und zurück, das erhebende Gefühl, dieser unvergleichlichen Frau Wegweiser und Beschützer zu sein. Und es verschlug ihm dagegen nichts, daß er bei seiner späten Rückkehr nach Haus von seinem Herrn hastig angeblasen wurde, wo er sich so lange herumgetrieben habe. Er trug seinen Lohn im Herzen und dachte fast geringschätzig von dem, der so nebenbei in seinen Beutel geflossen war, ja er schämte sich seiner beinahe.

\* \* \*

Nach seiner Einbringung war Kaldenborn einem der Väter Jesu vorgeführt worden, einem rundlichen Herrn, den die anderen mit Pater Admonitor ansprachen, und der ungeachtet des vorher von ihm überstandenen Schreckens mit ungemeiner Sanftmut etliche Fragen stellte. Johann

Karl beantwortete sie trotzig und schloß daran die Erklärung, daß er verlange, freigegeben zu werden. Der Admonitor ging, ohne sich auf diese Verwahrung einzulassen, aus dem Sprechzimmer, wo diese vorläufige Vernehmung stattfand, fort und kehrte nach einer Weile mit dem Johann Karl wohlbekannten Superior zurück.

Vor diesem glaubte der Student sein Verlangen mit aller Heftigkeit wiederholen zu müssen, aber der Superior eröffnete ihm, mit scheuen Augen an ihm vorbei in einen Winkel des Gemaches sehend, er müsse sich darein finden, einstweilen als Geisels hier in Gewahrsam zu bleiben, bis der widerrechtlich eingezogene Student Nikolaus Les von Patschkau freigegeben sei. So sehr sich Johann Karl bemühte, den Blick des Superiors auf sich zu ziehen, weil er dann seine ganze Empörung dem Jesuiten in die Seele zu schleudern hoffte, wollte es ihm doch nicht gelingen. Immer entglitt ihm jener, und an seiner Stelle drängte sich das glatte Wohlwollen des Admonitors vor, der seine Einsprüche mit einem milden Lächeln abwies, indem er bemerkte, es stehe ja bei seinen Glaubensbrüdern und Landsleuten, dem Gefangenen rasch wieder zur Freiheit zu verhelfen, und man würde nicht säumen, den Vorschlag eines Austausches gegen den polnischen Studenten zu machen.

Hierauf wurde Johann Karl nach einer gewölbten, gefängnisähnlichen Zelle verbracht, in der der Student den Karzer des Jesuitengymnasiums zu erkennen glaubte. Die Bank und der Tisch waren zerschnitzelt und mit eingeschnittenen Namen bedeckt, eine unsaubere Wolldecke war über das hölzerne Pritschenlager gebreitet, das Gitterfenster hoch oben erreichte man knapp, wenn man den Tisch an die Wand schob. Ein eng gezogenes, schwungloses Gewölbe drückte schwer mit Klumpen Finsternis

herab, die zwischen den Rippen den ganzen Tag nicht wichen; auch in den Winkeln am Fuß der Wände lag eine dicke, übelriechende Welt von Schatten in Schichten übereinander, wie aus vielen aufeinanderfolgenden Geschlechtern gequälter und vergewaltigter Seelen hier abgelagert. Dazwischen war eine trübe Dämmerung, aus der etliche Sonnenstrahlen, die sich am hohen Mittag in die Zelle wagten, bald wieder scheu zurückwichen.

Wie im Tisch, so hatten auch an den Wänden die Vorgänger Johann Karls von ihrem Dasein Rundschaft gegeben. Der Student, der zuerst in hochmütiger Feindseligkeit von all den Namen keine Kenntniss nehmen wollte, als könne er sie mit seinen haßerfüllten Blicken durch Nichtbeachtung auslöschen, wurde, sobald die Stunden sich immer länger dehnten, von ihnen immer heftiger bedrängt. Sie hatten eine hämische Zähigkeit an sich und tauchten immer wieder auf, als wollten sie sich seiner Nehhaut für immer einprägen. Sooft er sie auch verschleierte und verwischte, sie sammelten sich wieder und sprangen ihm plötzlich mit der Bosheit von Kobolden entgegen. Es gab gewisse Schnörkel und Züge, die er von vornherein haßte, und eben die verfolgten ihn tückisch und unablässig, bis er sie hätte aus dem Kopf nachzeichnen können. Es blieb ihm nichts anderes übrig, um sich von dem Gewimmel zu befreien, als hinzutreten und das Geschnitzel in Tisch und Bank, das Getrikel an den Wänden zu entziffern. Eingegraben in das harte Holz, eingeritzt in den Mörtel oder auf glatteren Stellen des Bewurfes mit Rötel hingemalt, las er erbittert Namen und Sprüche, Schattenrisse unbekannter Leben, Sätze aus Cicero, Livius und Demosthenes.

So las er auch, unter den zusammengeschobenen und einander kreuzenden Getrikel recht großspurig und

großsprecherisch hingeschrieben, den Namen Nikolaus Les von Patschkau, dem anzumerken war, daß er vor noch nicht langer Zeit eingetragen worden sei; und darunter, durch eine Rankenlinie mit ihm zu einer Einheit verbunden, stand: „Dominus afflavit Germanos, et dissipati sunt“, der Herr blies die Deutschen an, und sie wurden zerstreut. Mit dem Wappen der Les zusammen, dem Raben im oberen und dem Baum im unteren Feld, das nicht ungeschickt beigegeben war, nahm sich Sinnspruch und Name wie ein Fehdebrief aus, Ansage eines unerbittlichen Kampfes. Wütend schmetterte Johann Karl die Faust wider die Wand, ohne der Krizelei etwas anhaben zu können. Er setzte sich auf die Pritsche und starrte die Wand an, und seines ganzen Lebens wichtigste Aufgabe schien ihm jetzt, diesen bösen Wunsch, der ihm wie ein Zauber-spruch in die Zukunft zu wirken schien, zu vertilgen.

Der Gedanke tauchte wieder auf, daß sein Schicksal unauflöslich an das seines Widersachers gebunden und mit ihm verflochten sei. Immer wieder mußte er ihm begegnen, die Narben des Kampfes mit ihm trug er noch im Gesicht, und saß jetzt hier als Geißel für ihn, in demselben Gefängnis, das seinen Gegner beherbergt hatte; wie durch den üblen Scharfsinn des Rudersteuers einer Galeere, der immer gerade zwei Todfeinde auf dieselbe Bank schmieden läßt, schien er mit ihm für alle Zeit zusammengetan.

Er ruhte nicht, bis er, da ihm seine Taschen völlig ausgeräumt worden waren, ein schmales Eisenband losgebroschen hatte, mit dem ein Fuß der Pritsche an das Gestell befestigt war. Jetzt stürzte er sich über Namen und Spruch des Nikolaus Les und kratzte den Bewurf ab, daß der rohe Ziegel durchschimmerte. Unter diese Stelle aber rißte er seinen eigenen Namen ein und den Luther-

spruch trotziger Zuversicht: „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Bei dieser Arbeit hatte er wohl darauf zu achten, daß er nicht überrascht wurde.

In der Tür des Karzers war ein vergittertes Fenster, dessen Schieber von außen zu öffnen war und jedermann jederzeit Einblick in seine Zelle gestattete. Das war ihm seiner Gefangenschaft größte Qual und Entwürdigung, daß er nie seiner Einsamkeit sicher war und in jedem Augenblick ein fremdes Gesicht sich an das Gitter drücken, sein Treiben bespähen und sich an seiner Schmach weiden konnte.

Man machte von dieser Möglichkeit reichlichen Gebrauch, es war, besonders in den ersten Tagen, ein beständiges Kommen und Gehen, das Schiebefenster wurde aufgestoßen, zwei Augen füllten den Raum mit Schadenfreude, wurden durch andere abgelöst, kamen wieder, bis die Besucher gesättigt waren. Die Studenten drängten sich vor der Kartertür, stießen einander unter fröhlichem Getöse, die größeren hoben die kleineren auf, damit sie auch ihr Vergnügen hatten. Die Klosterbediensteten kamen, glockten hinein und begleiteten ihre Beobachtungen mit wilden Drohungen, aufgereizt durch die hartnäckige Weigerung der Behörden, den Nikolaus Les freizugeben. Man betrachtete den Gefangenen wie ein wildes Tier, dessen man sich nach vieler Mühe endlich bemächtigt hat. Der grimmigste seiner Besucher aber war der Gärtner Paprocki. Er kam mehrere Male am Tage, schlich sich draußen lautlos heran und riß den Schieber plötzlich auf. Ingrimig grinsend versäumte er nie, irgendein Kraftsprüchlein anzubringen: „Da sitzt das deutsche Schwein! Erschlagen sollte man ihn!“ Er rüttelte an der Tür, als ob er herein wollte, spie endlich im Bogen in die Zelle,

bemüht, Tisch, Bank, Pritsche oder den Gefangenen selbst zu treffen.

Die ersten Tage verbrachte Johann Karl in einer stillen Mut und in einer nicht unangenehmen Ausmalung unterschiedlicher Rachepläne. Er hielt die Hoffnung naher Befreiung fest, überzeugt, daß er eine Bundesgenossin habe, die schon um Anna Susannas willen für ihn arbeite, er versuchte, aus dem Gedächtnis Zeilen aus dem Virgilius aneinanderzureihen, sein eigenes Hochzeitscarmen wiederherzustellen. Wie aber Nacht und Tag einander folgten, ohne daß eine Änderung eintrat und Nachricht kam, kroch aus dem Dunkel der Zelle eine lähmende Angst in seine Seele, hoçkte sich tückisch in ihn und fraß ihm den Mut.

Nicht nur an das Schicksal seines Feindes war das seine geschmiedet, sondern an dem seinen hing wieder das geliebte Leben Anna Susannas. Die Furcht, die ihn an der Schwelle des Klosters so plötzlich angesprungen und die er in einen Winkel seines Herzens gebannt und niedergehalten hatte, wuchs riesengroß empor. Was würde geschehen, wenn er nicht rechtzeitig freikam? Wenn er noch so sparsam rechnete, so reichten die Vorräte in Anna Susannas Versteck für drei Tage, was würde sie tun? Würde sie nicht, durch Hunger gezwungen, hervorkommen müssen und vielleicht wieder ihren Feinden in die Hände laufen? Und war ihr Los nicht ebenso schrecklich wie das seine, da sie, die ihn liebte, über sein Schicksal völlig im ungewissen war?

Es war um seine Fassung geschehen, er begann in der Zelle zu wandern, ruhelos, jetzt wirklich wie ein Tier im Käfig, sehr zur Genugtuung der Lauerer und Späher an der Tür. Er preßte die Hände an die Schläfen, saß stundenlang, mit bohrenden Gedanken unter der

Schädeldecke, während seine Füße erstarrten, als ständen sie in Eiswasser. Er trug ein Gebrüll in sich, das sich einmal losreißen mußte, er war daran, mit dem Schädel an die Wand zu rennen, sich der Vernichtung in die Arme zu werfen.

In einem Morgen, der ein gleichmäßiges regnerisches Grau über das Stück Himmel spannte, das er von seinem Fensterchen aus sah, klorrte zu ungewohnter Stunde der Schlüsselbund an der Tür, und es war nicht der Bruder Pförtner, der da eintrat, sondern der rundliche Admonitor und eine Nonne. Sogleich erkannte Johann Karl in ihr jene Schwester, die der Befreiung Anna Susannas Zeugin gewesen war.

Sie erhob den zu Boden gesenkten Blick, sah den Gefangenen flüchtig an und sagte: „Er ist es.“ Nach einer Weile, während der der Admonitor diesen Worten Zeit gelassen hatte, zu wirken, sagte er mit ernster Milde: „Ihr also seid es, der es gewagt hat, an eine Braut Christi Hand zu legen? Welcher ungeheuren Sünde Ihr Euch schuldig gemacht habt, vermögt Ihr als ein der heiligen Kirche abtrünniger Keher gar nicht zu ermessen. Verdorren wird diese Hand, die sich nach der dem Himmel Bestimmten ausstreckte, Gott wird Euch richten.“

Mit bebendem Herzen stand Johann Karl da, nicht um seiner selbst willen, sondern weil er fühlte, dies sei die Stunde, die ihm über Anna Susanna Nachricht geben mußte.

„Ihr könnt indessen Euer Los,“ fuhr der Jesuit fort, „in Zeitlichkeit und Ewigkeit verbessern und Euch Gottes Barmherzigkeit gewinnen, wenn Ihr aufrichtig und wahr bekennt, wohin Ihr das Fräulein verbracht habt.“

Da schlug der helle Jubel in Johann Karl empor, denn nun war ihm gesagt, daß Anna Susanna noch nicht



gefunden war, und, in seiner jugendlichen Schwungkraft, die mit einer erfüllten Hoffnung gleich eine ganze Welt belebte, fast taumelnd, rief er mit einer klingenden, triumphierenden Stimme: er leugne nicht, daß er Anna Susanna dem verhassten Betrug entrisen habe, aber sie würden nie von ihm erfahren, wo sie sich befinde.

Mit einem Schatten von Kummernis auf dem Gesicht sagte der Admonitor: „Wollet nicht vergessen, armer, mißgeleiteter Jüngling, wo Ihr seid, und daß es uns gegeben ist, das Geständnis, das Ihr uns freiwillig nicht geben wollt, durch die Mittel liebevollen Zwanges aus Euch zu holen.“

„So danke ich Gott,“ erwiderte Johann Karl gänzlich uneingeschüchtert, „zum erstenmal dafür, daß er mich mit eurem Les von Patschlau so zusammengetan hat, daß jeder des anderen Unbilden mittragen muß, also daß, wenn der eine gestoßen wird, der andere die blauen Flecke davon hat, wenn man den einen striegelt, der andere die Striemen bekommt.“ Kaldenborns innere Fröhlichkeit leuchtete ihm so sieghaft aus den Augen, daß darüber fast des Admonitors unveränderliches Wohlwollen auseinanderzuplätzen drohte. Er machte einen Schritt auf den unverschämten Gefangenen zu und erhob die Hand, hielt sie aber in halber Höhe an und ließ sie wieder sinken, indem er so tat, als habe er bloß eine milde Beschwörung veranstalten wollen.

„Wir wollen gehen, Schwester Franziska,“ sagte er mit wiedergewonnener christlicher Betrübniß, „und diesen Verstockten sich selbst überlassen. Es wird ein Zahntag kommen, an dem werden ihm die Augen darüber aufgehen, welche Rechnung indessen im himmlischen Hauptbuch angewachsen ist. Gott läßt sich nicht spotten, und wenn er auch ein langmütiger Gläubiger ist, zulezt treibt

er seine Schulden doch ein. Dessen werdet Ihr noch mit Wehklagen gedenken.“

Aus schweren Lidspalten streifte Schwester Franziska einen raschen Blick über den jungen Menschen hin und folgte dann gesenkten Hauptes dem Admonitor, der sein Bächlein voranschwang.

Obwohl sonach Johann Karl als Sieger auf der Walstatt zurückblieb, hielt dieses freudige Gefühl doch nicht lange vor, und mit sinkender Dämmerung dieses Tages drang es wieder immer quälender auf ihn ein, daß Anna Susanna, wenn auch noch nicht von den Jesuiten wiedergefunden, so doch noch keineswegs in Sicherheit sei. Eingesperrt in ihre Bodenkammer, ohne genügende Nahrung, mußte sie schließlich mürbe werden, wenn nicht durch ihn Hilfe kam. Was liegt an mir, dachte er, mag mein Leib verfaulen, mögen meine Knochen zu Zunder werden, wenn ich nur über sie der Freifrau Nachricht geben könnte.

Von nun an hing er den ganzen Tag über am Fenster, klammerte sich an das Gitter und zog sich daran hinauf, um in den kleinen Hof zu spähen, ob nicht jemand vorbeikäme, dem er sich vertrauen könnte. Es war eine törichte Hoffnung, gestand er sich ein, dennoch ließ er nicht von ihr, obwohl er unten nichts anderes sah als die Ratten, die den Abfall fraßen, der in diesen Hof geworfen wurde, und ab und zu einen Klosterbediensteten, der irgendwelchen Verrichtungen nachging. Als dann wirklich einmal jemand vorüberkam, der nicht zum Kloster gehörte, ein Mann, den er bisweilen in den Häusern, wo man ihm den Mittagstisch gab, mit Fischen handelnd getroffen hatte, da war er so sehr überrascht, daß er in der Eile nichts als einige wirre, unverständliche Zeichen seiner Verzweiflung geben konnte. Wiewohl er glaubte, ein Aufmerken des

Mannes gesehen zu haben, so mußten sie ihm, auch allen guten Willen vorausgesetzt, völlig undeutbar sein.

Er gab sein Bemühen auf, sank in sich zusammen und saß brütend da, mit brennendem Hirn und unbotmäßigen anklägerischen Gedanken gegen Gott, der solches zuließ. Bis dann nach etlichen Tagen Wütens gegen sich selbst und den Himmel in der Abenddämmerung ein schwerer Gegenstand durch das Fenstergitter geflogen kam und gedämpft auf den Steinboden klorrte. Er wies sich als ein eisernes Büchschchen, das mit einem Papierstreifen umwickelt war. In Frau Alphema Polyrenas Handschrift las der Student: „Um Gottes willen, Johann Karl, wollet mir Anna Susannas Aufenthaltort kundtun, wenn anders Ihr es wisset. Eure Treue soll Euch reichlich gelohnet sein, um Eure Befreiung müht sich Eure Freundin U. P.“

In dem Büchschchen fand sich ein Silberstift, den der Student ihm entnahm und zu der Nachricht nützte, man solle Anna Susanna im Kornmesserhaus suchen unter dem Dach in des Herrn Habergrund Speicher, und es tue höchste Eile not. Mit dem Papierstreifen umwickelt, auf dessen Rückseite er seine Botschaft geschrieben hatte, flog das Büchschchen einer dunklen Gestalt zu, die Johann Karl unten zwischen den Abfallhaufen des Hofes stehen sah.

Raum aber war das Geschoß abgesandt, da fiel es dem Studenten bei, ob er nicht etwa einer Kriegslift des Admonitors erlegen sei, der auf diese Weise seine Zwecke erreicht habe. Freilich hatte er Alphema Polyrenas Hand erkannt, die er während seiner Genesungszeit auf Briefen oft genug gesehen hatte, aber wer konnte ihm sagen, ob sie ihres Boten völlig sicher war und ob dieser nicht etwa von den Jesuiten selbst Auftrag hatte, den Gefälligen zu spielen.

Verstört und jeder Sicherheit beraubt, wußte sich Johann Karl keinen Rat mehr, fühlte sich wie von unentrinnbaren Fangarmen eines Polypen gefesselt, der ihm schmerzhaft das Blut ausaugte und mit immer engeren Umschlingungen die Knochen brach.

\* \* \*

In einer Nacht, die von einem mit ungewöhnlich großem Hof umzogenen Mond seltsam durchdämmert war, mußte der Buchbindermeister Patruban eines Bedürfnisses halber sein Bett verlassen und auf den Gang hinaus. Die Meisterin, die bei seinem Hinaustappen, Brummen und Anstoßen an die Herdplatte erwacht war, konnte nicht sogleich wieder einschlafen und lag in der halben Helle so lange, bis beim Weiterrücken des Mondes wieder der Schatten über ihr Bett gebreitet war. Vor sich hinduselnd hörte sie mit stumpfem Ohr die Uhr von Sankt Marien schlagen und ließ die Zeit über sich hinstreichen. Plötzlich aber fuhr sie empor, denn es war ihr, als wäre es nun schon dreimal, daß die Uhr Viertelstunden angezeigt hatte, und da sie sich im Bette aufrichtete, sah sie mit Schrecken, daß ihr Mann noch immer nicht auf sein Lager zurückgekehrt war. Sie kam sich in diesem Augenblick so völlig verlassen vor, als habe der Tod ihr einen Vorgeschmack dessen geben wollen, was sie erwartete, wenn sie einmal allein auf dieser Welt zurückblieb. Vor Besorgnis über das lange Ausbleiben ihres Mannes zitternd, erhob sie sich, kleidete sich notdürftig an und trat auf den Gang hinaus. Er lag im Dunkel, denn der Mond war weitergewandert und erhellte nur die gegenüberliegende Wand des Hofes, so daß nur ein schwacher Gegenschein durch die Laubenbogen hereindrang.

Vorsichtig der Wand entlang tastend, strauchelte die Alte an der Ecke, wo der Gang vom Hof weg links nach innen sich wandte, über irgendein Kleiderbündel, das auf dem Boden lag. Sie bückte sich, befühlte es und griff in ein Gesicht, hob einen Arm auf, der, als sie ihn losließ, schwer zurückfiel. Nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, daß sie hier den leblosen Körper ihres Mannes gefunden habe, verlor die alte Frau, da sie vom Vorgefühl eines Unfalles hierhergetrieben war, den Kopf nicht. Sie lief ein Stück zurück, beugte sich über die Brüstung und rief mit ihrer dünnen Greisenstimme: „Pipenstiel! Pipenstiel!“ Es regte sich nichts und rührte sich nichts im Hof, er lag verzaubert im Bann grünen Mondlichts, und seine Schwärze war, als krieche das Fell eines chaotischen Untiers aus dem Bauch der Erde empor.

„Pipenstiel! Pipenstiel! Hört Er nicht? Wo steckt Er? Komm Er herauf! Mein Mann liegt da wie tot!“

Aber der Wächter hörte nicht, lag wohl irgendwo auf einem Getreidesack oder auf einem Ballen Häute und schlief.

Im Begriff, nach ihrer Wohnung zurückzukehren und Licht zu holen, um, da das Lärmschlagen nichts genützt hatte, nach eigener Kraft zu helfen, wurde die Alte durch ein Stöhnen zurückgehalten. Bei dem Mann hinkniend, fühlte sie, wie er matt den Kopf hob und, den Bauch heftig einziehend, als sei ihm das Erbrechen nahe, wimmerte. Sie beugte ihn nach vorn und wollte ihm die Stirn stützen, aber er umklammerte sie und versteckte seinen Kopf in ihrem Unterrock. Nach einer Weile war es ihr, als höre sie ihn Worte bilden, während die Zuckungen, die durch seine Glieder liefen, immer heftiger zu werden schienen. Mit einigem Einsatz von Kraft drückte sie sein stacheliges Kinn herauf und hörte ihn flüstern: „Ist sie nicht da?“

Von einem Schauer des Unheimlichen angerührt, fragte die Alte leise: „Wer?“

„Die fremde Frau . . . ich hab sie gesehen . . . sie hat keine Füße, man hat ihr die Füße weggeschnitten, zwei Blutbäche laufen hinter ihr her.“

Die Alte hatte sich gefaßt und war nun überzeugt, daß ihr Gatte, durch irgendeinen harmlosen nächtlichen Vorgang verwirrt, in seine Schreckhaftigkeit zurückgefallen war und zwischen der Wirklichkeit und seinen Wahngestalten nicht unterscheiden konnte.

Sie war jetzt vor allem bestrebt, ihn ins Bett zu bringen und gedachte ihn durch einen Tee und einen warmen Umschlag schon wieder sich selbst zurückzugeben. So ausgemergelt und dürr sein Körper war, gelang es ihr nur mit unsäglicher Mühe, ihn aufzurichten und schrittweise längs der Wand der Wohnung zuzuschleppen, während er in seinem nur halbverständlichen Gemurmel fortfuhr.

Von einer Nonne glaubte sie etwas zu vernehmen, die aus den Fundamenten des Hauses, wo man sie lebendig eingemauert hatte, heraufgestiegen sei und nun durch die Gänge schwebe, und sie erkannte die Sage, die an die Gründung des Kornmesserhauses geknüpft war.

„Nein, da gibt es keine Nonne,“ sagte die Alte, während sie den wankenden Mann keuchend stützte und führte, „der Mond spielt schwarz und weiß über die Fliesen hin, das magst du für ein Nonnengewand gehalten haben.“

In der Wohnung angelangt, ließ sie den Mann in den hochrückigen Lehnstuhl gleiten und trat an den Herd, um sogleich aus Fenchel und Ochsenzunge einen Tee zu bereiten. Während sie das Reissig zerknickte und ein kleines, knisterndes Feuerchen anhub, gab sie ihrem Gatten in- zwischen von der seelischen Arznei, die sie bei solchen

Anlässen anzuwenden pflegte, nämlich ein leichtes, gutmütiges, liebevolles Auszanken, das zumeist von guter Wirkung war: nun könne er doch wirklich zur Vernunft kommen, alt genug sei er wohl dazu, um keine Dummheiten mehr zu machen, und wenn er nachts immer von gespenstischen Nonnen und anderem Spuk geplagt werde, so müsse sie ihn an das Bett anbinden. Er möge endlich doch glauben, daß sich niemand um ihn kümmern und daß, da ja die Erbschaft endgültig abgenommen sei, die Jesuiten ihm weder durch Mörder noch durch Geister nachstellen lassen würden.

Da Frau Ulrike längere Zeit von ihrem Mann nichts gehört hatte, wandte sie sich, sobald der Kessel über dem Feuer hing, nach ihm um. Sie sah ihn dasitzen, die bläulichen Lippen bewegend, Starnis tödlichsten Entsetzens im Gesicht.

„Was hast du?“ fragte sie, neuerdings erschrocken.

Seine Lippen bebten gegeneinander, sie konnte, erst als sie sich ganz über ihn beugte, vernehmen, daß er sagte: „Hörst du nichts? Hörst du denn nichts?“

„Das Feuer prasselt . . . sonst höre ich nichts,“ erwiderte sie fest.

„Draußen . . . draußen ist jemand . . .“

Und wirklich vernahm jetzt die Alte, ihr Gehör auf Geräusche jenseits des Herdfeuers einstellend, ein Tappen und Schleichen über den Gang hin, neben der Tür . . .

Wimmernd hing der Meister in seinem Stuhl, starrte mit vorgequollenen Augen nach dem Eingang, die dünnen, gelblichweißen Haarsträhne über den Ohren schienen an den von Angstschweiß glänzenden Schädel geklebt. Selbst von der Angst, die dem Mann alle Besinnung nahm, durchströmt, sagte sich die Alte tapfer, daß sie jetzt keine Verzagtheit merken lassen dürfe und dem Geräusch auf

den Grund bringen müsse, ob es nun mit rechten Dingen zugehe oder nicht.

Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und trat hinaus, fuhr aber im gleichen Augenblick zurück, denn an der Wand neben der Tür lehnte eine Gestalt im Gewand einer Nonne, wie bei dem Widerschein der mondbeleuchteten Hofwände undeutlich wahrzunehmen war. „Um Jesu willen,“ flüsterte hastig eine heifere Stimme, „um Jesu willen, bitt ich Euch, macht keinen Lärm . . .“ Und wie der heilige Name genannt war, fühlte das Weiblein das Grauen auch schon weichen und gewann festen Boden unter sich.

„Wer seid Ihr?“

In Verwunderung der Alten stellte die Nonne die Gegenfrage, ob sie des Meisters Patruban Ehefrau Ulrike sei, und da diese Frage bejaht war, fuhr die Fremde fort, dann bitte sie um Aufnahme in die Wohnung und ein Viertelstündchen Gehör um Gottes und um des Studenten Raldenborn willen, der der Meisterin Pflegerling sei. Da sich die Fremde mit allem so vertraut erwies, durchfuhr die Alte ein jäher Gedanke, mit dem sie ihre eigene Frage beantworten konnte: „So seid Ihr etwa gar das Fräulein von Löwenberg?“

Es war, als könne das Fräulein nicht auf den Beinen stehen, es wankte und schien im Begriff, an der Wand zusammenzusinken; so beeilte sich die Meisterin, ohne weiteres Verhör die Tür zu öffnen. Neuer Schrecken brach über sie herein. Der Meister, der über der nächtlichen Erscheinung für eine Weile vergessen worden, war aus dem Lehnstuhl gefallen und lag, seitlich zusammengetrümmt vor dem Herd auf dem Boden. Nun war das Nächste, ihm Hilfe zu bringen, denn sein Köcheln, das durch die von Schaumbläschen übersprudelten Lippen



drang, ließ einen schweren Anfall vermuten. Während das Fräulein, das selbst einer Ohnmacht nahe und unfähig war, der Alten beizustehen, auf den dreibeinigen Arbeitsstuhl des Meisters sank, löste die Alte dem Bewußtlosen den Bund der blauen Barchenthose und den Kragen des Hemdes und versuchte, ihn aufzuheben.

Entkräftet durch die vorangegangene Anstrengung, vermochte sie ihn aber nicht in die Höhe zu bringen, sie mußte ihn liegen lassen, konnte ihm bloß die erstarrten Hände reiben.

„Wasser,“ flüsterte die Fremde.

Die Alte verließ den Mann, lief zum Wasserkrug, goß ein Glas voll und brachte es dem Fräulein. Während die Nonne gierig trank, begann das Wasser im Kessel zu wallen, da warf die Meisterin eine Handvoll ihrer Kräuter und Samen ins Gebrodel, ließ den Tee aufsieden und rückte ihn vom Feuer.

„Hunger,“ hörte sie das Wispern der Besucherin. Eine Käserinde und ein Stück harten Brotes waren im Schrank; mit Tränen in den Augen sah die Alte, wie das Fräulein hastig zubiß, schluckte und schlang, trippelte voll Selbstvorwürfe über die Vernachlässigung ihres Mannes wieder zu ihm zurück und flößte ihm den Tee ein, so heiß es für Gaumen und Schlund erträglich war. Dann holte sie aus dem Bett einen Polster, legte ihn unter den Kopf des Meisters und wollte sich nun, da der Mann wenigstens vorläufig versorgt war, dem Fräulein wieder zuwenden, sah aber, daß dieses in seinem unbequemen Sitz auf dem Dreibein in Schlaf verfallen schien. Demnach blieb der Alten jetzt nichts anderes zu tun übrig, als zu warten, bis der eine oder die andere wieder zu sich kommen würden.

Gegen Morgen, als das Leben des Kornmesserhauses unten im Hof mit den Rufen der Paktnechte und Fuhrleute

und dem Knarren der Wagen wieder begann, erwachte Anna Susanna mit einem jähen Auffahren und einem scheuen Blick. Sie erfaßte die welke Hand der Meisterin, die neben sie trat: „Ich bitte Euch, verrätet mich nicht!“ Und dann, da die Alte beruhigend und gütig über ihren Scheitel strich, schaute sie aus den Abgründen ihrer Qual zu ihr auf: „Wo ist Johann Karl?“ Mit dem sicheren Empfinden, daß hier zu schonen und behüten sei, berichtete die Meisterin das Geschehene mütterlich sanft und Trost im Klang jeden Wortes.

„So muß ich fort,“ sprang das Fräulein auf, „ihm zu helfen.“

„Wo wollt Ihr hin?“ dämmte die Meisterin ein. „Wollt Ihr ins Kloster zurück?“ Sie trippelte in die Schlafkammer, zog den grünen Vorhang von einer Wandnische zurück und brachte altes Gewandzeug, einen faltigen Rock, ein Leibchen uralter, verschollener Mode. „Mein Brautstaat,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „in dem will ich begraben sein. Es ist mein Bestes . . . mein Mann darf Euch nicht so sehen . . . Ihr müßt wissen, in seinem armen Kopf ist alles durcheinandergeraten, er hat Euch für die Nonne gehalten, die vor Jahrhunderten im Keller eingemauert worden ist.“

Dann, während Anna Susanna sich ins Urgroßmütterliche umwandelte und vor dem halbblinden Spiegel ein erstes Lächeln über ihr verfallenes, hungerblasses Gesicht ging, wandte sich die Meisterin dem Herd zu und bereitete einen Haferbrei. Die Hände über dem vorgetriebenen Altweiberbauch faltend, stand sie da und sah gerührt zu, wie der Gast mit dem blechernen Löffel die irdene Schüssel bis auf den Grund leerte.

Sie vereinten ihre schwachen Kräfte, um den noch immer bewußtlosen Mann aufzuheben und ins Bett zu

bringen. Hier lag er, von Krämpfen gerüttelt, mit einem beständigen Gemurmeln auf den Lippen und einem Zucken in der linken Hälfte des Gesichts, während die rechte in einer seltsamen Starre verblieb, die sich im Laufe der Stunden über die ganze rechte Seite des Körpers verbreitete bis in Hand und Fuß hinein, die wachsbleich und eiskalt wurden. Am Bett des Kranken ging ein flüsterndes Erzählen an, ein langsames Auflösen der Schwere all dieser Bangnisse und Schrecken der Einsamkeit in das Mitgefühl der alten Frau, die Anna Susannas Hand in ihre dünnen Finger genommen hatte und nicht aufhörte, zu streicheln.

Gegen Mittag, als sich eben die Meisterin bereitete, auszugehen und der Freifrau Nachricht zu bringen, wie es Anna Susanna inständig dringend erbeten hatte, klopfte es bedächtig an die Thür. Die Frauen sahen einander an, beide plötzlich durch diese sich meldende feindselige Welt in Schrecken gesetzt. „Wer kommt da?“ flüsterte Anna Susanna fassungslos. Die Meisterin, die schon einige Schritte gegen die Thür gemacht hatte, kehrte um, nahm das Fräulein wortlos an der Hand und zog sie zu dem grünen Vorhang vor der Nische. „Hier hinein!“ raunte sie, indem sie die Kleider beiseiteschob und über Anna Susanna fallen ließ. Sie lief fort, kam noch einmal wieder und stopfte ein Bündel nach, des Fräuleins Nonnenkleider, die noch herumlagen. Als sie in die Werkstatt kam, hatte der Besuch schon lautlos geöffnet und stand da, schwarz in demütig freundlicher Haltung mit einem christlichen Gruß auf den Lippen, ein Jesuit.

Was den Herrn zu ihr führe? fragte die Alte, indem sie alle Tapferkeit zusammennahm. Er komme im Auftrag seiner Obern, sagte der Jesuit, und ließ dabei seine glänzenden flinken Augen wie ein Wiesel durch die Werkstatt

huschen, der junge Student Kaldenborn, den sie leider als Geißel für einen der Ihrigen festhalten mußten, habe vom Herrn Superior die Erlaubnis erbeten, seinen Pflegeeltern Nachricht zukommen lassen zu dürfen. Sie möchten sich nur keine Sorgen machen, es gehe ihm so gut, als es einem nur gehen könne, wenn man nichts zu vermissen habe als nur die Freiheit. Und wenn man so recht be sehe, welcher Gebrauch bisweilen von der Freiheit gemacht werde, so müsse man wohl sagen, sie zu entbehren, sei keineswegs das größte der Uebel, weil so unter Umständen der innere Mensch ganz anders gefördert werden könne als im lauten Getöse der Welt.

Ob auch dies die Meinung des Johann Karl sei, fragte die Meisterin, und seine Botschaft an die Pflegeeltern.

Überrascht tauchte der Jesuit einen kurzen Blick in das verrunzelte Greisinnengesicht, dessen Falten ihm eine seltsame Heimlichkeit zu bergen schienen, schob ihn aber gleich wieder über ihre Achsel fort und in die Nebenkammer, wo er ihn auf die Suche schickte. Er hob sich unmerklich auf den Behen und drehte das winzige Köpflein auf schwankem Hals wie ein spähernder Vogel ruckweise von links nach rechts. Nein, sagte er dabei, das sei nur eine persönliche Betrachtung über Wert und Unwert der Freiheit, indessen stehe zu hoffen, daß auch der Student Kaldenborn wie schließlich jeder, dem reichlich Gelegenheit zum Nachdenken geboten sei, zur selben Überzeugung kommen müsse. Denn die Welt als ein Tummelplatz aller Leidenschaften müsse über kurz oder lang als das erkannt werden, was —

Ob er noch andere Bestellungen auszurichten habe, unterbrach ihn die Meisterin, sie sei nämlich sehr pressiert und müsse um einiger Besorgungen willen fortgehen.

Dem gebrechlichen Weiblein hatte der Jesuit nicht so viel Scharfsinn und Willenskraft zugetraut und sagte, vorsichtiger werdend, gewiß habe er noch anderes zu bestellen. Es verstehe sich, daß der Student auch besorgt um das Befinden seiner so überaus wertgehaltenen Pflegeeltern sei und daß er sich Nachricht darüber erföhne. Dabei machte er einen Schritt gegen die Thür zur Schlafkammer hin, während die Alte, seine Absicht durchschauend, ihm sich in den Weg stellte. Der hochwürdige Herr, sagte sie, möge einen herzlichen Gruß ausrichten und daß alles in Ordnung sei; sie wünschten nichts, als ihn recht bald wieder bei sich zu haben.

Ach, entgegnete der Jesuit in betrübtem Ton, es sei wahrhaftig traurig, daß so wenig Frieden und Vertragen in der Welt zu finden sei. Er für seinen Theil, wenn auch ein treuer Sohn der Kirche, wünsche doch nichts heißer, als eine Einigung aller Gutgesinnten und ein gegenseitiges Dulden. Er hatte währenddem sich so weit zur Seite und vorangeschoben, daß er über die Schulter des kleinen Weibleins hinweg einen Zipfel des gewürfelten Betttuches und die Form eines Körpers darunter erspäht hatte.

„Ihr habt da doch wohl ein Krantes liegen?“ sagte er bedauernd.

„Mein Mann ist nicht ganz wohl!“ gab die Meisterin notgedrungen zu.

„Ich verstehe,“ lächelte der Jesuit nachsichtig, „Ihr habt, um den guten jungen Mann nicht zu beunruhigen, die fromme Lüge auf Euch genommen, es sei alles in Ordnung.“ Jetzt, da er seiner Entdeckung sehr nahe zu sein glaubte, trat der Jesuit, jede Rücksicht beiseitesetzend, an der Frau vorbei mit zwei Schritten auf die Schwelle der Schlafkammer.

Im selben Augenblick aber öffnete Meister Patruban, von seiner Betäubung verlassen, sein linkes Auge und sah den schwarzen Mann vor sich. Ein irres Geheul brach aus seinem Mund. „Da steht er! Jetzt kommen sie!“ Er versuchte sich aufzubauen, seine linke Körperhälfte mühte sich mit schlagenden und strampelnden Gliedmaßen, hochzukommen, während die rechte, von der Lähmung gefesselt, wie ein Klumpen toter Erde im Bett lag. Im Nahen des Todes entrang sich alle durch Jahrzehnte angstgebändig gewesene Leidenschaft. „Ihr Diebe, ihr Mörder, habt ihr noch nicht genug? Kommt ihr, mir noch das letzte Hemd vom Leib zu ziehen?“ Seine gelblichen, dünnen, knotigen Finger verkrallten sich in die Decke. „Da . . . nehmt es, nehmt mir die Decke fort, stopft sie euch in den Hals, erstickt daran, ihr Unerfüllten, ihr Nlasgeier . . . kommt ihr schon geflattert, weil da einer sterben soll? Zieht euch der Geruch des Todes an, riecht ihr die Verwesung?“

Er grub mit gekrümmten Fingern in der Decke, schien etwas aus der Erde zu wühlen und schleuderte es keuchend gegen den Eindringling. „Da . . . gefallen euch die Knochen, glatte, schöne Menschenknochen, von den Würmern blank gepuht? Die Gräber werfen Knochen aus, die zeugen gegen euch.“

„Er ist krank,“ sagte der Jesuit, zu der Meisterin gewendet, „habt Ihr schon den Arzt geholt?“ Er war blaß und zitterte, aber bemühte sich, Festigkeit zu zeigen.

„Gefallen euch die Schädel?“ schrie der Alte, „sie rollen wie Kugeln und lachen dabei. Ihr habt ihnen die deutschen Zungen ausgerissen und auf Weidenruten gereiht und sie im Kamin geräuchert. Das sind eure Rosenkränze. Alle diese Schädel haben einmal deutsch gesprochen, das habt

ihr nicht hören können, jetzt rollen die Schädel in den Beinhäusern der Friedhöfe und die Zungen dörren im Rauchfang.“

Es war ein furchtbarer Anblick, die Verzerrung seiner einen Gesichtshälfte zu sehen, während die andere bereits erstorben war. Speichel rann ihm aus den bläulichen Lippen auf die Brust und nähte das Hemd, das er in seiner Raserei zerfetzt hatte. Sein Schreien wurde hohl: „Ich vermachte euch fünf Häuser und zwölf Gutshöfe, dreißig Säcke Dukaten und meine Schwielen. Alle meine Feierabende gehören euch und die Lustigkeit meiner Jugend. Habt ihr noch nicht genug?“ Er hob abwehrend die Hand, schlug in die Luft, während der Haß aus seinen Zügen wich und Entsetzen aufstieg: „Warum drängt ihr euch so heran? Es flattern die schwarzen Flügel . . . ihr habt doch nicht alle Platz hier drinnen. Ihr drückt mir die Wände auseinander . . . die Mauern haben Risse und das Dach kracht über mir. Wer ist da unter mein Bett gekrochen? Es hebt sich, es schaukelt auf euren Rücken, wohin tragt ihr mich? Wer sitzt da auf meiner Brust?“ Er leuchtete, wand sich, sein linkes Auge wälzte sich vor und bekam einen starren, gläsernen Blick. „Weg mit den Händen von meinem Hals . . . ihr erwürgt mich . . . ich gehe nicht mit euch . . . ich gehe nicht . . . eine Schlange kriecht mir den Schlund hinab . . . ich . . .“

Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung gelang es ihm, den Kopf und den Oberleib halb zu erheben, er gurgelte: „ . . . nicht mit . . . euch . . .“

Der linke Ellenbogen, auf den er sich gestützt hatte, knickte ein, röchelnd fiel er zurück, während unter der Bettdecke ein dünnes Bein, gelbgraues Fleisch über kantigen Knochen, zum Vorschein kam und, von Krämpfen durchzittert, erstarrte.

Der Jesuit, der oft genug an Sterbebetten gestanden hatte, war gleichwohl hier um seine Fassung gebracht. Er raffte sich aus einer Art Betäubung auf und entfernte sich, Entschuldigungen murmelnd, aus der Nähe des Todes.

Der Doktor Arend, der eine halbe Stunde später sein Ohr zur Brust des Meisters herabbeugte, schüttelte betrübt den Kopf und meinte, er wolle nicht allein die Verantwortung tragen und es möchte noch der Doktor Wattenbach gerufen werden, dem er an Kenntnissen ärztlicher Wissenschaft gern weiche, zumal er selbst sie nur nebenbei betreibe. Als aber der jüngere Kollege kam und mit leicht nachschleifendem Fuß an das Bett trat, konnte er nur mehr feststellen, daß der Meister Patruban kein Buch mehr binden werde und allen Ängsten entronnen sei.

\* \* \*

An einem nebligen Septemberabend trug der Doktor Johann Joachim Arend seinen schmerzenden Kopf vor die Stadt, um in der prickelnden Kühle seine heiße Stirn zu baden.

Er ging längs des Weichselufers ohne bestimmtes Ziel und war in Gedanken noch immer bei der Ratsitzung, die am Nachmittag stattgefunden hatte und in der über das Schicksal der Stadt und ihrer Bürger allerlei höchst Unerfreuliches und Bedrohliches zur Sprache gekommen war. Umsonst hatte der Rat sich dem Bischof von Kulm, dem Kardinalprimas von Warschau und am königlichen Hof erbötig gemacht, allen angerichteten Schaden zu ersetzen und jede Genugthuung zu geben, sofern sie in Geld zu leisten war. Die Vertrauensleute in Warschau hatten übereinstimmend berichtet, daß diesmal die Väter Jesu mit



noch so ansehnlichen Geldbußen nicht zufrieden sein würden, sondern darauf ausgingen, das bisherige Regiment zu stürzen und sich zu unumschränkter Macht über die Stadt aufzuschwingen. Man hatte dem Rat von Warschau aus angekündigt, daß eine Kommission zur Untersuchung der Vorgänge an jenem siebzehnten Juli eingesetzt sei, deren Kosten die Bürgerschaft zu tragen haben würde. Alle Bereitschaft zur Wiedergutmachung war an der hartnäckigen Weigerung der Väter Jesu, sie anzunehmen, gescheitert, man sah allen guten Willen an einer Mauer rachsüchtiger Hinterhältigkeit abprallen.

Dazu kam, daß der Doktor Arend auch genug persönlicher Sorgen zu tragen hatte. Der unbedachte Streich seines Patentkinds mußte ihm bei solcher Wendung der Dinge zum Ablen geraten und konnte bei den weitgesponnenen Plänen der Jesuiten, denen nichts zu gering war, auch gegen den Doktor selbst ein böses Gesicht zeigen. Der unmittelbaren Macht der Jesuiten war Johann Karl wohl dadurch entrückt worden, daß, da auf ausdrücklichen Befehl aus Warschau der Student Nikolaus Les von Patyskau hatte aus der Haft entlassen werden müssen, auch er seine Freiheit wiederbekommen hatte, gerade zur rechten Zeit, um den Meister Patruban noch auf dem Totenbett zu sehen und am nächsten Tag hinter seinem Sarg einhergehen zu können. Wenn der Doktor bisher von seines Patentkinds Herz und Geist nur hatte Gutes hören und halten dürfen, so wurde ihm bei dieser Gelegenheit ein Blick in eine so reiche Fülle innigen Gemüts, daß er ihn noch höher schätzen mußte. Die Ergriffenheit, mit der Johann Karl an der Leiche des alten Mannes gestanden hatte, die Zärtlichkeit seiner Tröstungen für das schluchzende und in wenigen Stunden auf die Hälfte verfallene Weiblein, die stumme Trauer, nachdem der

Sarg der Erde übergeben war, hatten den gelehrten Herrn seltsam bewegt. Er, dem bisher Bücher und Wissen höher gegolten hatten als das Herz und seine Geschicke, fühlte eine Sehnsucht danach, ein so warmes Leben dem seinigen enger zu verbinden, also daß er auf den Gedanken geraten war, den verwaisten Studenten an Sohnesstatt anzunehmen.

Er wagte aber keinen Schritt zu diesem Ende, solange die Dinge so verworren lagen, daß nicht einer den anderen nach sich ziehe, falls ihm etwa Böses bereitet wäre. Die Sterne zu befragen, ob sie mit solchem Unterfangen einverstanden wären, verbot ihm eine Scheu, die ihn noch mehr seit jenem Abend drückte, an dem er über Anna Susannas Weg Rundschaft eingeholt hatte.

Nun befand sich Johann Karl als Gast Alpbema Polyxenas und ihrer wiedergewonnenen Nichte auf dem Gut Bukow in verhältnismäßiger Sicherheit so lange eben, als es den Jesuiten nicht einfiel, ihre Anschläge wieder aufzunehmen. Daß sie nicht vergaßen und nicht verzichteten, zeigte zur Genüge das Eindringen jenes Spähers in Patrubans Wohnung. Der Tod selbst hatte dazwischen treten müssen, um ihn zu verschrecken. Aber es schien, als ob sie jetzt, größeren und wichtigeren Gegenständen zugewendet, die Verfolgung jener Angelegenheit einstweilen eingestellt hätten, um völlig im Kleide der Unschuld und als Opfer ungerechten Zornes dazustehen. Sie würden, das wußte Arend mit allen Beteiligten, schon für eine Auferstehung ihrer Pläne sorgen, soviel sie jetzt auch klugerweise Gras darüber wachsen ließen. Wie es zu geschehen pflegt, daß man in Zeiten allgemeiner Not und drohenden Unheils sich aus seiner Vereinzelung heraus seinen nächsten Freunden und Angehörigen sich inniger zugewendet als zuvor und

in dieser neuen Bereitschaft und Weichheit der Seele an ihren Sorgen und Kümernissen viel mehr Anteil nimmt als je zuvor, so erging es dem Doktor Arend mit diesen Menschen. Sie waren ihm, dem Einsamen, dem Junggesellen, zu seiner eigenen Überraschung zu einer Art Familie geworden, mit der er sich verbunden fühlte, sie hatten den Umkreis seines Seins mit ihrem Wohl und Wehe erbreitert; er sah sich im herandrohenden Ungewitter um die ganze Fülle ihrer Lebensinhalte bereichert, und nach der armseligen Kargheit vieler Jahre empfand er diese Ausweitung seines Menschentums wie eine Gnade.

Während dieser freundlichen und besorgten Gedankengänge war dem Dahinschreitenden der Nebel, der anfänglich nur wie ein silberner Hauch über die Landschaft geweht war, immer dichter geworden. Er schien aus dem Strom zu quellen, als fließe die Weichsel über ein unterirdisches Feuer dahin, durch das ihr Wasser in Dampf verwandelt werde. In trägen Ballen sah ihn der Doktor aus der Niederung aufsteigen und durch die Büsche kriechend ins Land hinauszögern. Er schien die Feuchtigkeit des Wassers in die Luft gehoben zu haben und mit sich zu tragen und behängte alle Zweige mit Reihen weißlich glänzender Perlen. Wenn der Doktor den Schritt verhielt, so hörte er an seinem Ohr ein unaufhörliches feines Knistern, zu dem sich das Rauschen des Flusses gespenstisch verdünnt zu haben schien oder in dem das Flüstern der Atome hörbar wurde, das Geheimnis der Bausteine der Welt. Der Doktor gedachte seines Abenteuers bei jenem Versuch, bei dem er den Dampf siedenden Wassers in ein enges Gefäß gesperrt hatte und bei dem ihm der Deckel mit großer Gewalt abgerissen und gegen die Wand geschleudert worden war. Er neigte sich seitdem der Ansicht

des gelehrten Wallerius zu, daß der Dampf etwas von der Luft Verschiedenes sei, vielleicht gar eine noch unentdeckte Naturkraft beherberge, die sich nur noch vor den Menschen scheu verstecke. Erschauernd ahnte er, auf vielen Gebieten vom reinen Erkennen bis zur rohen Stofflichkeit sich betätigend, hinter allem äußeren Anschein des Geschaffenen eine Unendlichkeit von Wundern, die zwischen den Gestirnen und den Würmern im Ackerboden webend, Gottes leuchtende Gegenwart offenbarten.

Indessen waren der Nebel und die Dämmerung enger ineinandergelassen und hatten sich zu einem grauen Geriesel vermischt. Von der Feuchtigkeit gelöst, hingen die Locken der Perücke schlaff um Schläfen und Wangen und in den Nacken hinein. Vorsichtig das Haargebäude abnehmend, fühlte er das kalte Hinstreichen des Nebels über den kahlen Schädel, aus dem der dumpfe Schmerz sich zum Teil entfernt hatte. Es war, als ob nasse Schleier über ihn gezogen würden, und ein Gefühl der Bangigkeit, das sich bei diesem Gedanken einstellte, wollte sich nicht mehr wieder bannen lassen. So mochte es in den Nebelländern am Ufer des Styx hergehen, wo sich die armen Seelen nicht anders als durch ein rieselndes Flüstern unterreden konnten und in feuchten Laken von Dünsten einerschwebten. Die Welt war nicht bloß voll froher, sondern auch voll düsterer und unheimlicher Geheimnisse, und, so sehnsüchtig der Doktor seine Arme nach einer segnenden Zuversicht in Gott ausstreckte, konnte er ein ängstliches Gefühl von Gottesferne nicht überwinden. In dieser Dunkelheit, die ihres Schicksals harrende Stadt hinter sich und eine wie dieser Nebel bodenlose und gestaltlose Zukunft vor sich, schien es dem Doktor, als sei Gottes Bild in dieser Welt manchmal allzu trüb und gestört durch Mächte der Nacht und des Abgrundes.

In den über seinen Kopf hinwallenden dünneren Schwaden sah er jetzt das Bruchstück eines Sternbildes durch eine Lücke. Auch dort oben war nicht immer Trost und Freudigkeit zu finden, auch dort hatte das Böse Macht über das Gute oder war doch ebenso stark wie dieses, und da der Doktor in diesem Zusammenhang der grausamen Kunde gedachte, die er sich von den Sternen über das Schicksal dieses so lichten und wunderbaren jungen Weibwesens geholt hatte, zog sich ihm das Herz zusammen. Immer mehr ins Unruhige und Angstvolle war ihm sein Sinnen geraten, vom Weitergehen in der tiefer werdenden Dunkelheit nichts mehr zu erhoffen. Das Herz wollte sich nicht mehr in Gleichschlag bringen lassen, er wußte nicht warum. Es war ihm, als wachse ein Grauen hinter ihm und komme rasch heran. Gepeinigt von diesem unerklärlichen, seine Gebeine durchkriechenden Schrecken, diesem lärmenden Druck auf Herz und Hirn, dachte der Doktor, es sei besser, dem Unbekannten entgegenzuschreiten, als vor ihm noch weiter in die Nacht zu entfliehen.

Er wandte sich stadtwärts, dem Licht, der Wärme, der Menschennähe zu, aber er hatte kaum einige Schritte getan, da bemerkte er etwas, das ihm seltsam vorkam. War es nicht, als krieche der Nebel in der Mitte der Straße in stärkeren Ballen und Schwaden dahin, gleichsam als sammle er sich dort um einen Kern, den er umhüllte. So scharf aber der Doktor hinsah, konnte er zuerst nichts anderes wahrnehmen als diese Verdichtung der Dünste, die von der Stadt weg an ihm vorüberzog. Zuerst wollte er in einem Andrang seines Wissensdurstes darauf losgehen, um die Ursache solch seltsamer Erscheinung zu ergründen, aber dieselbe unerklärliche Furcht, die ihn seit einiger Zeit erfüllte, hielt ihn zurück und trieb ihn von der Mitte der Straße fort nach ihrem Rand. Stehen bleibend

versuchte er mit den Blicken die Dunkelheit zu durchdringen und, als schärfe sich unter dem Ansporn seines Willens das Auge, glaubte er jetzt immer deutlicher wahrzunehmen, daß ein Zug von Gestalten aus der Stadt vorbeikam. Eine Anzahl von Leuten in bürgerlicher Tracht, aber doch irgendwie ins Fremde und Menschenunähnliche verzerrt. Und jetzt erkannte er, was ihnen fehlte: sie kamen lautlos und wie schwebend einher, aber keiner der Gestalten sah ein Kopf auf den Schultern, der Rumpf endete mit den Schultern und einem kurzen, blutigen Halsstumpf. Hingegen trug jedes der Phantome den fehlenden Kopf sorgsam unter dem Arm, und mit einer vom wildesten Entsetzen gesteigerten Hellsichtigkeit glaubte Arend, in jedem bekannte Züge zu entdecken. Festgebannt, vor Fieber bebend, sah er den Zug paarweise vorüberkommen.

In dem letzten Paar aber erkannte er an den Köpfen unter dem Arm den Schöpffen Christoph Just und sich selbst.

Da riß sich ein Schrei aus seiner Kehle, und im selben Augenblick war die ganze Erscheinung verschwunden, und der Nebel wogte wieder gestalt- und formlos vom Fluß her über die Straße.

Er taumelte vorwärts mit erkaltetem Hirn und wankenden Beinen, er rief die Vernunft vergebens gegen das Zeugnis seiner Sinne auf, sie wagte sich zu keiner Erklärung hervor, war in irgendeinen Winkel verflochten und überließ ihn völlig seinem Grauen.

Plötzlich hörte er hinter sich Laute des Lebens: Menschenstimmen, Wiehern von Pferden, Krachen von Wagen und Waffentlirren. Sattelzeug knarrte, Rufe in polnischer Sprache schwangen sich einander zu, und gleich darauf sah der Doktor, wieder an den Straßentand

weichend, Reiter aus dem Nebel tauchen. Im unsicheren Gewoge ungeheuerlich vergrößert, riesenhaft, von weißlichen Dunstfetzen wie von einer Aura umhüllt, kamen sie daher, aber so wild und überlebensgroß das Ganze war, als Kern war unzweifelhaft körperhaftes Menschendasein vorhanden. Ohne den Mann am Straßenrand zu beachten, zogen sie vorbei, Kosaken mit silbernen Tressen, die Lanzen, deren Enden im Nebel verschwanden, gegen den Bügel gestemmt, Dragoner mit Karabinern auf dem Rücken, die bei den kurzen Stößen des Trabes klirrend auf und ab hüpfen und gegen die eisernen Rüstung schlugen, Panzerreiter in ihren engmaschigen Kettenhemden, ihren abenteuerlichen Helmen und den gedrunghenen Flügeln an den Schultern, die sie im Nebel zu reitenden Fabelwesen machten; Arme hoben sich manchmal zu einer unerklärlichen Bewegung, die Pferde schraubten und tanzten, ein kurzes Gelächter flog auf und verflatterte im Nebel. Der Zug wollte kein Ende nehmen, es war ein ganzer Heerhaufen von Reitern. Jetzt stach ein rötliches Auge durch die Finsternis, während das Krachen von Achsen näher kam. Von der vorderen Rundung eines Reisewagens baumelte eine Laterne und warf durch das Drahtgitter irr herumspringende Lichter auf lange, polnische Röcke, Ordenskettchen, juwelenbesetzte Säbelgriffe. Vornehme Herren waren auf dem Weg zur Stadt, eine ganz ansehnliche Reisegeellschaft, Wagen auf Wagen, an die zweihundert zählte der Doktor, gewölbte und gedeckte Kutschen, mit Fuchtleider beschlagen und mit Teppichen behängt, etliche auch mit vergoldetem Schnitzwerk geschmückt, dann rumpelnde, schwere Gepäckwagen mit Türmen von Kisten und Kasten, Reiter nebenher, auf deren hohen Schaftstiefeln, die vom Nebel feucht waren, bisweilen der rötliche Strahl der Laternen

aufglomm. Hinter dem letzten Wagen trabte es dumpf und schwer heran, dröhnende Marschschritte mit einer gedämpften Welle von Lärm, Fußvolk von geschlossener Masse, die Musketen auf der Schulter, weiße Riemen auf der Brust gekreuzt, die Unteroffiziere mit ihren Piken nebenher. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis alles vorüber war.

Langsam folgte der Doktor dem vor ihm herziehenden Lärm, während der Nebel die Gestalten wieder eingesogen hatte. Umsonst zerwühlte er seinen Geist, zu welchem Zweck er hierher bestellt und Zeuge einer Begegnung zwischen dem Reich des Übersinnlichen und der Wirklichkeit geworden war.

Als er an das Tor kam, rückte oben das Ende des Zuges, polnische Musketiere, in die Stadt. Verstört fragte er die Wache, was man von diesem Zug zu halten habe. Der ratlose und bestürzte Wachtmeister bedeutete ihm, daß die königliche Kommission zur Untersuchung der Ausschreitungen gegen die Jesuiten eingetroffen sei, mit einer ganzen Heeresmacht, die von morgen an die Besatzung der Stadt bilden werde.

\* \* \*

Der Herbst zog bunt durch die weite Kulmer Landschaft. Stahlblauer Himmel glitzerte in den vielen Seen, über die abgeernteten Felder waren betaute Spinnenspäden von Halm zu Halm gespannt. In langen Reihen standen noch die Büschel der Rüben, die blauen und grünen Köpfe des Krautes, und wenn die Sonne morgens schief über den Wäldern stand, war ein Gleißeln von Seide und Silber auf den saftstrokenden Blättern. Gebückt wühlten die Knechte und Mägde in den Kartoffelsäcken der Freifrau



von Butow, die über das törichte Vorurteil der Zeit, daß die Erdfrucht gesundheitschädlich sei, längst hinaus war. Sie hatte, während die polnischen Nachbarn noch jeweils zwei Drittel ihrer Felder brach liegen ließen, eine Wechselwirtschaft begonnen, in der dem ersten Jahr des Getreides ein zweites der Hülsenfrüchte und des Kohls und ein drittes der Kartoffel folgte.

Jetzt qualmte überall auf ihrem Gut der dicke Rauch trockener Kartoffelstauden und drehte sich in die klare Luft hinein wie die Säulen an den Altären der Jesuiten. Johann Karl und Anna Susanna hatten aus der glühenden Asche köstlich riechende, heiße Knollen gegraben und hielten sie zwischen spitzen Fingern, einen um den anderen abhebend, wenn es nicht mehr auszuhalten war, und inzwischen aus voller Lungenkraft blasend. Sie schritten zwischen Feldern hin, auf denen die vollen Säcke standen, wie eine Armee verkappter Gnomen, brachen die Kartoffeln auseinander, daß die schwarzen Krusten krachten, und streuten aus einer Tüte Salz in das weißliche, mehlig-dampfende Innere. Mit verbrannten Lippen lachten sie einander an, fuhren einander mit den geschwärzten Fingern ins Gesicht und lachten wieder in kindhafter Seligkeit, ob nun der Angriff mißlungen oder geglückt war.

Rot und gelb in unzähligen Abschattungen lag der Wald vor ihnen. Um die dicken Stämme häuften sich die Blätter an, die von den ersten Nachtfrösten gepflückt wurden, und dort, wo die Wasserlachen des Sumpfes begannen, wechselten die Farben des hingewehnten Laubes mit kleinen Stücken des blauen Himmelslichtes. Tiefer drinnen wurde es düster unter den alten Bäumen, deren Kronen ineinandergeflochten schienen, weicher beschritt sich der Boden, und die Gräben und Wasserläufe waren von dicken Blätterlagen überschichtet, daß ein Unkundiger

meinen konnte, es sei festes Land. Modergeruch von Jahrtausenden her hockte unter dem breiten, moosbehangenen Geäst, aus verwesendem Leben quoll in betörender Uppigkeit neues. Aus dem gärenden Boden stiegen Blasen auf und zergingen glucksend.

Auf schmalen Pfaden kamen die beiden tiefer in den Urwald, auf schaukelndem, schwingendem Moosteppich, unter dessen grüner Wolle der Tod verborgen war. Man mußte genau Bescheid wissen, wenn man hier eindringen wollte; schwankte Brücken nur leiteten über den Abgrund von Schlamm und Morast.

Sie mußten jetzt hintereinander gehen, Anna Susanna, die Kennerin des Weges, voran, der Student hinterdrein. Wie er seine Führerin so schreiten sah, in ihrer jugendlichen herben Schönheit, in der wiedergewonnenen Geschwindigkeit der Glieder, wenn sie herabhängende Äste hob und beiseite bog, und dabei das reizvollste Spiel von Schultern, Brust und Hüften offenbar wurde, da überkam ihn das Bewußtsein seines köstlichen Besitzes mit solchem Uberschwang, daß er sie um den Leib faßte und, ihren Kopf zurückbiegend, mit seinen Lippen die ihren suchte. Sie wehrte ihm nicht, litt eine kurze Berührung, drängte ihn aber dann sanft von sich ab.

Ihm war es zu kurz gewesen. „Was hast du?“ fragte er sogleich verstimmt, „du bist jetzt manchmal so seltsam, ich erkenne dich nicht mehr.“

„Was willst du?“ fragte sie, indem sie den Kopf über die Schulter bog, mit einem etwas ängstlichen Versuch von Schalkhaftigkeit, „wir dürfen hier keinen Schritt vom rechten Weg abweichen.“

Um ein Dickicht von Brombeerbüschen biegend, das inmitten einer kleinen Lichtung aufgesprossen war, sahen sie einen See zu ihrer Linken, dessen Wasser auf dem

Moorgrund schwarz wie Tinte war. Wie ein Spiegel fing es mit fast unheimlicher Schärfe die Bilder der Bäume auf, die wie mit einem breiten Pinsel über den Himmel gestrichenen weißen Wolken, die von einem Sturm Zeugnis gaben, der oben wütete und von dem hier unten kein Hauch zu spüren war. In diese regungslose Stille schnitt jetzt der Keil eines Fluges von Schneegänsen zugleich oben im Himmel und unten in dem glatten, schwarzen, flüssigen Spiegel. Tote Stämme waren vom Ufer ins Wasser gesunken und vermorschten träge. Nahe dem Ufer, wo man zugleich die Dinge der Höhe und die der Wassertiefe sah, wimmelte eine Brut schwärzlicher, schwänzelter Würmer. Auf dieses Schauspiel von unbekanntem Leben herabgebeugt, erblickte Anna Susanna plötzlich darüber im feuchten Spiegel das Bild des Freundes hinter ihr, sein hochmütiges und gekränktes Gesicht.

Mit der Empfindlichkeit des leidenschaftlich Liebenden hatte er sich in seine Gedanken verbohrt, die ihm die Veränderung, die mit Anna Susanna vorgegangen war, in ungeheuerlicher Übertreibung zeigten und als einen Verfall deuteten. Zog sie sich nicht vor ihm zurück, mied sie nicht seine zärtlichen Umarmungen, wich sie nicht seinem heißen, werbenden Flüstern aus? Es war klar, daß sie jene alte, unbefangene Heiterkeit wieder aufleben lassen wollte, die den Beginn ihrer Liebe verklärt hatte. Sie tat, als verstünde sie nicht, daß in ihm das Begehren erwacht war, die rote Flamme des Wunsches nach ihr, die unstillbare, die ihn verzehrte. Es war, als wolle sie jene heiße Stunde in ihrem Versteck vergessen machen und hinwegwischen, als sei sie mehr Jungfrau als je, schamhafter, keuscher, unnahbarer. Manchmal gelang es ihr, auf Gängen durch Feld und Wald die Harmlosigkeit

wiederherzustellen, den übermütigen Frohsinn<sup>7</sup> der Jugend, wie eben vorhin, als sie sich lachend an den dampfenden Kartoffeln die Finger und Zungen verbrannt hatten. Dann aber, um einer Kleinigkeit, um einer ihr selbst nicht völlig bewußten Regung der Abwehr willen, wurde er trotzig und still und legte Hochmut um seine verletzte Seele.

Sie wurde traurig, wenn sie ihn so sah wie jetzt, und ergriff mit einem innigen Anblick seine Hand. „Du liebst mich nicht,“ sagte er schroff.

„Nein, ich liebe dich nicht,“ sagte sie mit gezwungenem Lachen. „Ich liebe dich nicht, wenn du solche Gesichter schneidest, du Scheusal. Und jetzt lasse ich dich im Sumpf versinken.“

Damit lief sie weiter über einen Streifen festen Landes bis dahin, wo wieder der schwanke Steg durch den Morast begann und Vorsicht nötig wurde. Er kam langsam und zögernd nach und überlegte dabei, ob er nicht seinem Trotz folgen und umkehren solle. Aber sie stand lockend und leicht vor ihm, wie eine Waldelfe, die den Wanderer verführen will, und sein Herz zwang ihn ihr nach.

Sumpf und Wald mischten sich immer undurchdringlicher, der Boden, auf dem sie schritten, war mürber Bunder, brauner Staub verwesten Baumleichen, halb ertrunkene Stämme staken schief im Moor, auf den Inseln festen Landes aber standen Bäume mächtiger als sonstwo in trockener Erde. Aus gestürzten und faulenden Buchen wuchsen ganze Geschlechter junger Bäumchen empor, genährt von den Säften gewesener Geschlechter. Märchenhafte Pilze hochten in Haufen beisammen unter Farnkräutern, höher als erwachsene Menschen.

Die Einsamkeit der Urwelt legte sich ihnen auf die Brust und erzwang von ihren Herzen schnelleren Schlag.

„Hier sind wir,“ sagte Anna Susanna. Sie standen am Fuß einer einfachen hölzernen Leiter, die am Stamm einer ungeheuren Eiche in die Höhe kletterte; in der herbstlich gelichteten Krone hing zwischen dem Geäst ein Gerüst, ungefüge Bretter, die zu einem Altan gezimmert waren, von dem man die Lichtung, in deren Mitte die Eiche stand, übersah, ohne gesehen zu werden. Eine Bank war da, auf der sie eng zusammengerückt sitzen konnten, aber Johann Karls Troß hieß ihn auf die Nähe der Geliebten verzichten. Er stand da und schaute, von ihr abgewandt, in die Tiefe. Der Wind, der sich in den verwehten Strichwolken angezeigt hatte, war herabgekommen und segte brausend durch die Wipfel, daß die Luft manchmal von wirbelnden Blättern erfüllt war.

„Johann Karl!“ mahnte Anna Susanna sanft. Er fühlte seine Hand angerührt und sich auf die Bank neben die Geliebte gezogen, aber er drückte sich mürrisch von ihr ab, in seiner Mißstimmung beharrend, um sie zu strafen, mochte es ihm auch selbst Strafe sein.

„Sei wieder gut,“ bat sie weich. „Ist der Mensch nicht seltsam, warum quälst du mich so? Weißt du nicht, daß ich dich liebe?“

„Woher soll ich das wissen?“ fragte er, ohne sie anzusehen, „bist du noch die, die ich mir gewann? Du wirfst mir immer ferner, du entschwindest mir!“

„Ich bin dir inniger verbunden als je,“ sagte sie, den Kopf an seine Schulter legend.

Die schmeichelnde Berührung entfachte ihn, er wandte sich jäh und überströmte ihr Gesicht mit Küßen, daß sie stöhnte. Dennoch fühlte er, wie sie ihre Hand gegen seine Brust stemmte, um wieder Raum zu gewinnen, und, neuerlich verlegt, sprang er auf, daß das ganze Gerüst ins Wanken geriet. Mit beiden Fäusten packte er die Stange,

die als Geländer von Ast zu Ast genagelt war, und rüttelte daran, als wolle er sie losreißen. Ein Drang nach Gewaltthaten war in ihm, der sich irgendwie Luft machen mußte.

„Still,“ warnte Anna Susannas Stimme.

Aus dem Gebüsch am Rande der Lichtung hatte sich ein schwarzer, wuchtiger Körper geschoben, der jetzt regungslos da stand, ein zottiges, ungeheures Tier, ein Stier mit mächtigem Brustkorb und plumpen Beinen. Die breite Stirn mit den kurzen, nach vorn gerichteten Hörnern senkend, stand er da, seine kleinen, bösen Augen überfunkelten, unter den wilden Haarbüscheln her sichernd, den freien Platz. Dann trat er, da nichts Gefahrdrohendes zu bemerken war, unter den Zweigen hervor und stapfte langsam den Hügel hinunter, während hinter ihm die Herde aus dem Gebüsch kam, Stück für Stück, ein Duzend Kühe, die sorglos und im Vertrauen auf den Führer ihm folgten, hier und da stehenbleibend und ein Maul voll Kräuter rupfend. Die Kälber tapften ungelent nebenher und hinterdrein, zwei begannen einen scherzhaften Kampf miteinander und stießen die Stirnen, aus denen die Hörner wie kurze Stummel hervorsahen, krachend zusammen. Wenn eins der Jungen allzu weit zurückblieb, dann wandte sich die Mutter um und rief es durch ein warnendes Gebrüll zu sich.

So zog die Herde Auerochsen langsam über die Lichtung und verschwand an ihrem jenseitigen Rand mit Plätschern und Schnauben im Sumpf.

Solange das Geräusch noch hörbar war, schwieg Anna Susanna. Dann stand sie auf und sagte, froh der Ablenkung, in leichtem Ton: „War das schön, Johann Karl? Jetzt hast du den König des Urwalds und seinen Hofstaat gesehen. Wenn man bedenkt, daß die Polen diesen

Tieren keine Schonung geben, und daß sie, wie es heißt, bald ausgerottet sein werden, so möchte man weinen. Du solltest ein Gedicht darauf machen, in dem du sie als Urbild der Kraft und Freiheit besingst.“

Sie stiegen die Leiter hinab und schlugen den Rückweg ein. Unfähig, sich das Gesehene innerlich zu eigen zu machen und von seinen im selben Kreise gedrehten Gedanken loszutommen, schwieg Johann Karl auf alles, was Anna Susanna sprach, bis sie selbst müde geworden war und stumm einherging. Als sie aus dem Wald traten und das weite, dem Pflug unterworfenene Land vor sich erblickten mit den zierlichen Rauchsäulen der Kartoffelfeuer und den Zinnen des Schlosses in der Ferne, blieb Johann Karl neben einem Ameisenhaufen stehen, der hier getürmt war. Mit einem Zweig stach er hinein und sah auf das Getümmel herab, das sogleich ausbrach.

„Ich weiß, was es ist,“ sagte er grimmig. „Ich bin dir zu gering. Das Fräulein hat es sich überlegt, daß ich ein armes Hungerstudentlein bin, ein Nichts, ein Garnichts und es ein gnädiges Fräulein.“

Anna Susanna ging mit gesenkten Augen ein Stück von ihm fort, den Feldrain entlang bis zu einem Marktstein des Gutes, der ein kunstreich gemeißeltes B trug und die Jahreszahl 1669. Hestig mit dem Fuß aufstampfend, sagte sie: „Schäme dich!“

Ein wenig verlegen zottelte Johann Karl hinterher und hieb mit dem Zweig, den er noch immer trug, in den Wind, der ihnen über die Breiten heftig entgegensprang und mit seinen Flügeln bisweilen alle die Rauchfahnen zugleich nach einer Seite wehte. „Der Mensch hat nichts als die Gegenwart, anderes ist ihm von Gott nicht gegeben als der Augenblick. Die Vergangenheit ist gewesen und die Zukunft ist noch nicht da, und dennoch weiß der

Mensch die Gegenwart, seinen einzigen Besitz, nicht zu nützen. Sollte man nicht meinen, daß das, was den Menschen zum Menschen macht, die Vernunft, zum Übel wird, wenn sie uns mit Bedenken plagt, die uns den Augenblick versäumen lassen?“

„Es mag sein,“ sagte Anna Susanna im Weitergehen. „Vielleicht hast du recht. Aber ich . . . ich . . . habe Angst vor der Zukunft. Ich will nichts planen, damit mir meine Pläne nicht zerschmettert werden. Ich fürchte, daß dein Pate Arges weiß, das mir verhängt ist. Das macht mich manchmal mutlos zu denken, daß wir keine Hand bewegen können, ohne daß es uns vorgezeichnet wäre. Glück aber fordert heraus.“

Ist es das, dachte Johann Karl, dann darf ich nicht drängen und ungeduldig sein, darf sie nicht erschrecken, und muß warten, bis diese Angst vor der Zukunft vorüber ist. Wie könnte uns anderes beschieden sein, als unsere endliche Vereinigung, und — setzte er mit Überheblichkeit des Liebenden hinzu — hängt nicht das Schicksal der ganzen Welt daran?

So kamen sie, ernst, doch in wiedergewonnener Eintracht, in das Schloß zurück. Die Freifrau hatte den Damm über den Graben, der so friedlich und vertrauensvoll auf das Tor leitete, abbrechen und wieder wie in alten Zeiten eine mißtrauische und immer zum Hochgehen bereite Zugbrücke an seine Stelle legen lassen. Der verschlammte und verwahrloste Graben war wieder ausgehoben und aus einem der benachbarten Teiche mit Wasser gefüllt worden. Die beiden Rundtürmchen zu Seiten des Tores, die seit Jahrzehnten nur der Aufbewahrung von Gerätschaften und abgetanem Gerümpel gedient hatten, waren ausgeräumt und mit Wachen besetzt. Auch der Wehrgang unterhalb der Zinnen war instand gesetzt, und aus dem



schlanken Luginsland, der sich über das Herrenhaus erhob, waren die Dohlen ausgetrieben. Dort oben war ein Wächter eingezogen und spähte eifrig mit einem alten Fernrohr die Straßen nach Thorn und nach Kulm hinab und hinan.

Immer stand ein Teil der Knechte und der Bauern unter Waffen, denn Frau Alphema Polyxena war, wenn sie auch einer regelrechten Belagerung kaum hätte trozen können, doch immer eines Angriffs gewärtig und wollte vor Aberrumpelung sicher sein.

Als der Student und Anna Susanna den Hof betraten, sahen sie die Freifrau in Männerkleidung hinten beim Pferdestall stehen und hörten sie mit einem der Knechte, der oben auf dem Scheunendach etwas ausbesserte, herumschreien. Es wetterte also wieder, und es dauerte gar nicht lange, so ging es mit Donner und Blitz auch über sie nieder: Wo sie wieder so lange geblieben seien, und das Herumstreichen müsse aufhören, und sie hätten sich von nun an aus Rufweite des Schlosses nicht zu entfernen!

Da die Freifrau in letzter Zeit gegen ein Wandern durch Feld und Wald unter Johann Karls Schutz nichts einzuwenden gehabt hatte, verwunderte sich Anna Susanna einigermaßen und verwies darauf, daß noch gestern davon gesprochen worden sei, sie wollten heute die Auerochsen im Wald zu sehen trachten, und daß sich seit gestern doch nichts geändert hatte.

„Es hat sich aber seit gestern vieles geändert,“ sagte die Freifrau heftig, ohne einstweilen sich näher auszulassen.

Erst nach dem Abendessen schien sie bereit, Mitteilungen zu machen. Sie lud den Studenten, mit dem sie seit seiner Beherbergung im „König von Polen“ auch vertraulichere Dinge besprach, auf ihr Zimmer. Es sei aus Thorn Nachricht gekommen, sagte sie, ein Bote hätte einen Brief des

Doktors Arend gebracht. Die Dinge hätten sich sehr zugespitzt, und es sei zu ersehen, daß die Jesuiten das Heft so in die Hände bekommen hätten und von Warschau aus so unterstützt würden, daß man sich von ihnen alles versehen dürfe und die Gefahr für Anna Susanna wieder neuerdings sehr nahe gerückt sei.

Erschreckt sah Johann Karl die Freifrau an, die ihm nach dieser Einleitung das Schreiben überreichte, das ihr zugetommen war.

Er faltete das knackende Papier mit vor Erregung ungeschickten Fingern auseinander und las:

„Ihrer Gnaden, der wohlledlen und hochwohlgeborenen Frau Alphema Polyrena, Freifrau auf Bukow und Hodik, sende ich in ehrfurchtsvoller Untertänigkeit und Ergebenheit versprochenermaßen Nachricht über die letzten Vorkommnisse in Thorn und betraue nur, daß ich keine frohere und hoffnungsvollere Botschaft geben kann, denn es scheint alles schlimmer und verfahrenrer als je zuvor, und niemand weiß, welches Ende dies alles nehmen soll. Diesen Brief überantwortete ich der Güte und Freundschaft des Herrn Doktors Jeremias Coriolan Wattenbach, der in seiner Eigenschaft als Arzt zugelassen wird, den kranken Vizebürgermeister Berneder zu besuchen, welcher seiner schweren Krankheit ungeachtet gleich den anderen Häupten der Stadt gefänglich eingezogen worden ist und doch nicht wohl ohne ärztlichen Beistand gelassen werden kann, wenn nicht sein Hinsterven eintreten soll. Auch Euer Gnaden untertänigster Diener ist von der Kommission für wichtig und gefährlich genug erachtet worden, um ins Gefängnis gesetzt zu werden, einmal wegen seiner Zugehörigkeit zum Rat, dann aber auch wegen des alten, unvergessenen Grolls der Väter Jesu, der ihm seit seiner Schrift anhängt, in der er den Hohepriester Raiphas einen Pontifer

Maximus genannt hat. So haben benannte Väter Jesu gute Gelegenheit genommen, alle alte aufgespeicherte Feindschaft auf einmal zu befriedigen und mit Hilfe der königlichen Gerichtsbarkeit jene Personen, die ihnen Widerpart geboten, hinter Schloß und Riegel zu bringen. Eine königliche Kommission zur Untersuchung des Auf- ruhrs gegen die Jesuiten nennt sie sich, ist aber nichts anderes, denn ein Werkzeug in den Händen des Jesuiten zur Vernichtung der Lutheraner und Deutschen, die ihnen aus beiden Gründen gleich verhaßt sind. Seit zwei Wochen ist diese Kommission in den Mauern der Stadt und ist mit ihr eine Drangsal und eine Noth über die Bürgerschaft gekommen wie nicht zu sagen. Schlimmer als der Feind in einer eroberten Festung hausten diese pol- nischen Herren zusamt ihrer mitgebrachten Soldateska, da sie doch ohnparteiisch den Prozeß vor dem Assessorialgericht in Warschau vorbereiten sollten. Denn dahin ist es ge- kommen, daß die gefänglich Eingezogenen um jener ge- ringen Ursach willen, und obwohl sie an dem Aufruhr völlig unschuldig, wie jedem bekannt, auf Leben und Tod sollen gerichtet werden. Über hundert Personen sind in das Stadtgefängnis gebracht worden, die Vornehmsten des Rats, der Sechzigmänner und der Schöppen, darunter vor allem der Bürgermeister Gottfried Rösner, dem seine gerechte und beiden Seiten gleich gesinnte Haltung nichts genügt, der Vizebürgermeister Berneder, den man, wie bereits gemeldet, trotz seiner Krankheit aus dem Bett geholt, der Ratsherr Matthäus Gerstmann, der Ratsherr Adam Ruprecht, der doch auch immer auf ein lautes Wort zwei leise und sanfte gesetzt, der Sechzig- mann Sebastian Rostock, der Schöppe Christoph Just, auch der Leutnant Hönninger, kurz alles, was in der Stadt Rang und Ansehen hat oder irgendwie der lutherischen

Sache durch Kopf und Hand zu Diensten könnte sein, so daß also die Bürgerschaft in des Wortes vollem Sinn ratlos und der polnischen Willkür überantwortet ist. Etlichen, deren geringer Anteil an den öffentlichen Geschäften bereits an den Tag gekommen, ist es gelungen, sich durch Öffnen ihrer Taschen wieder in Freiheit zu setzen, wie denn die gestrengen Herren, so grimmig sie gegen uns entbrannt sein mögen, des Vermeinens sind, das deutsche und lutherische Geld dürfe sich auch in polnischen Taschen aufhalten. Sie scheinen es darauf angelegt zu haben, die Stadt als rechte Blutegel völlig auszusaugen, daß nichts von ihr verbleibt als die leere Haut, denn alles Essen, Trinken und Amüsieren geht auf Rechnung der Stadt, und die Herren müßten keine Polen sein, daß sie sich dabei etwa Zwang antun sollten. Sind sie doch nach der großartigen polnischen Manier mit so viel Wagen und Dienerschaft angekommen, als gelte es nicht eine Reise von Warschau nach Thorn, sondern ins Heilige Land. Herr Starowolsti, der Kastellan von Kalisch, der zum Vorsitzenden der Kommission bestellt ist, hat allein an die fünfzig Wagen mitgebracht, Küchenwagen, Wagen mit Bettwäsche, mit Kleidern, mit Geräthen, hat sogar seine ganze Kredenz mitgenommen, das Tafelsilber, mehrere Dukend silberner und goldener oder vergoldeter Teller, Platten, sechs Silberschüsseln riesigen Umfangs, unzählige Flaschen und Becher, eine silberne Badewanne mit vergoldeten Reifen nicht zu vergessen. Seine Dienerschaft besteht aus mehreren hundert Personen, denn er ist mit seinen Leibwachen, seinen Stallknechten, den Jägern und der Musik angerückt. So auch die anderen je nach Stand und Vermögen, auf daß die Brandschätzung recht empfindlich werde. Überdem ist eine ganze Armee von Soldaten über uns hergefallen,

Reiter und Fußvolk, haben der Stadtwache die Waffen abgenommen, das Rathhaus und die Mauern besetzt, lassen keinen ein oder aus ohne Schein ihres Kommandanten, des Kronwachtmeisters Czarniecki, drangsalieren und quälen den Bürger wie mitten im Krieg, daß keiner in seinen vier Wänden sicher ist.

All das will gefüttert sein, ungezählte Mäuler, Mensch und Pferd, und geht alles auf Kosten der Stadt, daß jeder Tag das Loch im Säckel um ein beträchtliches weiterreißt, und jeder, dem das gemeine Wohl am Herzen liegt, darüber weiße Haare bekommen muß. Was in guten Zeiten erspart worden, geht gänzlich auf Zehrung dieses Schwarmes hin, und wird uns wohl darüber hinaus, so die Heimsuchung noch lange andauert, in arge Schulden stürzen. Aber das liegt wohl im Sinn der polnischen Herren und im Plan der Jesuiten, die Ordnung der Wirtschaft völlig zu zerrütten und die Stadt, deren Wohlhabenheit längst den Neid herausgefordert, gänzlich auf lange hinaus zu entkräften. Sind doch auch keineswegs alle Herren so wohlbestellt wie der Kastellan von Kalisch, sondern recht viele Hungerleider und Ritter von der leeren Tasche unter ihnen, denen diese Untersuchung eine gute Gelegenheit ist, Beute zu machen. Gleichwohl die Herren Starowolsti, Czarniecki und ihresgleichen, ihres Reichthums ungeachtet, nehmen, was sie nur können. Sie lassen es sich recht gut gehen, leben in dulci júbilo, haben aller angesehenen Bürger Häuser für sich in Anspruch genommen, sitzen in den guten Stuben, während der Hausherr mit den Seinen in den schlechtesten Kammern hausen muß, und ist ein Trubel und Tumult in der Stadt; als werde ein polnischer Landtag abgehalten. Folgt auch eine Festlichkeit auf die andere, ein ständiges Musizieren, Herumreiten zu den Jagden, die sie veranstalten, ein

Bankettieren bald zu Ehren des einen, bald des anderen, und alles auf Kosten der Bürgerschaft, die den Mund nicht aufthun darf, wenn sie es nicht noch schlimmer machen will, und wie zum Hohn ihrer Sorgen und Ängste.

Wie das enden soll, ist nicht abzusehen, aber ich habe nach allem, was mir zugestoßen, eine Angst in mir, als hätte Gott seine Hand von uns abgezogen und dieser schrecklichen Prüfung uns ohne Hoffnung auf eine gute Lösung preisgegeben. Der Herr Bürgermeister Kössner hält den Mund aufrecht oder spricht wenigstens so, als glaube er, denn, wie tapfere Worte er auch sagen mag, so merke ich doch bisweilen an seinem Schweigen zu anderen Zeiten, daß er selbst bedenklich geworden sei. Ihm ist dabei, seiner absonderlichen Gewohnheiten wegen, am härtesten mitgespielt, da er doch ansonsten streng darauf geachtet, sich seines eigenen Geschirres zu bedienen, dies ihm aber von den polnischen Kerkermeistern, die über uns gesetzt, unter Hohnlachen verwehrt worden, also daß er mehrere Tage lang vor Ekel nichts gegessen, dann aber doch dem Mahnen des äußersten Hungers nachgeben müssen. Geht ihm auch sein guter Strycek ab, der mit allen Gewohnheiten seines Herrn vertraut, ihm unentbehrlich geworden, übrigens bei dieser Gelegenheit eine Treue und Anhänglichkeit bewiesen, die von ihm nicht zu erwarten gewesen. Denn, da die Patrouille gekommen, seinen Herrn zu verhaften, hat er allein sich ihr in den Weg gestellt und den Zugang mit solcher Hartnäckigkeit verteidigt, auch so wild um sich geschlagen, daß er etliche Soldaten verwundet und sie nur unter Anwendung äußerster Gewalt eindringen konnten. Wobei denn der Strycek übel zugerichtet und mit etlichen Wunden ins Gefängnis geworfen wurde, aus welchem ihn aber sein Herr durch eine ansehnliche Zuwendung bald losgekauft,

die er dem Herrn Kronwachtmeister Czarniecki durch den Doktor Wattenbach übersendet.

Bei alledem, so trüber Ahnungen voll ich bin — ganz besonderer und nur mir bekannter Ursachen willen — danke ich Gott dafür, daß ich die Menschen, deren Wohl mir naheliegt, in einiger Sicherheit weiß, Euer Gnaden diese traurige Zeit polnischer Willkür und Ungerechtigkeit hier nicht mitmachen müssen und Euer Gnaden Richte, das Fräulein von Löwenberg, sowie mein Patentkind dem Bereich der Verfolgung um ein wenig entrückt sind. Gleichwohl ich Euer Gnaden beschwören wollte, nicht die Vorsicht außer Augen zu lassen und auf der Hut zu sein, in Anbetracht, daß die Jesuiten, sobald der Streich gegen uns gefallen, wieder auf ihr Vorhaben gegen das Fräulein zurückkommen möchten. Es könnte vielleicht sogar notwendig werden, auf eine Weile außer Landes zu gehen, und würde ich am liebsten sogleich dazu raten, wenn nicht — wie mir aus des Fräuleins Nativität noch erinnerlich — die Sterne dagegen stünden. Vielleicht, daß die freundlicheren Aspekten, deren ich zum Glück auch etliche wahrgenommen, sich bewähren und denen ungünstigen zu einem glücklichen Ausgang gegenwärtiger Wirrnis sich entgegenstellen.

In welcher Hoffnung ich verbleibe Euer Gnaden untertänigster und in Ehrfurcht ergebenster Diener

Dr. Johann Joachim Arend.“

Von dem Brief mit kummergefüllten und besorgten Augen aufblickend, sah Johann Karl einen Ausdruck in der Freifrau Gesicht, den er sich nicht sogleich erklären konnte.

Ob man nicht, der Einwände des Schreibers ungeachtet, meinte er, doch daran denken solle, irgendwohin zu

verreisen, wohin der Arm der Jesuiten nicht reiche, etwa über die Grenze nach Preußen.

Die Freifrau sah ihn scharf an und sagte mißbilligend, es scheine ihm in seiner Haut nicht recht zu gefallen, und sie stelle es ihm frei, wenn er um seine Sicherheit fürchte, zu gehen, wohin es ihm beliebe.

Gekränkt erwiderte der Student, so sei es nicht gemeint gewesen, und er habe dabei wahrhaftig nicht an sich, sondern nur an das Fräulein gedacht, das den Jesuiten kein zweites Mal in die Hände fallen dürfe.

Die Freifrau nahm rasch den ihrer gereizten Stimmung entsprungenen Verdacht zurück: „Wenn Ihr keine Allogria treibt und Euch mit Anna Susanna im Hause haltet, so kann Euch nicht viel geschehen, zumal ich darin des Doktors Meinung bin, daß eine Gefahr vorläufig nicht zu fürchten sei. Wir wollen so lange hier bleiben, bis wir wissen, wie es mit der Stadt ausgeht. Im übrigen, wenn es nicht die anderen auch mit beträfe, so könnte ich mich der polnischen Willkür fast freuen.“

Und da der Student sie völlig versteinert anstarrte, fügte sie hinzu: „Des Bürgermeisters wegen, denn dem geschieht nichts, was er nicht verdient hätte.“

„Was hätte er denn tun sollen?“ wagte der Student zu fragen, betroffen durch die wilde Freude in den Augen der Freifrau, von dem aufgeregten Spiel ihrer Hände an der stählernen Schließe ihres Ledergürtels.

„Was er hätte tun sollen?“ fauchte sie ingrimmig. „Ein Mann sein! Von allem Anfang an die Zähne zeigen, zugreifen, ohne zu zögern, nicht den Duldsamen spielen, gleich nach dem ersten Schlag nach Warschau gehen und am königlichen Hof selbst die Sache der Stadt führen. Geduld ist ein Laster.“



Sie war aufgestanden, und Johann Karl fühlte, daß sie mit ihm unzufrieden war und ihn entließ. Zögernd ging er zur Tür. Er war durch die Ereignisse der letzten Zeit über seine Jahre gereift und hatte während seiner Haft über viele Dinge nachdenken gelernt. „Ihr mögt recht haben,“ sagte er, „Geduld zu üben und sich auf die Gerechtigkeit zu verlassen, mag ein Laster sein — ein deutsches Laster.“

\* \* \*

Etliche Wochen vergingen, ohne daß, wie Alphema Polyrena als sicher erwartet hatte, ein weiterer Brief des Doktors kam, so daß als sicher anzunehmen war, der Weg, den der erste genommen habe, sei verrammelt worden. Vom Laster der Geduld war an der Freifrau wenig wahrzunehmen, ihre Laune verschlimmerte sich von Tag zu Tag, man merkte ihr an, wie gespannt sie auf Nachrichten aus Thorn war, als hänge von ihnen für sie selbst höchst Wichtiges ab. Das Gutsvolk und die Bauern hatten schlimme Zeiten, die Wetter des Bornes verzogen sich überhaupt nicht mehr und trachten oft unversehens und ohne Wahl auf Schuldige und Unschuldige nieder.

Daß sie eine Frau war, schien Alphema Polyrena zu vergessen und zu verleugnen, kam überhaupt nicht mehr aus der Männerkleidung heraus, ritt den ganzen Tag auf den Feldern herum oder stand in der Scheune, wo die Dreschflegel bei ihrem Eintritt ihren taktfesten Eifer verdoppelten und der Staub wie ein feiner, nach Brot riechender Schleier über allem hing. Bisweilen schlug sie auf ihrem wilden, schwarzen Teufelsbraten von Lieblingspferd die Straße nach Thorn ein, als wolle sie einem Boten entgegenreiten, kehrte aber immer im nächsten oder übernächsten Dorf um und kam noch ergrimmt heim.

Als der Drusch fertig war, erschien der Getreidejude Samuel auf dem Gutshof, um nach dem Preis zu fragen. Alphema Polyxena warf ihn trotz seiner Verbeugungen und Beteuerungen hinaus und sagte, sie wolle ihr Getreide in Thorn selber verkaufen. Dem hochbeladenen Wagen gab sie ihren Schaffer mit, einen deutschen und verlässlichen, nicht ungeschickten Mann, und als er aus dem Hof hinausritt, rief sie ihm nach, er möge sich nach dem Stand der Dinge in Thorn genau erkundigen, um Bericht erstatten zu können.

Einige Tage später war der Schaffer wieder da, recht betrübt darüber, daß er keinen besseren Preis hatte erzielen können. Aber Handel und Wandel sei in Thorn arg gestört, die verängstigten Bürger sähen mit Besorgnis in die Zukunft, denn es liefen allerlei Gerüchte um, daß böse Zeiten bevorstünden. Die Jesuiten wollten ihre Beute nicht fahren lassen, und es heiße, daß der König von Preußen sich seiner bedrängten Glaubensgenossen annehmen wolle und auch die Parin zum Einschreiten veranlaßt habe. In Thorn gehe es auch wirklich drunter und drüber, die Polen betrügen sich als Herren der Stadt und die deutschen Bürger seien aufs äußerste bedrückt. Nun sei freilich die sogenannte Untersuchung abgeschlossen, sie habe der Stadt — der Schaffer hatte seinen Auftrag ernst genommen und verlas von einem Blatt — 59 000 polnische Gulden an Zehrung und 2950 Dukaten an Gebühren gekostet, aber es seien nicht weniger als vierzehn Bürger, darunter der Bürgermeister Rösner und der Vizebürgermeister Zernecker dazu bestimmt worden, vor Gericht gestellt zu werden. Die Herren, die bisher gleich den ärgsten Übeltätern in schärfster Haft gehalten worden seien — hatte man doch sogar dem schwerkranken Zernecker den Besuch seines Arztes untersagt —, wären vor

einigen Tagen nach Warschau gebracht worden, und kein Mensch zweifle daran, daß es allen Ernstes auf ihr Leben abgesehen sei. Man gebe sie verloren, wenn es nicht in letzter Stunde noch dem preußischen König gelinge, das Äußerste abzuwenden.

Nach Empfang dieses Berichts, den Alphema Polyxena am Parkeingang unter der Sandsteinstatue eines bogenschießenden Apollo unbewegten Gesichts angehört hatte, fuhr sie den Schaffer heftig an, er hätte wohl bei einiger Hartnäckigkeit trotz allem einen besseren Preis für das Korn erzielen können, und so viel, wie er bekommen, hätte der Jude Samuel auch gegeben. Hierauf schlug sie die eiserne Gittertür hinter sich zu und entfernte sich in der Richtung nach dem Weiher, der eben abgelassen worden war und wo die Knechte, im Schlamm wattend, die zappelnden Karpfen fingen. Sie hielt sich aber hier nicht lange auf, sondern ging über die hintere Parktreppe in das Herrenhaus und war weder an diesem noch am folgenden Tage sichtbar, ließ sich von ihrem schwerhörigen Heiducken Wladislaw das Essen auf ihr Zimmer bringen, verschloß sich sogar vor Anna Susanna und Kaldenborn, also daß unter der Dienerschaft ein nicht unzufriedenes Raunen umging, die Freifrau sei erkrankt.

Am dritten Tage aber kam sie wieder zum Vorschein, gesund wie immer, doch mit einer großen Überraschung für alle Welt, besonders aber für die Richte und den Gast. Sie habe sich entschlossen, eine Reise nach Warschau anzutreten, denn, da sie von der Stadt Thorn bei ihrer Anwesenheit so überaus freundlich aufgenommen worden sei, halte sie es für ihre Pflicht, sich nun, da solche Not über die Stadt hereingebrochen, ihr dankbar zu erweisen und sich für sie einzusetzen. Sie gedenke also nunmehr, die Sache der Bürger bei den alten Freunden ihres

Mannes zu betreiben und alles aufzubieten, um ihnen zu helfen, wobei sie auch wohl gleichzeitig Gelegenheit haben werde, die Absichten der Jesuiten auf Anna Susanna ein- und allemal und endgültig zu vereiteln.

Johann Karl sagte, nachdem er sich von seiner Verblüffung erholt hatte, etwas von der Höhle des Löwen, obwohl bei diesem Plan der Freifrau ihm ein warmes Gefühl des Glückes durchs Herz schoß, ein Ahnen wunderbarsten, nur von seiner Liebe erfüllten Alleinseins mit Anna Susanna durch eine weite Welt von Tagen.

Sein zahmer Einwand wurde nur durch eine gering-schätzige Bewegung Alphema Polyxenas abgefertigt. Die einzige Gefahr, die sie fürchtete, drohe nicht ihr, sondern Anna Susanna, und darum werde sie ihre Nichte mitnehmen, und auch Johann Karl dürfe sie begleiten. Enttäuscht, wie der Student war, wollte er zuerst widersprechen, aber Alphema Polyxena schnitt alle Erörterungen damit ab, daß alles wohl bedacht sei und daß sie selbstverständlich Anna Susanna nicht als ihre Nichte in Warschau präsentieren und dadurch neuerlichen Nachstellungen aussetzen werde. Sie werde darum in der Kleidung eines Pagen reisen, und Johann Karl werde sich wohl in die Rolle eines Sekretärs zu schicken wissen.

Da die Abreise schon für Ende der Woche festgesetzt war, stürzten sie die nächsten Tage in einen hastigen Trubel von Vortehrungen, die der Freifrau immer noch zu langsam vor sich gingen, als fürchte sie etwas zu versäumen. Sie schien diesmal darauf auszugehen, in Warschau so aufzutreten, wie es ihrem Stand und Ansehen entsprach, und auch nicht auf jene Förderung zu verzichten, die sie als Frau von der polnischen Höflichkeit erwarten konnte. Die Männerkleidung fiel von ihr ab, und wie ein Schmetterling seiner unscheinbaren Puppe im vollen Glanz seiner

Farben entsteigt, so legte sie der Reihe nach ihre allerneuesten und kostbarsten Frauenkleider an und ließ, was ihr davon dem Glanz des Warschauer Hofes standzuhalten schien, einpacken.

Ihrem Bemühen und eifervollen Antreiben gelang es, die Abreise am festgesetzten Tage zu ermöglichen, und am Samstagmorgen verließ eine stattliche Anzahl von Wagen den Gutshof. Hinter dem Duzend Vorreiter, in der ersten Kalesche, deren Dach von geschnitzten, bärtige und gehörnte Fabelwesen darstellenden und vergoldeten Stangen getragen war, sehr würdig und königlich die Freifrau, vier Pferde nickten mit bunten Federbüschen vor dem Wagen; im zweiten ein schlanker, junger, rosiger Page mit hellen und vergnügten Augen neben zwei neugierig auslugenden Kammerzofen; im dritten schwarz und schlicht, etwas verdrossen über diese Anordnung, der Sekretär Ihrer Gnaden, der Studiosus Kaldenborn; dann der Troß der Dienerschaft mit dem Reisegepäck bis zu einem schimmernden und klirrenden kleinen Häuflein von Bewaffneten.

\* \* \*

Bei der Ankunft in Warschau mußte Alphema Polyzrena freilich sogleich einsehen, wie armselig und ländlich ihre äußerste Prachtentsaltung gegen den Prunk polnischen Adels sich ausnahm.

Die Straßen waren von einer gewaltigen Menschenmenge erfüllt, die nur widerwillig den Vorreitern der Freifrau Raum gab; endlich war an einer Kreuzung die Masse so gestaut, daß es ohne Anwendung von Gewalt und ohne Gefahr von Unfällen unmöglich war, weiterzukommen. Die Freifrau gab ein Zeichen, sich zu gedulden, und nun hörte man auch schon eine ferne

Trauermusik näher kommen, also daß man schließen konnte, es gelte dieser Aufmarsch nicht einem Fest des Lebens, sondern einem Tribut an den Tod.

Schon sah man die Spitze des Zuges, Musik zu Pferde, in schwerem, langsamem Schritt; von den silbernen Instrumenten hingen lange, dünne Streifen schwarzen Flores, die dumpf und traurig grollenden Pauten waren mit schwarzem Tuch verhüllt. Hinter einem Wald von Kreuzen und schwarzen Fahnen ein ungeheures Aufgebot von Priestern, der Kardinalprimas von Warschau in eigener Person voran, dann gold- und silberstrohend, unter Brotat und gestickter Seide fast erliegend, die hohe Geistlichkeit, leise Litaneien murmelnd, an die dreihundert, immer neue Paare. Mit dröhnendem Gepolter kam der Leichenwagen, ein Gebäude aus Ebenholz und Silber, von zwölf Pferden gezogen, beladen mit einem Sarg von solcher Größe, daß man hätte meinen können, nicht ein Mensch werde begraben, sondern ein Riese. Schwarzer Samt floß nach allen Seiten über den Katafalk und schleifte auf dem Boden nach. Unmittelbar hinter dem Leichenwagen schritt das Reitpferd des Verstorbenen, unruhig stampfend und schnaubend, geängstigt von der schwarzen Decke, die ihm übergeworfen war und die schleppend die Straße fegte. Auf schwarzen Samtpolstern trugen Freunde des Toten einen Helm, ein Schwert und einen Schild, der rundum längs des Randes mit brennenden Kerzen bestückt war. Wieder folgte ein Reiter auf einem Schimmel, dessen glänzende Haut über und über mit kleinen bunten Blumensträußen bemalt war, dessen Mähne und Schweif man rot gefärbt hatte.

Alphema Polyxena beugte sich vor. Sie erkannte in dem Mann mit dem schwarzen, mit Zobelfell gefütterten Atlasmantel und der hohen Zobelmütze den Hetman

Jan Tarnowski, den besten Freund ihres Mannes, den sie auf Bukow bei Jagden und bei Gelagen oft genug gesehen hatte. Auf den Wagenschlag gestützt, fragte sie ihren Vorreiter, der neben der Kalesche hielt: „Wer wird hier begraben?“ Der Reiter gab die Frage in die Menge weiter und flüsterte die Antwort zurück: „Der Hetman Jan Tarnowski.“

Geärgert über diese unsinnige Auskunft, sagte die Freifrau: „Der Hetman kann nicht im Sarg liegen, wenn er hinter ihm her reitet.“

Kopfschüttelnd drang der Reiter noch einmal in die Umstehenden, man sah verwunderte Gesichter. „Der Mann, der da reitet, ist der Kämmerer Nikodemus Radoszewski.“

Wie ein kalter Stahl durchfuhr es die Freifrau, daß es die Gepflogenheit des hohen polnischen Adels war, dem Toten einen Lebenden folgen zu lassen, der ihm in Gestalt, Gesicht und Tracht möglichst ähnlich war, damit solchermaßen dargetan werde, das Andenken des Verstorbenen werde nicht erlöschen, und es werde nur sein sterblicher Teil der Erde zurückgegeben. Alphema Polyrena sah von dem Zug nichts mehr, nichts von den Wagen der Verwandten und Freunde des Verstorbenen, von den Abordnungen der Woiwodschaften, der Städte, den Abgesandten des Königs, den Soldaten. Sie wußte nur, daß ihrem Plan gleich beim Beginn seiner Ausführung ein erstes Mißlingen begegnet war, und hatte zu tun, mit ihren peinlichen Gedanken fertig zu werden und wieder ihr Selbstvertrauen zu gewinnen.

„Ich hatte auf den Hetman Tarnowski meine größte Hoffnung gesetzt,“ sagte sie abends zu Anna Susanna und dem Studenten, „er war der beste Freund meines Mannes, und wenn von dieser glatten, wortreichen, polnischen

Freundschaft etwas zu erwarten ist, so war es hier. Er ist tot. Sein Leichenzug muß das erste sein, was mir in Warschau entgegenkommt.“ Sie war noch immer einiger Aufmunterung bedürftig; ohne es sich einzugestehen, verlangte sie nach Trost, sie eröffnete sich, nahm Anna Susannas Gesicht zwischen ihre Hände und sah ihr in die Augen, indem sie sich an ihrer unbekümmerten Jugend aufzurichten wünschte.

Anna Susanna hatte die Mühme noch nie so gesehen, und obwohl auch ihr diese Begegnung mit dem Tod als ein übles Vorzeichen erscheinen wollte, sagte sie doch so munter als möglich: „Wenn man einen Sarg sieht, soll man sich immer freuen, nicht selbst darin zu liegen.“

Sie waren im Haus eines Herrn Stadnicki abgestiegen, eines Edelmannes, der auch zu den Freunden des verstorbenen Herrn von Bukow gehört hatte und seine Witwe nebst ihrem Gefolge mit so überströmender Herzlichkeit aufnahm, daß man unmöglich dahinter wahrnehmen konnte, wie unwillkommen sie ihm im Grunde sei. Er hatte das Haus voller Gäste, Trauergäste, die aus Anlaß der Beisetzung des Hetmans Jan Tarnowski gekommen waren, jedoch keineswegs bloß während der vier Tage der Feierlichkeiten verweilten, sondern schon ein gut Stück früher eingetroffen waren und auch keine Anstalten machten, sobald wieder abzureisen. Außerdem hatte er als ständige Einquartierung einen Herrn Orzechowski bei sich, eine Art Hausplage, der ihm schon vor dreiviertel Jahren hereingeschneit war und ihn offenbar noch lange nicht zu verlassen gedachte.

Frau Alphema Polyxena entschuldigte sich, daß sie ihm so unerwartet angerückt komme, aber sie habe in Ankenntnis des Todes des Herrn Tarnowski ihren Besuch diesem angekündigt und scheue sich nun, in das Trauerhaus



zu ziehen, wo alles im tiefsten Schmerz sein müsse. Und daß man hier nicht wie in deutschen Städten beliebig in eine Herberge einkehren könne, wisse er wohl selbst.

Herr Stadnicki verneigte sich, die Hand auf dem Herzen, unzählige Male und beteuerte, er hätte die Kränkung niemals verwinden können, wenn sie nicht bei ihm, sondern anderswo abgestiegen wäre, indessen müsse er sie tausendmal um Vergebung bitten, daß er ihr in seinem Haus bloß zwei bescheidene Räume anbieten könne. Die Vornehmsten unter ihrem Gefolge, etwa den Sekretär und den Pagen, könne er noch in einer kleinen Kammer in der Nähe unterbringen, während die übrige Dienerschaft es sich gefallen lassen müsse, im Hintergebäude etwas gedrängt Unterkommen zu finden. Frau Alphema Polyxena erklärte, sie sei mit allem dankbar einverstanden, nur möchte sie dem Sekretär die Kammer allein überlassen, während sie den Pagen, den sie dringender benötige, neben sich in dem kleineren der beiden ihr zugewiesenen Räume wohnen lassen möchte.

Ohne eine Miene zu verziehen, ging Stadnicki auf ihren Wunsch ein, nur ein kaum merkbares Zucken der tief herabgesenkten Schnurrbartenden machte die Freifrau erröten.

Gleich am Tage nach ihrer Ankunft schrieb sie in ihrem Zimmer, dessen Wände mit auf chinesische Art bemaltem Leinen bespannt waren, an einem Schreibtisch aus Rosenholz eine Anzahl von Briefen, die von der Dienerschaft des Herrn Stadnicki in die adligen Häuser Warschaus ausgetragen wurden. Nach der Mahlzeit, bei der sie die anderen Gäste des Hausherrn kennengelernt hatte, erbat sie von ihm eine Unterredung. Sie eröffnete ihm, daß sie gekommen sei, um sich für die gefangenen Bürger von Thorn zu verwenden, und daß sie, da sie sich auch an alle

anderen Freunde ihres Mannes gewendet, ihn nicht mit der Bitte übergehen wolle, ihr dabei behilflich zu sein und sie auf den rechten Weg zu weisen.

Stadnicki zog den weiten ärmellosen Hausrock fröstelnd über der Brust zusammen, denn es wollte trotz des prasselnden Feuers im Kamin nicht warm werden, und sagte: „Euer Wohlgeboren würden mich durch eine solche Übergehung tief getränkt haben, aber um so untröstlicher bin ich, Gott und alle Heiligen sind meine Zeugen, wie untröstlich ich bin, daß ich nicht hingehen kann und sagen, man gebe diese Leute frei, man lasse sie zu ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Geschäften zurückkehren. Ja, wenn es noch wäre, wie es früher war, wo mein Wort etwas gegolten hat, aber ich habe nichts mehr zu sagen, ich habe ausgespielt.“

„Ist der Kronmarschall Lubomirski nicht Euer guter Freund?“ warf die Freifrau ein.

„Euer Wohlgeboren haben sehr recht, ihn zu nennen, denn er ist es, er und die Frau Kastellanin von Leczka, Towianska . . .“

„Ist das die Verwandte des Kardinalprimas Radzicjowski?“ fragte Alphema Polixena.

„Euer Wohlgeboren geruhen, unterrichtet zu sein. Dieselbe Frau Towianska, sie hat viele Fäden in ihrer Hand und weiß sie meisterlich zu einem Gewebe zu spinnen. Sie macht von ihrem Boudoir aus zum Teil die polnische Geschichte, heute noch immer, obzwar sie heute eine alte Dame ist, die keinen Reiz der Jugend mehr zum Bundesgenossen ihrer Klugheit und Geschicklichkeit hat. Der König hat noch immer Angst vor ihr wie damals, als sie ihm nach seiner Wahl Schwierigkeiten machte. Es war ausgemacht, wieviel sie für ihre Unterstützung zu bekommen hätte, wenn er wirklich zum König gewählt

würde gegen den Franzosen und den Markgrafen von Baden und die anderen, die alle gern die polnische Krone getragen hätten. Nachher aber war es ihm zu teuer, und da haben der König und die Towianska miteinander zu handeln angefangen wie zwei Juden. Wie er aber eingesehen hat, daß ihm ihre Feindschaft Unannehmlichkeiten bringt, hat er ihr seine Juwelen zum Pfand geben müssen. Aber erst nachdem ihr von ihm ein goldener, mit Brillanten besetzter Elefant geschenkt worden ist, hat sie wieder mit sich sprechen lassen. Dreißigtausend Taler hat ihm diese Veröhnung gekostet.“

Er sprach sehr offenherzig, denn er, der Beseitigte und Abgetane, hatte keinen Anlaß, den König und seine Freunde zu schonen.

„Und der Fürst Lubomirski?“ fragte Alphema Polyrena.

„Wenn er zu gewinnen wäre, so hätten Euer Wohlgeboren Hoffnung auf einen guten Ausgang. Der halbe Adel steht hinter ihm, und er vermag beim König ebensoviel wie die Towianska. Aber ich kann nichts tun. Wodurch entstehen Feindschaften zwischen Männern, Euer Wohlgeboren? Wenn wir nicht in gesitteten Zeiten lebten und Polen noch das Polen von früher wäre, so hätte mir der Fürst eine Aufkündigung und Herausforderung geschickt und wir hätten uns gegenseitig die Schlösser angezündet. So hat er seine ganze Partei gegen mich aufgebracht, und ich bin nur mehr ein Schatten von früher. Meine mächtigen Freunde kennen mich kaum mehr, was Euer Wohlgeboren an Gästen bei mir sehen, sind kleine Leute ohne Einfluß, die nichts zu verlieren haben, wenn sie zu mir halten. Sie sind ohne Beziehung zur Hofgesellschaft, mit Ausnahme vielleicht des jungen Koniecpolski, der wegen seines Vaters, des Kastellans von Minsk, überall Zutritt hat.“

„Was soll man also tun?“ fragte Alphema Polyxena ratlos.

„Da ist noch,“ fuhr Stadnicki fort, indem er eine Szene der bemalten Wandbespannung ins Auge faßte, wo eine chinesische Dame in einer Sänfte über eine Bambusbrücke zu einem Tempel getragen wurde, „da ist noch die Frau des Wojwoden von Lublin, Katharina Rej . . . Euer Wohlgeboren verstehen; es gibt so kostbare Dinge, daß auch ein Fürst Lubomirski sie nicht allein für sich behalten darf, sondern sie mit dem König teilen muß. Die Frau Wojwodin ist eine hübsche und muntere Frau, sie lacht gern . . .“ Er streckte die Hände gegen das Kaminfeuer und rieb sie dann ineinander, während in seinem Gesicht eine Bitterkeit aufstieg. „Wenn Euer Wohlgeboren geruhen wollten, sich um ihre Freundschaft zu bemühen.“

„Ich danke Euch, Herr Stadnicki,“ sagte Alphema Polyxena, angewidert durch diese Enthüllungen eines Eingeweihten, und der Hausherr empfahl sich unter tiefen Bücklingen und wiederholten Versicherungen seines Bedauerns, der Freifrau nicht besser dienen zu können.

Als Alphema Polyxena am nächsten Morgen in ihrer Kalesche mit zwei Vorreitern und vier Bewaffneten zum Palais des Kardinalprimas fuhr, ließ sie plötzlich vor der Steintreppe einer Kirche halten und beugte sich aus dem Wagen. „Stryceł!“ rief sie laut.

Der struppige, verwahrloste Mensch, der eben zwischen zwei ekstatischen Steinheiligen über die Stufen kam, schaute auf, und man sah, daß seine erste Eingebung war, davonzulaufen oder sich zu verstecken.

„Stryceł!“ rief Alphema Polyxena noch einmal.

Da sprang das Erkennen wie eine jäh überwältigende Freude in ihm auf, er ließ die Mütze, die er noch in Händen trug, fallen und stürzte zum Wagen hin, krachte auf die

Knie und küßte stammelnd Alphema Polyrenas Hände. Wie ein Hund benahm er sich, der in der Fremde einen Freund seines Herrn entdeckt, mit dem ihn die gleiche Liebe verbindet, lallende, unverständliche Laute sprudelten über seine Lippen, das Zeichen des Kreuzes riß er sich, Bruchstücke von Gebeten stöhnend, ein duzendmal über Brust und Stirn.

Alphema Polyrena erriet, was geschehen war. „Du bist deinem Herrn gefolgt?“

Er nickte eifrig, erzählte überstürzt und verworren, in seinem Glück alle Kenntniss des Deutschen vergessend, daß er bettelnd und hungernd von Thorn nach Warschau zu Fuß gewandert sei, um dem Bürgermeister nahe zu sein. Er hatte schon das Gefängnis, wo die Herren gehalten wurden, ausgespäht, betete täglich in einer der vielen Kirchen Warschaus um die Befreiung Rösners. Ergriffen von dieser Treue und der verhungerten Gestalt des Menschen wies ihn Alphema Polyrena an, da sich jetzt die Aufmerksamkeit der Straße der seltsamen Begegnung zuwandte, sich zum Haus des Herrn Stadnicki zu begeben und bei ihrem Sekretär zu melden.

Wie einer himmlischen Erscheinung, die auf sein Flehen herabgestiegen war, starrte Strycet dem Wagen der Freifrau nach.

Lächelnd sann Alphema Polyrena, wie es wohl zugehen mochte, daß ihr, deren Unternehmen sich mit jedem Tag aussichtsloser darzustellen schien, ein solches Wiedersehen freudige Genugthuung bereiten konnte. Noch mit einem Rest von Wärme im Herzen entstieg sie am Portal des Palais des Cardinalprimas ihrer Kalesche. Man teilte ihr mit, daß der hohe Herr auf der Jagd sei.

Ob sie den Sekretär sprechen könne, Monsignore Hynet von Slewik?

Man führte sie durch eine Halle, die von marmornen Giganten getragen war, über deren Häuptern an der Decke ein ganzer Himmel blühend nackter Göttergestalten schwebte, durch etliche Höfe, an Stallungen vorbei zu einem niedrigen, fensterlos ummauerten Gebäude, aus dem ein lautes Kreischen vieler Vogelstimmen kam.

Inmitten des Raumes auf dem Sandboden stand der Monsignore in einem ledernen Jägerwams und schleuderte einen Falken von seiner Faust gegen das gläserne Dach. Der Vogel, zur Helle über ihm angstvoll aufsteigend, wurde, ehe er das Dach erreichen konnte, an einer silbernen Kette, die seine Fänge mit der Faust des Zähmers verband, heftig zurückgerissen und fiel schwer flatternd und kreischend auf den Sandboden. Rings in Käfigen und auf Vogelstangen saßen gefesselte und zum Theil schon gebändigte Genossen, Turmfalken, Lerchenfalken, aber auch Raben und Riebiße. Der Monsignore Slewiz war ein berühmter Falkner, der seine schwierige Kunst meisterhaft verstand. Er versorgte mit seinen Schülern nicht nur die polnischen Edelsitze, sondern auch alle europäischen Höfe, sogar den des Kaisers zu Wien.

Als er die Freifrau gewahrte, kam er rasch und höflich auf sie zu, den zitternden Falken auf der Faust.

Alphema Polyxena nannte ihren Namen, und sogleich erklärte der Sekretär, er glaube zu wissen, was sie hierher führe, sie brauche sich ihrer Nichte wegen keine Sorgen zu machen, denn er meine, daß die Väter Jesu jezt wohl nicht sobald wieder das Fräulein holen würden.

Die Freifrau streckte die Hand aus und begann den ängstlich geduckten und mißtrauisch blickenden Falken in den Halsfedern zu krauen. Sie danke, sagte sie, aber sie sei nicht allein deswegen nach Warschau gekommen,

sondern auch wegen des Schicksals der Herren von Thorn, die unter schwerer Anklage stünden.

Mit einem Blick, dessen Schärfe jedem Gedanken wie einem verfolgten Falken in unendliche Höhen zu folgen gewohnt schien, sah sie der Sekretär an. „Das ist freilich für die Herren eine arge Sache, denn darin ist alles Recht auf seiten der Väter Jesu. Die deutschen Herren müssen es tragen, wenn sie der Heiligtumsschändungen wegen, zu denen das Volk aufgewiegelt worden ist, sich zu verantworten haben.“

Unfähig, nach so schroffer Einstellung auf die jesuitische Seite, sich zu Überredungs- und Umstimmungskünsten herbeizulassen, entgegnete die Freifrau kurz, sie sehe die Sache freilich anders an, und es wäre zu bedauern, wenn sich ein Gericht fände, das die Herren auf so offenkundige Lügen hin verurteilen sollte. Man müsse auf den Gedanken kommen, daß es im Grunde um etwas ganz anderes gehe und daß dieser Prozeß zur Erreichung gewisser Ziele bloß vorgespiegelt werde, und ein Staat, der solche Dinge zulasse und fördere, könne von keinem Bestand sein.

„So stellt Ihr dem Königreich eine arge Zukunft in Aussicht?“ fragte der Monsignore lächelnd, indem er den Falken von seiner Hand in einen Käfig setzte.

Irgend etwas im Ton der Frage warnte Alphema Polyxena, und sie sagte, um solche Prophezeiungen aufzustellen, sei sie zu wenig in der Geschichte bewandert. Hierauf verabschiedete sie sich, von dem Sekretär höflich bis zur Tür begleitet.

„Warum wohl Euer Wohlgeboren so eifrig die Thorne Partei nehmen?“ fragte er mit jenem scharfen Blick des Falkners, als sie über die Schwelle trat.

„Um der Gerechtigkeit willen,“ antwortete sie heftig und empört.

Ich will künftig klüger sein, sagte sie sich, als sie wieder im Wagen saß, wenn man politisch zu sein hat, so muß man seinen Stolz verstecken. Und plötzlich klang die Frage in ihr nach: Warum ich wohl so eifrig die Thorner Partei nehme? Und ein jähes Aufquellen von Angst vor sich selber verbergend, erwiderte sie noch einmal und noch zorniger: „Um der Gerechtigkeit willen.“

\* \* \*

Auf die vielen Briefe, die Alphema Polyrena ausgesandt hatte, kamen fast lauter ausweichende und nichts-sagende Antworten, bis auf eine, die wichtigste: die des Fürsten Lubomirski, in der die Thorner Angelegenheit wohl auch nur obenhin ablehnend gestreift war, die aber dennoch nicht alles abbrach. Es sollte auf dem Landsitz des Kronmarschalls in Raweczyn ein Scheibenschießen abgehalten werden, und von der Freifrau war in Ausdrücken höchster Ehrerbietung ihre Anwesenheit erbeten.

Kopfschüttelnd bezeugte Herr Stadnicki, als ihm Frau Alphema Polyrena dieses Schreiben wies, seine Verwunderung, daß ihr so auf halbem Weg entgegengekommen wurde und fragte sich, wer wohl die Sache der Freifrau beim Fürsten so weit gefördert haben möge.

Am Abend sollte Alphema Polyrena eine unvermutete Antwort werden. Es ließ sich Herr Orzechowski melden, Herrn Stadnickis klebriger Gast, und sagte nach umständlicher untertänigster Begrüßung, er freue sich, vom Hausherrn gehört zu haben, daß die wohlgeborene, gnädige Frau mit der Einladung zufrieden sei. Dazu lächelte er so bedeutsam und wohlgefällig, als halte er mit einer wichtigen Eröffnung noch hinterm Berg.



Frau Alphema Polyxena musterte den Edelmann, dessen würdige Haltung durch die Späße der Tafelgenossen über ihn keineswegs erschüttert wurde, und durch dessen Schüchternheit sein großartiges Gehaben sich nicht im mindesten beeinträchtigt fühlte. Der graue Schnurrbart krümmte sich über die Mundwinkel herab und stieg dann an den Kinnladen wieder ein Stück aufwärts, auf dem kahlen Schädel saß über den Ohren je ein Büschel grauer Wolle, aus seinem weinroten Gesicht strahlte die Selbstgefälligkeit eines vergnügten alten Sünders.

„Mein Gott,“ sagte Alphema Polyxena, „ich bin nicht begierig nach Unterhaltungen, Festen und Zusammenkünften vieler Menschen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ nickte Orzechowsti eifrig, „aber bei uns Polen darf man sich nicht in die Einsamkeit vertriehen, wir sind eine gesellige Nation und haben viel Menschlichkeit, und wer bei uns etwas erreichen will, erreicht es bei einem Bankett oder im Theater besser als in der Kanzlei oder dem Wartezimmer. Euer Wohlgeboren werden die Angelegenheit am besten in einem lustigen Gespräch voranbringen, aber freilich ist nötig, einen Freund zur Seite zu haben, der Euer Wohlgeboren den Führer abgibt in diesem Labyrinth oder Irrgarten, auf daß Ihr nicht in eine Sackgasse Euch verrennt und irgendwo anstoßet oder auf diesem Glatteis ausgleitet, dem unsere Gesellschaft zu vergleichen ist.“

Alphema Polyxena dankte und meinte, sie getraue sich schon in diesem Wirrsal sich zurechtzufinden. „Es ist schwerer, als Euer Wohlgeboren denken,“ sagte der Edelmann kopfschüttelnd, „da ist der eine mit dem anderen versippt, verschwägert oder befreundet oder aber verfeindet und auf Kriegsfuß, und man merkt äußerlich gar nichts davon. Man kann durch einen glücklichen Zufall seine

Stellung verstärken oder aber durch Unvorsichtigkeit schwächen, ohne es zu ahnen. Es ist ein geheimes Hinüber und Herüber, in dem man Bescheid wissen muß, wenn man nicht plötzlich fallen gelassen werden will. Ein Freund, ein wirklicher Freund, auf den man sich verlassen kann, ist unbezahlbar, und da Euer Wohlgeboren das Glück haben, über einen solchen Freund zu gebieten, der schon, wenn auch im Verborgenen, für Euch gewirkt hat . . .“

Er unterbrach sich, um Alphema Polyxena mit einem unfählich schlau-gemüthlichen Fuchsgesicht anzusehen und es ihr zu überlassen, den Schluß selbst zu ziehen.

Sie tat es, indem sie fragte: „So habe ich diese Einladung des Fürsten etwa Euch zu danken?“ Er nickte befriedigt und mit dem Stolz der Bescheidenheit; er komme allerdings viel herum, sagte er, ohne sich auf nähere Erklärungen einzulassen, und könne mit gutem Recht behaupten, daß er überall wohlgelitten sei, in allen Kreisen Einfluß habe und selten jemand ihm etwas abschlagen könne, auch sei ihm wie keinem anderen die Geheimwissenschaft der höchsten Gesellschaft zu eigen und, wenn ihm die Freifrau vertrauen wolle, so werde er es sich zur größten Ehre anrechnen, ihr zu dienen.

Alphema Polyxena bedachte, daß es am Ende nur zu der neuen, von ihr erstrebten politischen Klugheit gehöre, einen solchen Agenten und Erklärer für sich zu gewinnen und sagte nach kurzem Besinnen, er werde sie durch freundliche Unterstützung sehr verbinden.

„So will ich gleich bei dem Fest des Fürsten meinen Dienst antreten,“ schlug er unverweilt ein, „ich werde mich Euer Wohlgeboren anschließen. Aber noch eines muß ich Euer Wohlgeboren einschärfen, ein Mann wie ich hat seine Neider selbst unter jenen, die sich seine Freunde

nennen, es wird darum angezeigt sein, niemand“ — und dies hatte einen deutlichen Bezug auf Herrn Stadnicki, wie sich sogleich zeigen sollte — „vor allem nicht jenen, die aus dem einen oder anderen Grunde selbst aus den höchsten Kreisen ausgeschlossen sind, von unserem Bündnis ein Wort zu verraten . . .“

Es entsprach der von Herrn Orzechowski empfohlenen Vorsicht, daß er am Tag des Festes den Wagen der Freifrau nicht gleich vor Herrn Stadnickis Haus, sondern erst zwei Straßen weiter bestieg. Neben Alphema Polyxena sitzend, erläuterte er ihr das Straßenbild Warschaus, nannte die Kirchen, die namhafteren Paläste, die Gebäude der Regierung; draußen, als sie über die Weichsel und durch die Vorstadt Praga gekommen waren, zeigte er ihr in der flachen Landschaft die Dörfer und die Sitze des Adels.

Vom Haushofmeister des Fürsten empfangen, fuhren sie in den Ehrenhof des Schlosses ein, in dem es bereits von Wagen aller Art, Pferden und bunt gekleideter Dienerschaft wimmelte. Die Freifrau wurde bei ihrem Aussteigen nach ihrem Namen befragt und ehrerbietig begrüßt.

„Ja, ja, guter Freund, ich bin auch da,“ sagte Orzechowski mit einem Lachen, das etwas gezwungen klang, worauf ihm eine knappe zurückhaltende Verneigung zuteil wurde. Vom Haushofmeister geführt, durchschritten die Freifrau und Orzechowski, der Sekretär und Alphema Polyxenas Leibpage hinterdrein, einen Saal, dessen Decke mit einem ungeheuren Gemälde der Schlacht von Zurawno geschmückt war, einen zweiten, unter einer figurenreichen Darstellung des Entsatzes von Wien. Aus einem dritten, einem Gartensaal in Zypressen- und Ebenholz mit vergoldeten kunstreichen Schnitzereien, einer kassettierten Decke und einem Marmorlamin, traten sie auf die

Brüstung einer Freitreppe hinaus. Auf dem großen Wasserbecken, das sie vor sich sahen, schwammen in Rußschalen von Rähnen zierliche Fischerinnen und stachen mit silbernen Speeren nach den aufgeregt herumschießenden Fischen. An den Sandsteingöttern, die den Rand des Beckens umstanden, lehnten die Zuschauer, sie lagen in Gruppen auf dem Rasen und klatschten Beifall, wenn ein Stoß gelungen war und der gespießte Fisch zappelnd aus dem Wasser geschwungen wurde.

Unter einer ungeheuren Ulme erhob sich von einem Feldfessel beim Nahen Alphema Polyxenas schwerfällig die kolossale Gestalt des Fürsten Lubomirski. Er schnaufte von der Anstrengung, seine Fettmassen in Bewegung zu setzen, in seinem gedunsenen und von eiternden Pusteln überfäten Gesicht zwinkerten erloschene Augen aus entzündeten und verkrusteten Lidern. Wie er jetzt sich verbeugte, die linke Hand am Herzen, die rechte nach unten, als wolle er den Gewandsaum Alphema Polyxenas zum Ruß an sich raffen, war es, als vollführe ein augentranter Elefant ein eingelerntes Kunststück.

„Ich freue mich,“ sagte er mit heiserer Stimme, „daß Euer Wohlgeboren gekommen sind, mein Fest erhält erst jetzt die Vollendung seines Glanzes.“

Die kleine, rundliche Dame neben ihm, im Oberkleid aus Goldbrokat, unter dessen aufgeschlizten, zurückflatternden Ärmeln das Unterkleid aus grünem genuessischen Samt hervorsah, nickte mit dem turbangeschmückten Kopf. Sie betrachtete Alphema Polyxena mit neugierigen Augen, die von einer herbstlichen, durchdringenden Rühle waren. Der Reiherbusch auf ihrem Turban zitterte im leisen Wind, während sie mit glatter, silberner Stimme die Fragen der Höflichkeit an Alphema Polyxena richtete, ob sie sich in Warschau wohl fühle und wie ihr die Stadt

gefallen. Dann glitten, während sie noch sprach, ihre Blicke weiter, auf den Vagen, der hinter der Freifrau stand, und in die kühle Klarheit ihrer Augen kam ein kleiner goldener Punkt, wie das Glikern eines Geschmeides unter Wasser. Alphema Polyxena wußte, daß sie die Frau des Woiwoden von Lublin vor sich hatte, die vielvermögende Freundin des Fürsten, und tat ihrem geraden Wesen allen Zwang an, um die entschiedene Abneigung zu unterdrücken, die sogleich ihre Stellung zu dieser Frau bestimmte. Es ging ein Hauch von Schwüle von ihr aus und zugleich eine verstandesmäßige Nüchternheit, die ihrer Sinnlichkeit allen Schwung nahm und sie in einer niedrigen Sphäre zurückließ.

Die Vorstellung der übrigen Gäste dieser Hauptgruppe, die aufgestanden und herantreten waren, wurde unterbrochen. Die Fischerinnen hatten das Fischestechen beendet und mit klirrenden Speeren einen heiteren Kampf zu Wasser gegeneinander ausgefochten. Jetzt landeten sie und begannen auf dem Rasen, zwischen den mauerförmig gestutzten entlaubten Büschen einen ländlichen Tanz.

Da sich die allgemeine Aufmerksamkeit diesen von einer verborgenen Musik begleiteten schönen Verschlingungen zuwandte, fühlte sich Alphema Polyxena befreit und trat ein wenig zurück. Orzechowski, der sich bisher in den Hintergrund gedrückt hatte und eine Zeitlang unsichtbar gewesen war, glitt wieder an ihre Seite: „Das war die Woiwodin von Lublin, Katharina Rej, die den Schlüssel zu vielen verborgenen Dingen in Händen hat. Und drüben, die alte Dame mit dem bösen Mopsgezicht, das ist die Towianska, die Kastellanin von Leszica, die so aussieht wie ein wandelnder Juwelenschrein, über und über mit Brillanten besteckt... Sie sind Nebenbuhlerinnen, die

Katharina Rej und die Towianska, und Euer Wohlgeboren werden sich für die eine oder die andere entscheiden müssen.“

„Was ratet Ihr mir?“ fragte Alphema Polyxena.

„Die Freundschaft der einen zieht die Feindschaft der anderen nach sich,“ sagte der Edelmann achselzuckend, „aber die Towianska ist ein niedergehender Stern, die Rej strahlt auf der Höhe.“

Sich umblickend, bemerkte die Woïwodin von Lublin, daß sich Alphema Polyxena entfernt hatte. „Das also ist die berühmte Freifrau von Bukow,“ sagte sie lachend zum Fürsten, „die mit Pistolen und Peitsche hantiert wie ein Mann, die ihre Pächter mit Fußtritten traktiert und ihrem Pfarrer die Fenster einschießt?“

„Ich habe Euer Gnaden Wunsch erfüllt,“ röchelte der Fürst, „ich weiß nicht, welche Art von Waldweib Ihr erwartet habt?“

„Die Geschichten, die man von ihr erzählt, haben mich neugierig gemacht. Ich muß gestehen, daß ich enttäuscht bin. Sie ist beinahe angezogen wie eine von uns, nur merkt man, daß sie eine Deutsche ist, ich habe mich vergebens gestreut, ordentlich lachen zu können. Sie hat nicht einmal einen Schnurrbart.“

„Die Frau Truchseß Wielopolka hat jedenfalls einen größeren,“ sagte der junge Starowolsti, der Sohn des Kastellans von Kalisch. Er hatte dem Geldsäckel seines Vaters auf langen europäischen Reisen arg mitgespielt und war erst kürzlich, da es dem Alten zu dumm geworden war, heimberufen worden. Seine Redeweise war gespreizt und überheblich, das Ergebnis seiner Reisen war gewesen, daß er die französische Tracht angenommen und, ohne die polnischen Unarten abzulegen, sämtliche europäischen hinzugelernnt hatte. In ihrem Besitz glaubte er durch

seinen Witz und Geist glänzen zu müssen, obzwar er von Haus aus dazu ungenügend ausgerüstet war.

„Wie mager sie ist,“ sagte die litauische Ranzlerin Pac, eine überaus wohlgenährte fromme Dame, die ihre Frömmigkeit nicht abhielt, an ihrem Geschlecht unnachsichtige Kritik zu üben und in allen trüben Geschichten des Hofes Bescheid zu wissen, „sie ist nichts als ein Kleiderstock, aber nicht einmal ein gut angezogener.“

„Man möchte meinen,“ sagte der junge Starowolski in seinem langweilig singenden Tonfall, indem er die Mundwinkel herabzog, „daß ihre Wildheit gezähmt ist. Vielleicht ist sie verliebt.“

Noch immer sah die Woitowdin von Lublin der Freifrau nach, aber ihr Blick galt nicht Alphema Polyrena, sondern dem Pagen hinter ihr, dessen geschmeidige Gestalt und Bewegung sie in sich trank.

Vielleicht fühlte der Student Ralsdenborn etwas von diesem Blick, als er, zu Anna Susanna geneigt, flüsterte: „Ich wollte, wir wären daheim, wenigstens bei Stadnicki, am liebsten in Bukow.“

„Muß man nicht der Gegenwart alles abgewinnen, was sie uns geben kann?“ neckte Anna Susanna.

„Hast du nicht den Blick bemerkt,“ sagte Johann Karl erboßt, „mit dem sie dich angesehen hat? Ich glaube, so muß man sich die Frau des Rämmerers Potiphar vorstellen.“

Zwischen den Bäumen kam ein Zug heran unter Lärm, Gesang und Schwenken von Gewehren und Pistolen. Die Jäger des Fürsten, mit einer schmetternden Musik von Waldhörnern, sie trugen Scheiben an langen Stangen, kunstreich mit allerlei Tiergestalten und Menschenfiguren bemalt, Bären, Löwen, Kamelen, Türken, Russen und Schweden. Der Zug ging quer über die vergilbte Wiese,

bog in einen engen Gang zwischen hohen Hecken, bald knallten irgendwo die ersten Schüsse.

An einem sanften Hügelhang war der Scheibenstand, es gab stehende und bewegte Scheiben, Hanswürste in bunten Kleidern sprangen zwischen ihnen herum und zeigten die Treffer, der Oberstjägermeister regelte das Schießen. Die Frau des Kronkammerers Denhof, jung, blaß, mit einem Zug von Ekel und Bitternis in dem früh verwelkenden Gesicht — man wußte um ihre unglückliche Ehe mit einem widernatürlichen Lüsten ergebenen Gatten —, saß in einem Tempelchen unter einem kostbaren persischen Teppich und hütete die Preise, die wie die Schaustellung des Schazes eines indischen Fürsten waren.

„Das ist Herr Kronwachtmeister Czarniecki,“ flüsterte Orzechowski Alphema Polyrena zu, „ein kriegerischer Herr.“

Czarniecki hatte sich den Stand für Jagdgewehre erwählt, von dem aus auf einen laufenden Hirsch geschossen wurde. Alphema Polyrena, die ihn als einen der Bedrücker Thorns kannte, freute sich, daß Schuß auf Schuß danebenging, so grimmig er auch dreinschaute, als müsse er seinen Sieg erzwingen. Das sei nicht das Rechte für ihn, wandte sich Czarniecki an die Kanzlerin Pac, zu Pferd und mit dem Säbel in der Faust wild in den Feind hinein und links und rechts um sich hauen, das sei alt-polnische Art. Diese elende Schießerei aber sei eine durchaus unritterliche Manier zu kämpfen, denn mit der Kugel könne der stinkendste Bauer den edelsten Mann von Adel aus der Ferne niederwerfen. Wenn man auch natürlich nichts gegen die Feuerwaffen sagen könne, so sei es doch gewiß, daß die Kriege der Zukunft ein immer übleres Ansehen annehmen würden.



Im Pistolenstand knallte die Frau Truchseß Wielopolsta Schuß auf Schuß los, fast jeder ein Treffer. Der Büchenspanner hinter ihr konnte kaum im Laden ihrer Pistolen mit den feinen damaszierten Läufen und den mit Perlmutter, Golddraht und Elfenbein ausgelegten Kolben nachkommen. Groß und breit, ein Riesenweib, stand sie an der mit einem armenischen Teppich verhangenen Brüstung, und der junge Starowolski hatte nicht unrecht, wenn er ihren Schnurrbart erwähnenswert gefunden hatte. Sie ritt und focht wie ein Mann, stach im Galopp Türkentöpfe von den Stangen, sie tat es dem König August im Zerbrechen eines Hufeisens gleich, und ihr rechter Oberschenkel war vom Kampf mit einem Bären durch eine fürchterliche Narbe verunstaltet.

Neben ihr nahm sich die Freifrau von Bukow, die herangetreten war und aufmerksam zusah, zierlich und unscheinbar aus.

Es begann das Schießen um die Meisterschaft, bei dem draußen gläserne Bälle aufgeworfen wurden, die durch die Kugel zersplittert werden mußten. Der Wielopolsta gelangen unter zehn Schüssen sieben Treffer, und die Umstehenden rühmten murmelnd die unnachahmliche Leistung.

Als die Frau Truchseß abtrat, reichte der Kronhetman Opalinski mit einer Verbeugung der Freifrau die Waffe und lud sie höflich zum Schuß ein. Orzechowski hatte Alphema Polyrena zugeflüstert, auch dieser Herr gelte etwas bei Hofe und sei in der Gesellschaft sehr beliebt, die er durch seine Einfälle unterhalte. Er sei ein Mitglied der sogenannten Babiner Republik, jener von Stanislaus Pszonka gegründeten Akademie der Lüge und Aufschneiderei, die ihre Ämter und Würden an jene verteile, von denen der Wahlspruch *Omnis homo mendax*, jeder

Mensch ist ein Lügner, am kunstgerechtesten und erfolgreichsten vertreten werde. Derzeit sei Opalinski der Präsident der Republik, elegant, klug, aber der richtige vollendete Quanquam, das ist der beständige Maulheld und Schwefelredner, des jungen Statowolski überlegener Nebenbuhler.

Wie er der Freifrau jetzt übertrieben beflissen die Pistole reichte, schmunzelte alles ringsum, denn der Kronhetman zwinkerte dabei so bedeutsam seinen Vertrauten mit den Augen zu, daß jeder wußte, jetzt sei ein Hauptpaß im Anzug.

Alphema Polyxena weigerte sich nicht, trat in den Stand und hielt die Pistole wartend und nachlässig in der Hand, als ob sie nicht im mindesten erregt sei. Jetzt gab der Oberstjäger durch einen Zug an der Klingelschnur den Leuten an den Scheiben das Zeichen zum Beginn des Würfens. Von den Federn der Schleudervorrichtung emporgeschleudert, stieg draußen die erste Kugel empor, langsam hob Alphema Polyxena die Pistole und folgte mit der Mündung dem Flug bis zu jenem winzigen Augenblick des Stillstandes, ehe der Zug der Erde wirksam wird, sie schoß und mit feinem Klirren zerbarst der rote Glasball. Der blaue und der gelbe, der grüne und der schwarze stiegen auf und jedem wurde von der Kugel der Freifrau das gleiche Schicksal, ohne daß sich die Schützen sonderlich zu rühren schienen. Von den Mienen der Zuschauer starb das Schmunzeln hinweg. Sieben Schüsse waren getan, jetzt kamen die drei letzten Bälle, die einander in so kurzen Zwischenräumen folgten, daß nur höchste Geschicklichkeit und Raschheit sie herabholen konnte. Die Wielopolska hatte von dieser Dreiergruppe zwei Kugeln verfehlt, aber in Alphema Polyxenas sicheren Schüssen zererschellten alle drei Bälle, daß ein aufrichtiges Raunen

der Bewunderung sie umrauschte und etliche Hände sich zum Beifall regten.

Sie stand als Siegerin da, und das Diadem aus sieben großen Rubinen, mit je vier Perlen umgeben und von emaillierten Goldreifen gefaßt, mußte ihr zugesprochen werden. Sie nahm es bei der Preisverteilung aus den blutleeren schmalen Händen der Frau Kronkammerer Denhof entgegen, und Opalinski hielt dazu eine seiner Babiner Reden, die mit Obwohl und Obgleich begann und die Freifrau mit der Skythentönigin Tompris, mit Semiramis und sogar mit der fernhintreffenden Artemis verglich, sehr zum Ärger der Wiepolsta, die sich mit dem zweiten Preis, einem Goldgürtel mit dem emaillierten Bild des Königs, begnügen mußte.

Es war Abend geworden, kühl hauchte die herbstliche Dämmerung über die Wiesen, und die weiten Räume des Schlosses erhellten sich zur Fortsetzung des Festes. In einem ungeheuren Saal, von dessen geschnitzten Deckbalken hölzerne Blumengewinde, Ranken und Früchte in Gold und Farben herabhingen, waren die Bankettafeln aufgestellt. Die altpolnische Sitte getrennter Tische für Männer und Frauen war durch den westlichen Gebrauch gemeinsamen Essens verdrängt, zwischen der Woiwodin von Lublin und dem Kanzler Potocki saß Alphema Polyrena, hinter deren Stuhl der rosige Page und Strzycel Aufstellung genommen hatten. Die Diener des Fürsten reichten den Gästen silberne Schüsseln und gossen aus silbernen Rannen Wasser über die Hände, breiteten auch weiche, angewärmte Tücher zum Trocknen dar.

Der Kanzler Potocki, von dem Orzechowski gesagt hatte, er sei geschmeidig wie ein Ual und bissig wie ein Fuchs, einer von denen, die sich mit aller Welt gut stünden und zwei Feinde zu gleicher Zeit bedienen könnten, sprach mit

Alphema Polyxena über Polen. Er hatte, um sich von den übrigen Gästen zu unterscheiden und durch Gegensätzlichkeit aufzufallen, einen einfachen Kittel aus grobem Bauerntuch an, aber dieses schlichte Kleid war an den Rändern mit in Gold gefaßten Türkisen benäht und am Kragen mit Schnüren aus großen morgenländischen Perlen besetzt. „Polen muß lieben, wer es kennt,“ sagte er, „Frankreich ist Europas Herz und Deutschland Europas Geist, aber in Polen sind Herz und Geist in eins verschmolzen. In welchem Land hat die Bildung so tiefe Wurzeln geschlagen, zur Verwunderung aller Fremden, wie in Polen. Wo kann es sonst noch vorkommen, daß ein Kaiser sich mit einem Kutscher in lateinischer Sprache verständigt wie der Kaiser Ferdinand mit dem Fuhrknecht des Erzbischofs von Gnesen. Was haben wir von Europa zu lernen? Wer die Augen offen hält und sich nicht vom flüchtigen Augenschein einschüchtern läßt, wird, wenn er von seinen Reisen heimkehrt, bekennen, daß der polnische Weizen und der polnische Säbel mehr wert sind als Handel, Gewerbe und Kunst aller anderen Völker.“ Er wies nach der Decke des Saales: „Sehen Euer Wohlgeboren dort oben die köstlichen Schnitzereien, zwischen den Balken die Rosen in Stuck, abwechselnd mit Bildern von Städten und Ansichten von Seehäfen; deutsche Meister haben das gemacht, französische Maler, italienische Stukkaturen, ganze Königreiche und Länder arbeiten für uns wie die Bauern für ihren Herrn . . .“

Mit einer runden Armbewegung strich er gleichsam das prunkvolle Tafelgerät ein, die silbernen Kannen, die muschelförmigen Schüsseln, die getriebenen und ziselirten, mit Gold ausgelegten Trinkgefäße in Form von Galeeren, von Greifen, von Genien, von Aposteln, alle

diese von den ersten Künstlern geschaffenen Kostbarkeiten, die sich in den polnischen Schlössern anhäuferten.

Alphema Polyxena meinte, daß ein solches Leben in Saus und Braus, in Üppigkeit und Überfluß, wie es die polnischen Herren führten, doch nur die blendende Außenseite sei, eine prunkvolle Fassade, hinter der das übrige polnische Leben, das der Bauern und kleinen Leute, in Finsternis und Bedrückung sich abspiele. Aber der Kanzler beseitigte diesen Einwand mit einem milden, überlegenen Lächeln und einer kleinen Handbewegung. Auf die Gefahr hin, das Mißfallen des mächtigen Herrn zu erregen, rief Alphema Polyxena, gereizt durch die Geringschätzung, die in dieser Abwehr zu liegen schien: „Wahrhaftig, diese Zobel und Purpurstoffe, diese Mäntel und Perlenschnüre in seiner Hand zusammenzupressen, so würde ein Strom von Tränen und Blut daraus hervortreten.“ Diese tapferen, aber unvorsichtigen Worte beantwortete der Kanzler nicht, wandte der Freifrau halb den Rücken und richtete eine lächelnde Frage an seinen Nachbarn zur Linken, den Herrn Kronwachtmeister Czarniecki.

Frau Katharina Rej, die es sich nicht versagen konnte, bisweilen über die Schulter hinweg einen Blick auf Alphema Polyxenas Pagen zu werfen, äußerte ihre Befriedigung, daß es der Freifrau gelungen sei, es der Truchsessin in der Meisterschaft des Schießens zuvorzutun. „Sie meint, es könne ihr in diesen Künsten niemand gleichkommen. Nun ist sie mit Galle bis zum Zerbersten angefüllt. Dort drüben sitzt sie neben der Towianska, ihrer Freundin, und wenn man deren Gesicht betrachtet, so kann man sich ausmalen, was sie der Alten über Euer Wohlgeboren erzählt. An der Wielopolska und der Frau Kastellanin haben Euer Wohlgeboren keine Freundinnen gewonnen.“

Die Towianska war wirklich nicht sonderlich ermutigend anzusehen, wie sie dasaß, als Nachbarin der stiernadigen breitmäuligen Truchsessin, sie in sich hineinreden ließ und mit einem tückischen Blinzeln ihr verbissenstes Mops-gesicht machte. Vielleicht bewog dieser Anblick die Woiwodin zur Wendung an die Seite Alphema Polyrenas. Sie werde sich die Ehre nehmen, sagte sie, der Freifrau demnächst einen Besuch zu machen.

Alphema Polyrena glaubte darauffhin bemerken zu müssen, daß sie im Hause Stadnicki abgestiegen sei. „Stadnicki hält den Fürsten für seinen Feind,“ sagte die schöne Woiwodin, indem sie ihre Canacca zurechtzupfte, den Halschmuck, der, aus in Gold gefaßten Saphiren zusammengesetzt, auf der Brust zwischen zwei Platten aus Bergkristall ein Stückchen vom Stirnspieß eines Einhorns trug. „Er übertreibt, aber selbst das Haus eines Feindes wird uns um eines Freundes willen freundlich.“

Gegen Mitternacht war das Bankett zu Ende, die Gesellschaft zerstreute sich über die Flucht der anstoßenden Säle. In einem kleinen, muschelartig gestalteten Raum, der ganz in Purpur und Gold strahlte, war eine Bühne erbaut, wo man das Spiel von der schönen Sibylla aufführte, als deren Darstellerin man die junge Frau des Kronkammerers Denhof bewundern durfte. Die Frau Woiwodin Rej, die mit einer winzigen, aber angenehmen Stimme Liedchen zur Laute sang, versammelte einen Kreis von ergebenen Zuhörern um sich.

Im Vorbeigehen hörte Frau Alphema Polyrena den Kronwachtmeister Czarniecki zu der Kastellanin Towianska sagen: „Ich mache mir nichts aus Musik. Ich habe kein Ohr für solches Geflüster und Gefäusel. Meine Musik sind Kriegsdrummeten und Kanonendonner, dabei geht mir das Herz auf und fühle ich mich wohl.“

Die Kastellanin sah ihn boshaft an: „Dann wäre es am besten, Herr Kronwachtmeister, Ihr ließeet Euch gut ein fetten, damit Ihr nicht verrostet, und in der Waffenkammer aufbewahren bis zum nächsten Krieg.“

Mit dem peinlichen Gefühl, daß es nicht eben vorteilhaft sei, diese Dame gegen sich aufgebracht zu haben, durchschritt Alphema Polyxena den Tanzsaal, in dem sich die Paare zur Polonäse ordneten. Sie sah den jungen Roniecpolski auf sich zukommen, der gleich ihr die Gastfreundschaft des Stadnickischen Hauses genoß; ohne noch mehr als etliche Worte der Begrüßung mit ihm gewechselt zu haben, hatte Alphema Polyxena an seinem freien und offenen Wesen Gefallen gefunden. Er verneigte sich vor der Freifrau und bat um die Ehre, sie zum Tanz führen zu dürfen. Lächelnd versagte sie sich ihm; sie sei nicht danach gestimmt, sich in die vergnügte Menge zu reihen.

Der junge Mann aber schritt gleichwohl neben ihr her und schien an einem Gedanken zu tragen, den er ihr mitzuteilen wünschte. In einem Kuppelsaal blieb er stehen, wo eine Anzahl von Damen und Herren im Kreise saß und sich an dem Spiel Wirtschaft vergnügte. In einem Silberpokal wurden Lose geschüttelt. Jeder der Teilnehmer der Runde mußte eines von ihnen ziehen, und auf jedem Zettelchen stand eine Rolle, die man beim Maskenfest des nächsten Tages darzustellen hatte. Während der junge Roniecpolski und die Freifrau zusahen, fragte er stöhnend, warum sie diesen Herrn Orzechowski mitgebracht hätte.

Alphema Polyxena fiel es erst jetzt ein, daß der Edelmann sich nicht blicken ließ. Sie hatte ihn zuletzt am unteren Ende der Tafel gesehen, neben dem fälschlichen Sekretär Raldenborn, dort, wo die minder wichtigen Gäste saßen.

Auf ihre verwunderte Frage antwortete der junge Mann, er habe zufällig gehört, wie der Fürst Lubomirski sich beim Haushofmeister erkundigt habe, mit wem der Alte gekommen sei. „Euer Wohlgeboren müssen wissen, daß dieser Orzechowski ein aufdringlicher Schlaumeier ist, der sich, ohne eingeladen zu sein, in alle Gesellschaften einschleicht. Er weiß immer jemand zu finden, der ihn mitnimmt. Man kennt ihn schon, wie er sich von Fest zu Fest durchißt und durchtrinkt. Ehe er seinen ganzen Besitz verpußt hatte, war er ein Mann von hochtrabender Phantasie und gewaltigen Ansprüchen. Wenn er jemand einen Besuch machen wollte, fuhr er in seiner einzigen Kalesche aus, mit seinen zwei einzigen Pferden bespannt. Eine Viertelstunde vor dem Schloß ließ er halten und den einen Gaul ausspannen, der Kutscher mußte absteigen und ritt nun als Bote in Korallen, mit Pallasch und Pulverhorn voran, um dem Nachbarn den hohen Besuch anzufagen. Wenn der Bote zurückkam, kroch er wieder in sein Kutschergewand, das Pferd wurde wieder angepannt, und nun erst fuhr Herr Orzechowski, hochherrschastlich angekündigt, hochherrschastlich vor.“

Alphema Polyxena mußte von Herzen lachen, denn es war ihr, als werde ihr in diesem lustigen Klatsch die polnische Großmannsucht gezeigt wie in einem Zerrbild, in dem sich durch die Übertreibung die wesentlichen Züge um so deutlicher offenbarten.

Erfreut durch seinen Erfolg, fuhr Koniecpolski fort: „Bis einmal der Herr Kronhetman Opalinski, der ja zur Babiner Republik gehört, dem Orzechowski einen argen Streich gespielt hat. Er hat den verkleideten Kutscher, der den Kurier zu machen hatte, zurückbehalten und ihm so viel Schnaps geben lassen, daß er sinnlos betrunken war. Herr Orzechowski stand mit seinem Wagen draußen auf



dem Feld, in strömendem Regen, und hat gewartet. Als die Nacht einbrach, mußte er sich entschließen, den Weg zu Fuß zu machen, um endlich unter Dach und Fach zu kommen. Er kam an, auf seinen Säbel gestützt, hinkend, durchnäßt wie eine Wassermaus, gar nicht hochherrschastlich wie sonst.“

„Warum erzählt Ihr mir das?“ fragte Alphema Polyxena nach einigem Besinnen geradezu.

„Damit Euer Wohlgeboren sich mit diesem Herrn nicht allzusehr einlassen mögen.“

Er schien noch einiges sagen zu wollen, aber da erhob sich der Fürst Lubomirski, der eben zur großen Genugtuung der Gesellschaft die Rolle des Wirtes auch für morgen gezogen hatte, und stampfte auf die Freifrau zu. Er wischte sich mit einem seidenen Tuch die tränenden Augen, die zwischen den hochigen, verkrusteten Lidern wie trübes, erblindetes Glas lagen. Ein übler Geruch ging von ihm aus, der auch durch die scharfen Essenzen nicht zu betäuben war.

„Sind Euer Wohlgeboren mit meinem Fest zufrieden?“

„Ich sehe,“ sagte Alphema Polyxena, entschlossen, die Gelegenheit wahrzunehmen, „daß viel Pracht und Heiterkeit in Warschau daheim ist. Ich möchte nur, es wäre ebensoviel Gerechtigkeit, Milde und christliche Nachsicht vorhanden.“

Der Fürst wiegte den Kopf und faßte mit beiden Händen in den Gurt, von dem eine Karabela herabhing, ein Säbel, der mit Juwelen von unermeslichem Wert geschmückt war. „Ich weiß,“ sagte er, „ich weiß, daß Euer Wohlgeboren der Meinung sind, der Staat sei auf solche Dinge aufgebaut, und wenn sie fehlen, so stehe es schlimm um ihn. Indessen lehrt die Historie, daß eine feste Hand wichtiger ist als jene Tugenden.“

So war also dem Fürsten bereits zugetragen worden, was Alphema Polyrena dem Monsignore Slewik gesagt hatte. Ehe sie jedoch noch etwas erwidern konnte, fuhr er fort: „Wir wollen trachten, Euer Wohlgeboren zu Friedenzustellen.“

Sie sah ein, daß für den Augenblick nicht mehr als dieses beiläufige Versprechen zu erreichen sei, dankte dem Fürsten für die Stunden erlesener Freude mit einem solchen Aufwand an Worten, wie sie der Ton der Gesellschaft zu machen gelehrt hatte, und nahm Abschied.

Orzechowski tauchte auf, als ob er in der Nähe irgendwo gelauert hätte, weinrot und vom Spiel erhitzt, bei dem er einigen Leuten seines Ranges in einer Ecke etliche Gulden abgenommen hatte. Er sprach mit großem Nachdruck von dem vortrefflichen Empfang, der ihm zuteil geworden sei, und von der Erneuerung alter, bedeutsamer Freundschaften, und Alphema Polyrena betrachtete ihn belustigt von der Seite, indem sie sich vorstellte, wie er durchnäßt und wütend nach stundenlangem Warten dem Streich Opalinskis erlegen war.

Als sie den Wagen im Ehrenhof bestiegen, erhob sich ein fürchterlicher Lärm in einem der Säle, wo die Edelleute beim Spiel saßen. „Du lügst wie ein Hund,“ schrie einer immer wieder mit der rauhen Stimme eines Betrunknen, und der andere brüllte dagegen, er werde ihm bei Christi Blut seine eigenen Zähne zu fressen geben. Eben, als auf der Treppe ein Getümmel entstand, als wälze sich ein kämpfender Haufen hinaus, fuhr der Wagen Alphema Polyrenas ab.

„Euer Wohlgeboren haben einen gewaltigen Schritt zum Ziel gemacht,“ sagte Orzechowski mit einem zufriedenen Schnaufen, „die Towianska hat sich zwar gegen Euch entschieden, aber die Woitwodin ist Euch

überaus freundlich gesinnt. Ich bin indessen nicht müßig gewesen.“

„Ich merke es,“ sagte Alphema Polyrena, indem sie den Kopf zur Seite wandte, um dem Weindunst zu entgehen, den der Alte aushauchte.

„Die Woïwodin führt zum Fürsten,“ sagte er eifrig, „der Fürst führt zum König. Aber wer führt zur Woïwodin? Das haben sich Euer Wohlgeboren noch nicht gefragt. Wenn auch die Woïwodin Euer Wohlgeboren gewogen ist, so muß diese Gewogenheit doch gestützt werden. Und wenn etwa der Beichtvater dagegen spricht, so ist immer noch wenig getan. Herr Erasmus Ciolet hat große Macht über ihr Gewissen. Zum Glück weiß ich, wer zu Herrn Ciolet führt, er hat einen guten Namen, einen klangvollen, nennt sich Gulden, denn Herr Ciolet kennt sich nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden aus. Ich habe heute eine Stunde mit Herrn Ciolet gesprochen.“

Welcher Werkzeuge sich manchmal Gott bedient? dachte Alphema Polyrena; aber es soll nichts versäumt werden, ich will mir, wenn alles glücklich vorüber ist, ein Bad in Lauge bereiten! „Was verlangt er?“ fragte sie.

Orzechowski schluckte den Speichel, der ihm im Mund zusammengeronnen war. „Fünftausend Gulden! Er erwartet, daß ich sie ihm morgen bringe, dann will er sogleich beginnen, die Seele der Woïwodin zu bearbeiten.“

Alphema Polyrena nahm den Edelmann mit in ihr Zimmer und zählte ihm aus ihrer eisernen Reisetassa fünftausend blanke Gulden auf den Tisch.

Am nächsten Tage war Herr Orzechowski an Stadnickis Mittagstafel nicht sichtbar.

Auf Alphema Polyrenas Frage nach ihm atmete Herr Stadnicki tief und sichtbar freudig bewegt auf. Herr Orzechowski, der zähe Gast, hatte ihn heute morgen endlich erlöst und war mit dem Frühesten abgereist.

\* \* \*

Die Gedanken, über die der Mensch bei Tage und im Wachen kraft seines Willens einige Macht hat, sie anzuhören oder von sich zu weisen, befreien sich bei Nacht und im Schlaf, entwinden sich ihren Fesseln und machen sich zu Herren. Sie verlassen den zerquälten Kopf, tauchen in die Geheimnisse der Ewigkeit und kommen, beladen mit den Gesichten des Jenseits, zurück, werden zu Bildern, zu Reigentänzen der Lust oder zu einem Wirbel von Dämonen, zu Mahnungen und Ahnungen, angestrahlt von himmlischen Verheißungen oder vom Widerschein höllischer Gluthen. Wenn sie einmal nächtlicherweile so mächtig geworden sind, so lassen sie sich auch im Wachen nicht mehr völlig austreiben, fahren fort zu flüstern, zucken jäh auf und werfen Geträumtes wie grelle Blitze zwischen die Stunden des Tages, alle Anstrengungen, sich ihnen zu entziehen, vernichtend.

Simon Ditwin von Promnitz, der Superior der Jesuiten zu Thorn, erfuhr die Macht der Träume.

Er bekämpfte sie, als wären sie Einflüsterungen des Teufels! Wie aber konnten sie des Teufels sein, wenn sie immer wieder die holdseligste Gestalt heranbrachten, eine Bewohnerin der Gefilde der Seligen, eine Sündengelöste, in Strahlenglanz getaucht, mild und traurig und voll unendlicher Liebe? Nicht Gebet, nicht Kasteiung, nicht Geißelung des Leibes vermochten etwas gegen diese allnächtliche Wiederkehr. Wohl wußte der Superior aus

den Werken der Gottesgelehrten, daß dem Satan Macht gegeben sei, sich jeglicher Erscheinung zu bedienen und selbst das Göttliche zu seinen Zwecken zu fälschen, und daß ja der Antichrist selbst sich als der wiedergekehrte Christus darstellen werde. Solche Verwandlung aber war wohl nur dem Unbereiteten, dem Unbedenklichen, dem blind Vertrauenden unerkennbar, nicht aber dem, der sich, durch alle Qualen der Selbstpeinigung gejagt, zu jener Verfeinerung seines seelischen Gehörs erhoben hatte, daß die leiseste Stimme der Warnung sich hätte deutlich machen müssen.

Auf Stufen von Licht herabschreitend, trat die verklärte Frau allnächtlich in die Zelle des Superiors und, obwohl sie nichts sprach, nur die Augen voll unsäglichen Kummers auf ihn geheftet hielt, wußte er, was sie von ihm verlangte. Aufschreckend, schlafbefangen, streckte er die Arme nach der Erscheinung, da entwich sie ihm, traurig den Kopf schüttelnd.

Er nahm die seidenen Gewänder hervor, die er aus China mitgebracht hatte, bestickt mit Blütenranken, Reihern, ungeheuerlichen Drachen und dem Vogel Phönix. In den Büchern blätternd, begann er die seltsamen Zeichen zu lesen, in denen die Sprüche eines Mannes verzeichnet standen, des Konfutse, dem nur die Erkenntnis des wahren Gottes fehlte, um ihn einen Christen nennen zu dürfen. Das Land stieg vor dem Superior auf, in dem er in heißer Hingabe an eine große Sendung Vergessenheit seines Leides gefunden hatte, bis ihn der unerbittliche Ruf der Oberen zurückholte zu einer Erneuerung der Qual und einem Wiederaufreißen der Wunden.

Der Abmonktor war nicht wenig verblüfft, als ihm der Superior eröffnete, er gedente beim Ordensgeneral

bittlich zu werden, man möge ihn seines Amtes entheben und ihm gestatten, wieder nach China zu gehen und seine Tätigkeit als Missionär aufzunehmen. Dann sprudelte er los: wie, jetzt wolle er sich den Aufgaben entziehen, die dem Orden hier gestellt seien, höchsten und erhabensten Aufgaben, die für die Kirche ungeheure Bedeutung hätten. Wohl sei es wichtig, dem Gotteswort auch unter den Heiden Seelen zu gewinnen, aber weit wichtiger sei es, diesen Kampf durchzufechten, der der Kirche und dem Orden neuen Glanz gewinnen müsse.

Er fühle sich diesem Kampf nicht gewachsen, warf der Superior ein.

Damit habe er nur allzusehr recht, sagte der Pater Admonitor giftig, daß er es an zupackender Kraft und rascher Entschlossenheit wie an zäher Hartnäckigkeit im Verfolgen des Zieles gleichermaßen fehlen lasse. Es sei ein Dahintappen, ein Traumwandeln, eine laue Halbheit in allem, und wenn es nach dem Superior ginge, so wäre die große Sache längst im Sande verlaufen und eine Gelegenheit versäumt. Dieses Verdienst — und dabei troff seine Stimme vom Öl der Selbstgefälligkeit — müsse er sich bei aller Bescheidenheit schon zuschreiben, daß den lutherischen Regern mit allem Ernst und aller Schärfe zugesetzt werde. Seinem Betreiben allein sei es zu danken, wenn diesen Deutschen diesmal ein Denktzettel gegeben werde, wie sie ihn nach ihrer ruchlosen, teuflischen, scheußlichen Verderbtheit verdienten.

Verlorenen Blickes sah der Superior durch den Ordensbruder hindurch, mit Augen, die kein Bild aufnahmen. Ärgerlich sagte der Admonitor: „Ich glaube, Ihr hört mir gar nicht zu.“

Der Superior hatte aber doch die Ermahnungen gehört. „Wir hätten,“ sagte er langsam, „die dargebotene Hand

annehmen sollen. Es wäre christlicher gewesen, sich zu versöhnen als sie zu verfolgen.“

Diese unerhörte Nachgiebigkeit und Lauheit gegen die Zwecke des Ordens brachte den Admonitor um seine ganze sonstige milde Fassung. Er fuhr in der Zelle herum, packte den Stuhl an, hob ihn auf und stellte ihn mit einem Krach wieder auf die Beine. Was ein solches Herumreden bedeuten solle. Ob der Bruder Superior vielleicht den Verstand verloren habe? Man könne beinahe auf den Gedanken kommen, daß ihm irgendein Teufelswerk angetan worden sei? Ob es nicht genug an dem sei, daß man über seinen Wunsch und Befehl einstweilen das Vorgehen gegen das Fräulein von Löwenberg eingestellt habe. Vielleicht sollten sie sich jetzt auch noch von den deutschen Ketzern und Gotteslästerern demütigen, den Staub von ihren Schuhen lecken und den Herrn Bürgermeister Rösner in die Gebete einschließen, zum Dank dafür, daß man ihnen das Kollegium gestürmt, alles zertrümmert und die Kapelle geschändet habe. Sollten sie es etwa mit einem Krachfuß hinnehmen, daß die Heiligenbilder zerhauen und zerstoßen worden seien, so daß sogar der große hölzerne Christus seitdem an jedem Freitag blutige Tränen über sein ganzes heiliges Antlitz weine?

„Ihr wißt recht gut,“ sagte der Superior, „daß keine Heiligenbilder verlegt worden sind, und das Mirakel vom weinenden Christus möchte ich nicht an die große Glocke gehängt haben.“

„Und wenn auch kein heiliger Gegenstand verlegt worden wäre,“ fuhr der Admonitor heftig fort, ohne auf das Wunder der Tränen Christi weiter einzugehen, „so kann man, da es einmal behauptet und unter Anklage gestellt ist, nicht mehr davon abgehen, zumal es sich wie kein anderer Umstand eignet, die abgründige Bosheit und

teuflische Verdorbenheit dieser deutschen Reher so recht ans Licht zu ziehen. Es könnte geschehen sein, es ist nur durch einen Zufall nicht geschehen; warum sollen wir nicht sagen, daß es geschehen ist.“

Der ausgemergelte Körper des Superior straffte sich ein wenig, seine in schwarzen Höhlen liegenden Märtyrer-  
augen bekamen einen festen Blick. Da er dieses und andere Mittel nicht billigen könne, sagte er, so müsse der Bruder Admonitor einsehen, daß es am besten wäre, ihn von den Bedenklichkeiten und Anmahnungen seines Innern zu befreien und ihn einer Wirksamkeit zurückzugeben, bei der er mit seinem ganzen Herzen sein könne.

Ob er, schrie der Admonitor, den Orden in seinem Kampf gegen die deutschen Banditen und Bilderstürmer schände im Stich lassen wolle? Wohl sei von ihm, das wisse man jetzt schon nur zu gut, kein heiliger Eifer zu erwarten, aber er solle wenigstens geschehen lassen, was geschehen müsse. Wenn er sich jetzt, in dieser Zeit des Sturmes und der Rache, von seinem Platz entferne, so werde es vor aller Welt den Anschein gewinnen, als mißbillige er den Weg des Ordens. Sei der Sieg erkochten, so möge er in Gottes Namen abtreten und einen Würdigeren an seine Stelle lassen. Jetzt aber müßten sie vor den Feinden einig und stark dastehen.

„Ich werde dennoch,“ beharrte der Superior, indem er die Hand auf ein beschriebenes Blatt stützte, das auf dem Tisch lag, „dieses Schreiben abgehen lassen.“

„Ihr werdet es nicht tun,“ fauchte der Admonitor, „ich gebe Euch zu bedenken, daß der Provinzial Auftrag gegeben hat, die Angelegenheit aufs schärfste und bis zum völligen Triumph der Kirche zu verfolgen und die Reher durch ein blutiges Urteil abzuschrecken. Dem Befehl des Oberen habt auch Ihr Euch zu beugen.“



„Der Oberste,“ sagte der Superior, indem er die Hand auf die Brust legte, „dem ich zuletzt zu gehorchen habe, sitzt hier.“

Der Admonitor trat zwei Schritte zurück und duckte sich wie eine dicke, plumpe Kacke vor dem Sprung. „So muß ich Euch,“ zischte er, „kraft meines Amtes an die Gelübde des Ordens mahnen, die Euch binden. Ich fordere Euch für heute zur Beichte.“ Damit wandte er sich und verließ die Zelle, während der Superior in einem Erlöschen seiner Kraft auf den Stuhl fiel und den Kopf auf den über den Tisch geworfenen Arm sinken ließ.

Am Nachmittag brachte der Superior zwei Stunden im Dunkel des Beichtstuhles zu, das heiße, böse und zornige Geflüster des Admonitors an seinem Ohr; und am Abend trat er in die schwere Buße ein, die ihm auferlegt worden war: strenge Absperrung, vollkommenes Schweigen und Fasten bis zur völligen Abtötung des eigenen Willens.

\* \* \*

Vor dem Palais Kazanowski in Warschau grollte eine unübersehbare Volksmenge. Von allen Kanzeln der Stadt war in den verwichenen Wochen immer wieder gepredigt worden, welche ungeheuerliche Freveltat diese Deutschen begangen hätten, und daß dieses himmelschreiende Verbrechen mit den schwersten Strafen geahndet werden müsse. Die aufgebrachte Menge, die wußte, daß heute das königliche Assessorialgericht über die Missetäter zu entscheiden haben werde, drängte und wogte in den Straßen, und ihre Stimme war so laut, daß das Gemurmel ihrer Verwünschungen durch die geschlossenen Fenster in den Saal drang, wo die Verhandlung seit dem Vormittag in Gang war.

An der langen, mit schwarzem Samt verhangenen Tafel saßen die zwölf Richter und die vierzig Beisitzer, die zur Verstärkung des ständigen Gerichtshofes aus dem Senat und den Landboten gewählt worden waren. Ihnen gegenüber, auf zwei schmalen Holzbänken, bewacht von Hofschildknechten, saßen die Angeklagten. Im Rücken hatten sie die Tribüne, wo auf ansteigenden Sitzreihen die zugelassenen Gäste, etwa hundert an der Zahl, Platz genommen hatten.

In ihren von der langen Kerkerhaft arg mitgenommenen Kleidern, mit ihren blassen Gesichtern nahmen sich die Bürger von Thorn inmitten der Pracht dieses Saales und der Richter wie rechte arme Sünder aus. Die Decke war von einem tiefen dunklen Blau, übersät von goldenen Sternen wie das Firmament einer Sommernacht, die Wände waren mit köstlichem gepreßtem Danziger Leder verkleidet, die Säulen, von denen sie unterbrochen waren, trugen erhabene Schnitzereien und saßen in marmornen Türstöcken, über denen im Halbrund Bilder aus der Geschichte des Herakles angebracht waren. Aus der Mitte der gestirnten Decke senkte sich ein Kronleuchter aus venetianischem Glas gerade auf die Köpfe der Angeklagten herab.

Der Reichsfiskal Zamoycki, der mit Herrn Wolonski, dem Anwalt der Jesuiten, an einem kleinen Seitentischchen mit goldenen Löwenfüßen saß, hatte die Anklage verlesen. Sie lautete auf Aufruhr und Plünderung, auf Gotteslästerung und Sachschaden, auf Verwundung und Gewalttat gegen die Väter Jesu, alles dies begangen auf Anstiften und unter Anführung dieser hier anwesenden vierzehn Bürger und Ratsverwandten der Stadt Thorn.

Wenn der Bürgermeister, der als Erster auf der vorderen der beiden Anklagebänke saß, der Reihe nach die

Mienen der Richter betrachtete, so wußte er, daß sie sich wenig von ihnen zu verhoffen hatten. Dennoch flüsterte er bisweilen seinem Nachbarn, dem Vizepräsidenten Berneder, leise zu: „Mut! Nehmt Euch zusammen! Macht ihnen nicht die Freude, Euch schwach zu sehen.“ Krank, wie Berneder war, hatte man ihn von seinem Strohlager aufgerüttelt und ihn gleich den anderen hierhergesetzt. Halb an Rösner gelehnt, halb auf der anderen Seite von Matthäus Gerstmann gestützt, stöhnte er leise vor sich hin und wimmerte bisweilen unverständliche Worte. Rösner fuhr während der Verlesung der Anklage, die ihm nichts Neues brachte, fort, dem Alten gütig zuzureden, bis Lubomirski, der in der Mitte der Gerichtstafel einen breiten, silberbeschlagenen Stuhl aus blauem Samt bis zum Überlaufen ausfüllte, mit der breiten Hand auf den Tisch schlug und sich das Geflüster der Angeklagten verbat.

„Die Pest in deinen Rachen,“ knirschte Christoph Just hinter Rösners Rücken, „den Ausfall hast du schon!“

Sie sahen sich von dem Vorsitzenden schlecht behandelt, bei jedem Anlaß angefahren, als wären sie nicht achtbare Bürger, sondern hergelaufenes Gesindel, Landstreicher, die eines gemeinen Verbrechens bezichtigt sind. Der Fürst betrug sich gegen sie, als wären sie bereits schuldig gesprochen, die Bitte des Verteidigers, dem kranken Berneder zu gestatten, daß er der Verhandlung liegend beiwohne, hatte er abgeschlagen; solches vertrage sich nicht mit der Würde des Gerichts. Lubomirski war heute besonders übler Laune, die Wojwodin hatte eine Reihe von eigensinnigen, ungefälligen Tagen gehabt, und zudem quälte ihn sein Ausschlag durch ein beständiges Jucken, und seine kranken Augen schmerzten ihn mehr als je. Es war, als wollten ihm die entzündeten, schwärenden Lider zuwachsen, sein Gesicht war von Schleimern getrübt, daß

aller Gegenstände Umrisse wie zertranst und zerfasert ausfahen. Er konnte nichts deutlich wahrnehmen, wurde mißtrauisch, daß man sein mangelndes Sehvermögen bemerkte und sich in allen Winkeln und Ecken, wo es nicht hindrang, über ihn lustig machte. Die Köpfe der Angeklagten sah er noch eben zur Not, die Zuschauer hinten im Saal, unter denen er auch die Voivodin wußte, flossen ihm zu einer grauen, licht gesprenkelten Wand zusammen. Umsonst strengte er sich an, die Freundin zu entdecken, während er barsch und verdrossen den Bürgermeister nach dem Hergang der Ereignisse auszufragen begann.

„Was Ihr uns da erzählt,“ sagte er, nachdem Rösner geendet hatte, „sind lauter Lügen. Euren Angaben zu glauben, wäret Ihr allesamt die reinen Engel und hättet niemand ein Haar gekrümmt.“

Das wolle er keineswegs behaupten, sagte Rösner, er gebe zu, daß üble Dinge geschehen seien, aber die Schuld sei auf beiden Seiten, und wer könne einer blinden, vernunftlosen Menge, deren Raserei entfesselt worden, sogleich Einhalt tun. Seien doch auch während ihrer Verbringung von Thorn nach Warschau überall die polnischen Bauern zusammengelaufen und hätten sie mit Steinen beworfen. Seien sie doch sogar heute auf dem Weg aus dem Gefängnis hierher vom Volk in den Straßen bespuckt, beschimpft und bedroht worden und hätte man sie doch beinahe der Wache aus den Händen gerissen, um sie noch vor dem Urtheil hinzurichten.

Er sei nicht da, fuhr ihm der Kronmarschall entgegen, um das polnische Volk anzuklagen, sondern um sich selbst und seine Mitangeklagten zu verantworten, und wenn das Volk allerorten sich zusammengerottet und ihm dann bei ihrem Anblick die Galle übergegangen, so müsse er

bedenken, daß die polnische Nation durch sie in ihrem Heiligsten verlegt worden sei, ihrem Glauben.

Mit einem bitteren Lächeln unterdrückte Rösner die Antwort, daß schon nach des Fürsten eigenen Worten dem polnischen Volk dasselbe zugebilligt werde, was den Deutschen Thorns als ein so schweres Verbrechen angeschrieben worden sei.

„Die heilige Justitia,“ flüsterte Gerstmann über den Kopf des immer mehr zusammensinkenden Bernecker hin, „ist ja auch anderorten ein Frauenzimmer mit verbundenen Augen. In Polen aber hat sie auch die Ohren verstopft und die Nase mit einer Klemme geschlossen, damit sie die dasige Gerechtigkeit auch nicht zu hören oder zu riechen kriegt, ansonsten ihr übel werden müßte.“

Es wurden die umständlichen Protokolle verlesen, die von der Untersuchungskommission zu Thorn aufgenommen worden waren. Allerhand unbekannte Menschen sagten darin aus, daß sie darum wüßten, die Heße gegen die Katholischen sei vom Rat vorbereitet worden, daß sie selbst etliche Ratsherren, sogar den Bürgermeister gesehen hätten, wie er in einer Verkleidung den Sturm auf das Jesuitenkollegium geleitet habe. Darüber war es Mittag geworden, ging nunmehr in den Nachmittag hinein, der von einem frühen novemberlichen Grau erfüllt war. Es wuchsen aus dem Unbegreiflichen, Gestaltlosen kleine, weiße Kristalle, als ob der Nebel an einzelnen Punkten sich verdichte, und Schneeflocken sanken langsam auf die Stadt.

Die Menge draußen wurde ungeduldig und erhob ihre Stimme.

Indessen hatte der Verteidiger zu sprechen begonnen, der Doktor der Rechtsgelehrtheit, Thomas Heyne, ein verwachsenes Männlein mit sprühenden Augen unter

einer mächtigen gelben gewölbten Stirn. Er setzte sich mit vielem Feuer für seine Landsleute ein: Es liege im Wesen aller starken Parteiung, die Wahrheit, sei es wissenschaftlich, sei es unwissenschaftlich, je nach ihrer Leidenschaft zu färben, und hier sei die Färbung so gelungen, daß man wirklich glauben könnte, die Herren vom Rat hätten mit den Tumultuanten gemeine Sache gemacht. Man habe indessen durchaus nur die eine Partei angehört und der anderen den Mund verschlossen, indem die Kommission nur solche Zeugen vernommen habe, durch deren Aussage die Anklage gestützt werde, nicht aber auch solche, durch die sie entkräftet werden könnte. Dennoch sei die ganze Angelegenheit noch keineswegs zur Entscheidung reif, und wenn auch durch die hohe Kommission der Stadt solche Kosten erwachsen seien, daß man jeden Sak, den sie niedergeschrieben, mit einem Stück guten Geldes belegen könnte, so müßte man dennoch verlangen, daß sie oder eine andere Kommission noch einmal die Untersuchung vornehme und diesmal auch die andere Partei zu Wort kommen lasse. Dann würde sich herausstellen, daß der Bürgermeister Auftrag gegeben, es möge sich niemand während der Prozession auf der Straße blicken lassen, daß er selbst bei geschlossenen Fenstern daheim geblieben sei und nachher in seiner Amtsstube auf dem Rathaus gearbeitet habe. Habe er nicht sogar gestattet, daß auf dem Markt, dem Rathaus gegenüber das Gerüst zur Weisung der Heiltümer aufgeschlagen werde? Habe er nicht sogleich nach Ausbruch des Tumults den hier mitangeklagten Leutnant der Stadtwache Hönninger abgeordnet, mit größter Schärfe gegen die Lärmmacher vorzugehen, und sei es nicht diesem gelungen, dem Aufruhr binnen kurzem ein Ende zu machen? Habe er nicht nachher von seiten des Rats eine Untersuchung angestellt, um

die Anführer ausfindig zu machen, und sei nicht die Stadt mit größter Bereitwilligkeit erbötig geworden, allen angerichteten Schaden zu ersetzen? Könne man mehr verlangen, sofern nur wirklich der gute Wille vorhanden sei, Eintracht und Frieden statt Rache und Haß walten zu lassen? Wenn man dem Rat vorwerfe, daß er einen Studenten der Jesuiten gefangengesetzt, so müsse man bedenken, daß dieser junge Mann geschossen und einen Bürger verletzt habe, daß überdem gänzlich wider alles Recht und Ordnung ein deutscher Student als Geißel gefangen worden sei.

Der Fürst, der während der Rede unablässig mit seinem Nachbarn gesprochen hatte, als gingen ihn die Worte des Verteidigers nichts an, warf den Kopf in den fetten Nacken. „Ich muß Euch bitten,“ sagte er, indem er mit den Fingern ungeduldig auf den Tisch trommelte, „die Väter Jesu aus dem Spiel zu lassen, zumal diese hier durchaus als der leidende Teil in Betracht kommen.“

Nach einem kurzen Schweigen, währenddessen der Verteidiger mit krampfhaften Bewegungen seines Kehlkopfes, der an dem dünnen Hals auf- und niederfuhr, einen Bissen zu verschlucken schien, fuhr er fort: Nicht einem der Angeklagten könne tätige Anteilnahme an dem Auflauf wirklich nachgewiesen werden. Was habe Herr Gerstmann damit zu tun gehabt? Was Herr Thümbing von Bergau? Und nun gar Herr Berneder, der erst am Abend vor dem Unglückstag von seiner Badetur nach Thorn zurückgekehrt sei und als ein ernstlich kranker Mann wohl kaum zu solchen Unternehmungen Lust und Kraft gehabt haben dürfte.

Unter den Zuschauern war Unruhe entstanden.

„Ein langweiliger Herr,“ sagte die stiernackige Eruchjessin Wielopolska zur Kastellanin Towianska.

Der Bürgermeister war indessen mit der Wirkung der Rede auf die Richter nicht unzufrieden. Er sah, daß einige der vordem gleichgültigen oder erbitterten Mienen Bedenkliches getreten war, insonderheit schienen einige der beigeordneten Landboten dem Verteidiger mit Aufmerksamkeit zuzuhören, unabgelenkt durch des Fürsten immer heftiger werdendes Trommelspiel.

Man möge also, schloß der Verteidiger, wenn man die Angeklagten von der unerwiesenen Schuld nicht sogleich freisprechen wolle, eine Ergänzung der Untersuchung in der angedeuteten Richtung vornehmen lassen.

Gleichzeitig mit seinen letzten Worten erhob sich der Reichsfiskal Zamoycki und erbat mit einer Verneigung gegen den Fürsten die Erlaubnis zum Sprechen. „Es steht uns nicht zu, die wir zusammengetreten sind, um zu richten, uns mit Dingen der hohen Politit zu befassen, die wir bei den Ratgebern der Krone in den besten Händen wissen. Aber so viel muß gesagt werden, damit man sieht, mit wem man es eigentlich zu tun hat und welche Gefahr dem Bestand des Reiches durch solche Menschen droht, so viel muß gesagt werden, daß sie um ihrer Sache willen das ganze Ausland zur Feindseligkeit gegen uns aufreizen. Haben diese deutschen Lutheraner nicht Schriften ausgehen lassen, in denen sie diesen Handel darstellen, als würden sie von uns um ihres Glaubens und ihrer Sprache willen verfolgt? Hat nicht der König von Preußen sich ihrer angenommen, hat er nicht an unseren König geschrieben, um ihn für diese Übeltäter einzunehmen, und hat er nicht aus diesem Anlaß auch andere Beschwerden gegen Polen vorgebracht, weil es ihm durchaus willkommen ist, die Dinge so hinzustellen, als wüßten wir nicht selbst, was Rechtens ist? Und hat er sich nicht mit der Zarin vereinigt, die gleich ihm bereit ist, uns ihre Überlegenheit zu



zeigen? Hat sie nicht ihrem Gesandten, dem Fürsten Dolgonsti, Auftrag gegeben, sich der armen Bedrängten nachdrücklich anzunehmen? Und haben nicht beide, der König und die Zarin, ihre Truppen an den Grenzen verstärkt, um ihre Vorstellungen durch Drohungen wirksamer zu machen? Wir fürchten weder die Preußen noch die Russen, aber so ist jetzt wenigstens enthüllt, wessen wir uns von diesen Deutschen zu versehen haben. Was für eine Art von Untertanen ist da, die, wenn sie einer gerechten Strafe entgehen wollen, sich an die Feinde des Vaterlandes wenden? Wo sind die Eide der Treue und des Gehorsams? Sollen wir es etwa hinnehmen, daß das Ausland der strafenden Gerechtigkeit in den Arm fällt und ihr das Schwert entwindet? Sollen unsere Gerichte sich vom König von Preußen oder von der Zarin vorschreiben lassen, wie sie zu urteilen haben? Soll die glorreiche polnische Nation aus Angst vor dem Mißfallen ihrer Nachbarn nicht zu sagen wagen, was sie über aufrehrerische Untertanen denkt? Wir sehen uns hier einer Verschwörung gegenüber, einem Drachen, einem Basilisten, der uns seinen vergifteten Atem ins Gesicht haucht, ein Gespinnst, das uns erwürgen soll, ist hier offenbar geworden, Fäden, die zwischen den inneren und den äußeren Feinden geknüpft sind. Fürwahr, ein Völe, dem die Freiheit des Vaterlandes, die Unabhängigkeit und die Ehre seiner Nation am Herzen liegt, der die erhabene Geschichte seiner Heimat nicht verleugnen will, wird wissen, wie er solchem Verrat zu begegnen hat: er wird über die Verräter sein Schuldig sprechen.“

Gemurmelt der Zustimmung ging um den Tisch der Richter, fand anschwellenden Widerhall im Rücken der Angeklagten, auf den Bänken der hochgeborenen Zuhörerschaft.

In diesem Augenblick erhob der Kronfeldhetman Opalinski die Stimme und sagte: „Der Schild Polens ist rein und fleckenlos, auf ihm steht neben dem Wort Freiheit auch das Wort Gerechtigkeit. Es darf darum nicht übersehen werden, daß hier bloß die Zeugen gehört worden sind, die gegen die Angeklagten sprechen, nicht aber jene, die für sie aussagen.“

Ein Schweigen trat ein.

„Der Narr!“ schnaufte die Eruchsessin Wielopolsta erboft an das Ohr der Kastellanin Towianska, „er glaubt, weil er zur Valiner Republik gehört, muß er überall seine Späße machen.“

Wolonski hatte sich erhoben, der Jesuitenanwalt. Die Unterkiefer und sein Kinn waren verkümmert, mit großen gelben Zähnen schob sich der Oberkiefer über den schmalen unteren Lippenaum. „Der Herr Reichsfiskal hat ein Wort gesprochen, das in dem Herzen eines jeden guten Polen widerklingen muß, das Wort Verräter. Er hat diese Deutschen als das enthüllt, was sie sind, als Feinde des Vaterlandes. Sie sind aber noch mehr, noch Schlimmeres, noch Gefährlicheres. Sie sind Feinde unseres heiligen Glaubens, der unser größter Besitz ist. Wer hat uns bisher allen Gefahren zum Troß sieghaft bestehen lassen, wer hat uns über Russen, Türken, Tataren und Schweden Triumphe verliehen?“ Er fuhr mit den Armen in die Luft, als stelle er diese Frage nicht an die Richter, sondern an eine unsichtbare unüberschbare Zuhörerschaft, jenseits des gefirnten Balkenhimmels der Saaldecke, an eine überirdische Schar, die im nächsten Augenblick auf seinen Ruf herabschweben mußte. „Wer hat die Heerscharen der Engel bewaffnet, um für Polen zu streiten? Wen dürfen wir zu unserem Heil Polens Königin nennen? Wer nimmt unsere Gebete auf und trägt sie vor Gottes Thron?“

Wer ist unsere Fürsprecherin, unsere gnadenreiche Helferin?“

„In Wahrheit ein geschickter Komödienspieler,“ sagte Matthäus Gerstmann ingrimmig zu Rösner. Ein Diener war auf einen Wink Wolonskis herangetreten und setzte einen großen viereckigen Gegenstand, der mit einem weißen Tuch verhüllt war, auf den Tisch der Ankläger. Wolonski, der dahinter verschwunden war, trat hervor und stellte sich neben das geheimnisvolle Ding.

„Wenn diese Angeklagten Feinde des Vaterlandes genannt werden und als solche Strafe verdienen, welche Strafe verdienen sie erst, wenn sie mit ihren kezerischen Händen die gebenedeite Gottesmutter Maria, die himmlische Königin Polens, geschändet haben?“

Mit einem Ruck riß er das Tuch herab, man sah in goldenem Rahmen ein Bild der Mutter Gottes mit einem unsäglich leidenden, trauervollen, blassen Gesicht und sieben Schwertern im blutenden Herzen; aber quer durch das Gesicht ging ein klaffender Schnitt, zerhauen und zerstoßen war die Leinwand, hing in Fetzen im Rahmen.

Und während noch die Anwesenden in ihrer Erstarrung verharrten, war Wolonski zur Balkontür gesprungen und riß sie auf. Kalte Luft und wirbelnde Schneeflocken drangen ein, Wolonski schwang das Bild auf die vergoldete, zierlich verschörkelte Eisenbrüstung. „Seht her, wie diese Deutschen Eure himmlische Königin mißhandelt haben.“

Mit einem brüllenden Wutschrei antwortete die Straße, der Saal erzitterte, und leise klickten die Glasprismen des Kronleuchters aneinander.

„Jetzt sind wir verloren,“ sagte Herr Schümbling von Bergau mit bebenden Lippen. Zernerer, der in den Armen Gerstmanns in einen Schlaf der Erschöpfung

versunken war, erwachte und sah stieren Blickes um sich:  
„Was ist geschehen?“

„Belieben Euer Gnaden zurückzukommen,“ sagte der Fürst Lubomirski, dem der kühle Luftstrom an die Beine gefahren war.

Wolonski hob das Bild herab und trug es zum Tisch, wo ihm der Diener wieder seine Hülle gab.

„Dennoch,“ sagte der Anwalt mit einer milden Stimme und einer Art nachsichtigen Lächelns um das gefletschte Gebiß, „wollen die Väter Jesu nicht den Tod dieser Angeklagten, denn die christliche Barmherzigkeit verbietet ihnen, den Sünder am Leben strafen zu lassen. Sie überlassen es der Weisheit der Richter, das gerechte Urteil zu finden.“

Nachdem die Beisitzer unter Vorantritt des Fürsten den Saal verlassen hatten, schwirrte erregtes Gespräch über die Sitze der Zuhörer, während die Angeklagten stumm vor sich hinsahen. „Ich fürchte,“ sagte der Verteidiger, der zu Rösner getreten war, „daß unsere Sache verloren ist.“

„Wir werden zu tragen wissen,“ antwortete der Bürgermeister stolz, „was man auch über uns verhängen mag. Wenn denn durchaus Unrecht geschehen soll, so werden sie uns nicht schwach finden.“

Es war, nachdem er zuerst nur den Einfluß all dieser vereinigten feindseligen Willen auf sich verspürt hatte, als sei eine neue Kraft in ihn ergossen. Sie kam von einer Macht außer ihm, aber sie hatte etwas in ihm Bereites nur erweckt, sich mit ihm vereinigt. Etwas Gutes und Freundliches war ihm zu Hilfe gekommen, er fand sich in seinem Troß gestützt und gekräftigt, als raune ihm jemand zu, er dürfe sich um keinen Preis wankend zeigen.

Plötzlich sagte der Doktor Heyne, der, vor Rösner stehend, über seine Schulter hinweg die Zuschauer musterte, es sei ihm, als ob er unter den adeligen Damen dort hinten auch die Freifrau von Butow sehe. Jäh fuhr der Bürgermeister herum und entdeckte auf den ersten Blick das geliebte, gehaßte, lang entbehrte Gesicht, das sich ihm aus der Menge entgegenhob. Er fragte sich in freudigem Erschrecken, wie sie hierhergekommen sei, was sie hier zu schaffen habe. Aber sogleich antwortete er sich selbst, bei ihrer Abneigung gegen ihn habe sie wohl den Wunsch gehabt, der Verhandlung beizuwohnen und seine Verurteilung gleich frischweg vom Mund der Richter freudig in Empfang zu nehmen. Nach dem ersten frohen Aufleuchten seines Gesichts zwang er sich bei diesem Gedanken zu einem gleichgültigen Dreinschauen und nickte einen kaum merkbaren Gruß. Aber da sah er, wie ihm die Freifrau durch Aufrichten des Kopfes ein Zeichen machte, das nichts anderes bedeuten konnte, als er möge nur getrost sein. Und da sich zu gleicher Zeit ein so weicher, werbender inniger Blick in ihn senkte, wie er ihn der Freifrau niemals zugemutet hätte, überkam den Bürgermeister mit einem wunderbar aufwallenden Gefühl von Wärme eine solche Überraschung und Verwirrung, daß er den Kopf senken mußte und sich wieder abwandte.

Kurze Zeit nachher kam der Gerichtshof, dessen Beratung sehr bald beendet gewesen war, wieder in den Saal zurück. Vor dem prunkvollen Marmorkamin stehend, dessen beide gigantische Wächter, Herkules mit der Keule und Atlas mit der Weltkugel, hinter den Fürsten zu treten schienen, erhob er das Pergamentblatt mit dem Urteil. Die Diener hatten die Kerzen des Kronleuchters entzündet, in dessen Prismen sich die Lichtfünken zu einem

märchenhaften Geslimmer vervielfältigten, und hatten schwere Silberleuchter auf die Tafel gesetzt. Trotz der Helle, die jetzt über den Saal ergossen war, mußte der Fürst das Blatt ganz nahe an die Augen halten, weil ihm Fäden grauer Schleier wie von einem Wind über das Gesichtsfeld geweht wurden.

Er verlas im Namen des Königs und mit einem gleichgültigen mürrischen Ton, da die augsbургischen Konfessionsverwandten zu Thorn einen Jesuitenstudenten wegen geringer Ursache mißhandelt und festgenommen und der Magistrat ihn nicht wieder losgelassen, da ferner ein Tumult entstanden, die Schule und das Jesuitenkollegium erbrochen, Altäre zerhauen, Bilder der Heiligen vernichtet, mehrere Jesuiten verwundet, von den Behörden aber das nicht gehindert und gestraft worden sei, so sollten, wenn ihr Verbrechen von sechs Zeugen beschworen werden würde, der Bürgermeister Rösner und der Vizebürgermeister Berneder das Leben verwickelt haben, ferner sollte den Ratsherren Matthäus Gerstmann, Adam Ruprecht, Thümbling von Bergau, Doktor Johann Joachim Arend und Melchior Heinold, dem Leutnant der Stadtwache, Hönninger, dem Schöppen Christoph Just, Paul Schubert und Anton Pakelt und dem Sechzigmann Sebastian Rostock der Kopf abgeschlagen und dem Matthäus Gerstmann, dem Leutnant Hönninger, dem Schöppen Christoph Just und Anton Pakelt vorher die rechte Hand abgetrennt werden, worauf ihre Körper verbrannt werden sollten.

Der Fürst mußte die Verlesung unterbrechen, er drückte ein Taschentuch an die wie Feuer brennenden Augen. Eisiges Todesschweigen wucherte wie ein Block, dem Raum eingefügt und alle Menschen erdrückend. Dieses ungeheuerliche Urtheil war von niemand, selbst nicht

von den grimmigsten Feinden der Angeklagten erwartet worden. Man wagte einander nicht anzusehen aus Angst, das eigene Entsetzen durch das des Nachbarn verdoppelt zu sehen. In die Stille klang der Tropfenfall einer schief steckenden Kerze und das drohende Murmeln der Menge und dann ein Knurren von den Bänken der Angeklagten.

„Es ist schade,“ sagte der einarmige Sebastian Rostock, „daß sie nicht auch meine rechte Hand verlangt haben.“

Der Kronmarschall fuhr zu lesen fort, eine lange Liste von Namen, mehr als vierzig Männer, die alle ihrer Ämter entsetzt und mit Gefangenschaft und Geldstrafen belegt waren. Darunter auch die beiden Bürger, die als dreizehnter und vierzehnter Angeklagter hier vor Gericht standen und die sohin wenigstens dem Tod entgangen waren. Die Lutheraner der Stadt Thorn hatten alle Kosten zu tragen und allen verursachten Schaden zu ersetzen, ferner sollte zur Verhütung und Hintanhaltung solchen Auslaufs von jetzt an die Hälfte des Rats, der Schöppen und der Sechzigmänner katholisch sein, die städtische Druckerei sollte unter geistliche Zensur gestellt und alle Straßen jeglicher katholischen Prozession geöffnet werden, das lutherische Gymnasium sei eine Meile von der Stadt entfernt auf ein Dorf zu verlegen und das letzte noch lutherische Gotteshaus, die Marienkirche, den Jesuiten zu übergeben.

„Man muß es den polnischen Herren lassen,“ murmelte Matthäus Gerstmann mit einem verächtlichen Lächeln, „sie verstehen ihr Geschäft und haben gründliche Arbeit getan.“

Reuchend, die Faust vor den Mund gepreßt, saß die Freifrau von Bukow da. Sie unterdrückte einen Schrei, eine Verwünschung, einen Fluch: „Lügnerischer Hund!“

Sie hätte sich auf diesen schwammigen Unhold werfen mögen, diesen Fürsten, der ihr gestern versichert hatte, er werde das Seine tun, um das Urtheil möglichst milde zu gestalten. Welcher Abgrund heuchlerischer Niedertracht war da vor ihr aufgerissen, wie war ihre Zuvorsicht und ihr Vertrauen mit Knütteln erschlagen worden! Eine ekle Flut von Verachtung stieg in ihr auf, ein Brechreiz würgte sie, als müsse sie Galle auswerfen, um ihre ganze Empörung über diese hochgeborene Gesellschaft, diesen verlogenen Prunk loszuwerden.

Eine Hand tastete nach ihrer, sie sah in das gepuderte, mit Schönheitspflasterchen gezierte Puppengesicht der Woïwodin. „Die Gerechtigkeit hat gesprochen,“ sagte die Freundin des Fürsten. „Es wird wohl nicht anders gegangen sein. Nun bleibt noch die Gnade, und ich will Euch den Weg zum König bahnen.“

Während die Freifrau ihre Hand aus den weichen Fingern der Woïwodin befreite, suchte der Fürst mit vorgeneigtem Kopf und zwinkernden Augen durch die ziehenden Schleier, die jetzt von flimmernden Punkten gesprenkelt wurden, die Gesichter der Gefangenen zu erkennen. Ob noch jemand etwas vorzubringen habe, fragte er.

Da erhob sich der Bürgermeister Rösner und trat festen Schrittes mit schwer atmender Brust vor die Gerichtstafel. Man sah, wie er mit dem Wort rang, das jetzt gesagt werden mußte, aber die fürchterliche Arbeit seines Innern vermochte nicht, es zu befreien. Es war, als lausche nicht diese kleine Zahl von Anwesenden, sondern die ganze Menschheit auf diesen Donner der Anklage aus seinem Munde, in unerträglicher Spannung verharrten alle, Richter, Zuhörer und Verurtheilte.



Dann trat er mit einem Kopfschütteln wieder zurück, und dieser Verzicht war furchtbarer und niederschmetternder als alles, was er hätte sagen können.

\* \* \*

War der Student Johann Karl Kaldenborn, Alphema Polyrenas Sekretär, zuerst mit dem Ablauf der Ereignisse in Warschau, soweit sie ihn betrafen, unzufrieden gewesen, so war er jetzt tief unglücklich und trostlos.

Er hatte, von seinem ungestümen Blut bestürmt, auch hier die Erneuerung seiner in jener einzigen Stunde genossenen Seligkeit erwartet und erstrebt. Sein Flehen klang heiß und verlangend an Anna Susanna hin, er spähte den Möglichkeiten innigsten Beisammenseins mit Inbrunst nach, aber Anna Susanna wich ihnen aus, sie verschwendete zärtliche Liebkosungen, aber blieb scheu vor dem Letzten. „Laß mich, liebster Freund,“ bat sie, „bedränge mich nicht, ich fürchte mich vor deiner Wildheit. Ich weiß nicht, was es ist, ich kann mich dir nicht geben. Wenn dieses Drohende, Tückische, Gefährliche vorüber ist, wird sich alles finden. Möge uns Gott bald Heiterkeit und Sicherheit zurückgeben, damit ich so sein kann, wie du mich wünschest.“

Vor diesem Rätselhaften des Frauenwesens stand Johann Karl bestürzt, ratlos, erzürnt, erbittert, gekränkt und beleidigt, suchte in sich und in Anna Susanna die Ursachen solcher Veränderung und quälte sich durch Tage und Nächte in fruchtlosen Versuchen, sie zu erkennen, statt sie in dem zu finden, worin sie wortlos beschlossen waren, in einer Liebe, die Klarheit will. Alles andere, dessentwegen die Reise unternommen war, stand ihm als unwichtig beiseite, war ihm sogar widerwärtig und verhaßt,

weil es ihm Anna Susanna geraubt und abgelenkt zu haben schien.

Jetzt, da der Spruch des Gerichts gefallen war und seine zerschmetternde, grausame Wucht auch ihn erdrückte, war er in eine andere Hölle von Peinigungen gestürzt. Es war ihm, als sei er, gänzlich nur seinen eigenen Wünschen und Verlangen hingegeben, irgendwie an dem grauenhaften Ausfall der Begebenheiten mitschuldig. Seine Gleichgültigkeit hatte die Sache der Freunde ver-raten helfen, sein Gewissen klagte ihn an, vergessen zu haben, was vorging. Er bekannte vor sich selbst, daß er durch die Verzauberung seiner Leidenschaft, der Bedrängnis des gemeinen Wesens entzogen worden war.

Nun hatte Anna Susanna zu tun, seine selbstquälerische Verstörtheit zu bannen und ihm Mut zuzusprechen. Er hätte ja doch nichts anderes machen können; das Verhängnis aufzuhalten, lag außer seiner Macht, es war doch allzu deutlich, daß die Vernichtung deutschen Wesens in Thorn bei Jesuiten und Polen längst beschlossene Sache war, ehe sich noch der Anlaß dazu gefunden hatte. Wenn Anna Susanna ihm so mit dem ganzen Aufgebot ihrer Liebeskraft zuredete, bohrten seine Blicke im Düstern, während er ihr seine Hand überließ. Er begann, mit Strycet zu flüstern und, von Anna Susanna scherzend befragt, was für Heimlichkeiten er mit Rösners Diener habe, antwortete er mit vieldeutigem Lächeln, es sei nichts von Belang.

Einige Tage nach der Urteilsfällung hielt der Wagen der Woïwodin Rej vor dem Portal des Stadnickischen Hauses, und da der Hausherr dem unerwarteten Besuch atemlos und erregt mit vielen Bücklingen auf der Treppe entgegenstürzte, erfuhr er aus einem hochmütig

geträufelten Munde, daß man die Freifrau von Butow aufzusuchen gekommen sei.

Enttäuscht sagte er, er habe schon vermeint, die Gunst der Einkehr in seinem Hause gelte ihm, und er habe gehofft, so solle die feindselige Mißverständlichkeit endlich aus der Welt geschafft werden.

Es liege weiter keine Feindseligkeit vor, erwiderte die Woïwodin aus einer unnahbaren Höhe, darin befinde sich der Herr Stadnicki völlig im Irrtum, und es sei unrecht von ihm, von Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Fürsten Lubomirski zu sprechen, an die wenigstens der Fürst nie gedacht hätte.

Herr Stadnicki erblaßte und schloß die Augen, dann, als er sie wieder öffnen konnte, ohne sich zu verraten, sagte er, er bedaure nur, daß die hochgeborene Frau Woïwodin umsonst gekommen sei, denn die Freifrau sei außer Haus, wie immer in Angelegenheit ihrer Thorner Freunde.

Dennoch bestand die Woïwodin darauf, zu bleiben, bis die Freifrau zurückgekommen wäre, denn sie habe ihr Wichtiges mitzuteilen. Sie stieg, von Herrn Stadnicki in schweigsam gemessener Höflichkeit geleitet, zu den Gemächern hinan, die jetzt, da die meisten Gäste abgereist waren, sich angemessener und reicher darstellten als Alphema Polyrenas erste Unterkunft. Schon an der Thür vernahm die Woïwodin die zirpenden Töne eines Klavichords, auf dem jemand ein Menuett spielte. Durch ein gnädiges Kopfnicken entlassen, blieb Stadnicki zurück, während die Woïwodin leise eintrat. Durch ein Vorzimmer, in dem sich niemand befand, gelangte sie in einen Wohnraum . . .

Anna Susanna saß am Klavichord, und ihre schlanken Finger bewältigten mühelos die mit vielfachem Zierat

umschnörkelte Melodie eines galanten Tanzes. Sie hörte nichts von dem im weichen Fußbodenbelag dahingleitenden Schritt der Besucherin. Hinter dem Pagen stehend, bewunderte die Woïwodin den rosigen, mädchenhaften Flaum des Nackens, die süße Rundung der Schultern, alle diese jugendliche Zartheit und Geschmeidigkeit der Glieder, die ihrer reifen Erfahrung unnennbares Entzücken versprachen. Ganz leise sich vorneigend, faßte sie die reine Umrißzeichnung des Gesichts ins Auge, diese klare Linie von der Stirn, über die Nase, den leicht geöffneten Mund zum Kinn, diese süßen Brauenbogen und die unendlich weiche Umgebung der Schläfe mit dem durchschimmernden Blau der Adern. Das begehrlische Dirnenherzchen der Woïwodin flackerte jäh auf.

Von dem nahen Anhauch eines anderen Menschenwesens getroffen, fuhr jetzt der Page empor, erkannte bestürzt die vornehme Dame vom Fest des Fürsten Lubomirski und begann sich stammelnd zu entschuldigen.

„Brav! Brav!“ sagte die hohe Frau, indem sie beruhigend die Hand auf des Pagen Arm legte und ihn wieder auf die Tasten drückte. „Er spielt doch ganz famos, hat sich nicht im mindesten zu schämen. Ich wünschte, ich hätte jemand bei mir, der so gut das Klavichord spielt wie Er. Vielleicht hat Er mich gehört, wie ich die Laute spiele und singe, da könnten wir zusammen Musik machen. Der Fürst hat wohl eine ganze Kapelle, aber das sind alles so wüste Kerle, stinken immer nach Branntwein und Tabak, mit denen mag ich mich nicht einlassen.“

Dem Pagen wurde es bei solchem allzu freundlich-vertraulichen Wesen, wie es seinem dargestellten Stande nicht entsprach, unbehaglich. Seine Herrin sei nicht

daheim, sagte er, um rasch auf etwas anderes zu kommen, und er wisse auch nicht, wann ihre Rückkehr zu erwarten sei.

„Ich habe Zeit,“ entgegnete die Woiwodin, „ich muß Seine Herrin sprechen, denn ich habe eine gute Rundschaft für sie, die ihr die Botin willkommen machen wird. Der König will sie zur Audienz empfangen und anhören, was sie zugunsten der Bürger von Thorn vorzubringen hat. Es steht zu hoffen, daß es ihr gelingen wird, ihr Schicksal zu mildern.“

Sie ließ sich auf einen der breiten, damastbezogenen Armsessel nieder und sagte, indem sie den weiten Faltenfluß ihrer Röcke um sich ordnete, mit einem schiefen, schelmischen Blick von unten: „Es wird Ihm schon nichts übrig bleiben, als mich so lange zu unterhalten, bis Seine Herrin zurückkommt.“

Das verlegene Lächeln, mit dem der Page der Aufforderung begegnete, machte ihn nur noch begehrenswerter, denn es war ersichtlich, wie weit er von der wissenden Kühnheit der hohen Gesellschaft entfernt war. An dem Reiz der unschuldsvollen Seele in dem so vollendeten Jünglingskörper, der doch auch alle Anmut der Frau hatte, entflammte sich die Woiwodin nur immer mehr.

„Nun,“ fragte sie ermunternd, „warum spricht Er denn nicht? Erzähle Er mir etwas! Fange Er mit Seiner Herrin an. Er wird wohl sehr von ihr verwöhnt.“

Der Page, der bisher immer nur eine stumme Rolle zu spielen gehabt hatte, wußte nicht ein noch aus, denn daß er in die Lage kommen könne, irgendwie aus Seiner angenommenen Eigenschaft heraus Rede stehen zu müssen, war nicht bedacht worden. „Ach,“ sagte er, um nur irgend etwas zu sagen, „die gnädige Herrin ist jetzt sehr traurig.“

„Laß Er das,“ winkte die Woiwodin ab. „Ich habe genug davon. Solche Dinge, wie Gericht, Urteil, Kerker und Henter, sind nichts für Ihn. Die Händel der Welt sollen Ihm gar nicht ankommen dürfen, denn Er hat, wie ich glaube, ein allzu zärtliches Herz und ist mehr für die Liebe geschaffen als für Staatsangelegenheiten. Erzähle Er mir von Frauen, von seinen Liebchaften . . .“

Errötend wich der Page ein wenig zurück, verwirrt betrachtete er diese Frau, aus deren Augen ihm ein so seltsames Feuer entgegenschlug und deren Busen den dünnen Schleier des Kleidausschnittes in rascher Bewegung hob. „Er darf schon Vertrauen zu mir haben,“ bedrängte ihn der Gast lächelnd, „ich habe Verständnis für alle Arten von Amoren, und ich kann mir denken, daß Er Glück bei Frauen hat.“

Der Page stand an einem Tischchen, unter dessen gläserner Platte bunt bemalte Seide ausgespannt war, und fingerte in wachsender Verlegenheit über das Abenteuer eines Schmetterlings mit einer Rose hin. „Komm Er nur zu mir,“ fuhr die Woiwodin fort, „Er will mir doch wohl nicht weismachen, daß Er nichts davon ahnt, wie hübsch Er ist, und daß ihm das vor mir noch keine andere Frau gesagt hat? Komm Er her, damit ich nachsehe, wie dick Er's hinter seinen kleinen Ohren hat.“

Was will dieses schreckliche Weib von mir? dachte der Page, dem es immer unbehaglicher wurde, so daß er aus ganzer Kraft Ulpheia Polyrenas baldige Rückkehr zu ersehnen begann. „Nein,“ sagte er mit stockender Stimme, „Euer Wohlgeboren irren, wenn Sie annehmen . . .“

Frau Katharina Rej schlug ein Gelächter an: „Er ist ein süßer Dummkopf! Weiß Er wirklich noch nicht, was die Liebe ist; welche Wunder sie wirkt, wie sie uns in sich

erhöht, daß wir die Welt unter uns liegen sehen, wie von einem Kirchturm oder von einem Berg. Daß sie eine Torheit ist, die alle Weisheit in sich enthält, ein Spiel, in dem aller Ernst des Lebens beschlossen ist? Muß Ihm wirklich darin erst Unterricht gegeben werden, was Er zu tun hat?“

Sie war aufgestanden, näherte sich dem Pagen mit weichen Schritten, umknistert von der Seide ihres Gewandes, umduftet von einem wollüstigen Geruch. „Mag Er mich ungern zu seiner Lehrmeisterin nehmen?“ fragte sie schmeichelnd, indem sie ihr gepudertes Gesicht den Wangen des Pagen näherte. Der starrte sie an, gebannt von diesem Andringen einer unbedenklichen, ihm widerlichen Leidenschaft. Unfähig, sich länger zu beherrschen, entbrannt von einer Welle von Glut, die ihr die Besinnung nahm, schlang die Woiwodin ihre Arme um ihn, ließ ihre Hände über seinen Nacken und seine Hüften gleiten: „Fühle mich,“ flüsterte sie, „fühle mich doch . . .“

Aber der Page stieß seine Fäuste vor die rosig geschminkte Brust, schrie auf und flüchtete in eine Ecke.

Zugleich flog ein kühler Hauch über die erhitzte Dame hin; in der geöffneten Thür stand die Freifrau von Bukow, mit einem einzigen Blick Herrin der Lage. Mühsam ihren Ärger unterdrückend, zog die Woiwodin ein süßliches Lächeln der Begrüßung in ihrem Gesicht zusammen. Aber Alphema Polyxena antwortete ihm keineswegs, sie war mit drei Schritten an den Gast heran, und plötzlich geschah etwas Furchtbares, sie hob die behandschuhte Hand und schlug sie mit voller Kraft der Woiwodin ins Gesicht, daß eine kleine rosige Puderwolke aufstäubte.

Zurücktaumelnd stieß die Gezüchtigte einen kleinen, quiekenden Laut der Überraschung aus, schaute in fassungsloser Verblüfftheit um sich, als begriffe sie nicht,

was geschehen war. Noch hing aber die Gebärde des Schlages gleichsam in der Luft, das Brennen ihrer Wange bewies der Woimodin, daß es kein Traum sei, die Lippen wichen von den Zähnen, die Finger krümmten sich zu Klauen, und es sah aus, als wolle sie sich auf die Freifrau stürzen. Aber Ulpheia Polyxena stand hochaufgerichtet, ihre erhobene Reitpeitsche wies nach der offenstehenden Thür, und Frau Katharina bedachte in aller Raserei ihrer Wut, daß da irgendwo im Hause Herr Stadnicki herum-schlich, gekränkt, eifersüchtig und schadenfroh auf sie lauernd. Sie stieß allen Born, an dem sie zu ersticken glaubte, in sich zurück und ging, ohne nach links oder rechts zu sehen, aus dem Zimmer. —

Die Audienz beim König, die Ulpheia Polyxena durch Fürsprache des Kronfeldhëtman's Opalinski erlangt hatte, verlief auf gänzlich unerwartete Weise. Obzwar Seine Majestät eingewilligt hatte, die Freifrau auf seinem Jagdschloßchen zu Lesznowola, abgesondert von allen übrigen Bittstellern, zu empfangen, kam nach stundenlangem Warten an seiner Statt der Oberkämmerer Zalusti, um ihr mitzuteilen, daß der König nach reiflicher Erwägung der Sachlage und gründlicher Erkundigung darauf verzichten müsse, sie anzuhören.

Am Abend desselben Tages begab es sich, daß Ulpheia Polyxenas Wagen auf der Rückfahrt von einem Besuch bei Opalinski nahe dem Lubienstischen Palais in der Krolewskastrafe zusammenbrach. Sie mußte mit Kaldenborn und Strycek ihren Weg zu Fuß fortsetzen. Als sie eben die Treppe zu Stadnickis Haus betrat, schnellte sich aus dem Dunkel der Portalsäulen ein Mensch hervor, der mit bewaffneter Faust einen Stoß nach ihr führte. Strycek, der ihr eben am nächsten war, konnte gerade noch dazwischenspringen und den Stich mit empör-



geworfenem Arm auffangen. Dann rollten die beiden umschlungen und verbissen wie raufende Hunde die Treppen hinab auf die Straße. Es glückte dem Angreifer, sich aus den Fäusten Strycets loszureißen und zu entfliehen, während Strycet aus mehreren Wunden blutend zurückblieb.

Es gelang dem Zureden Kaldenborns und Anna Sannas, die Freifrau zu bewegen, Warschau, wo alles weitere Bemühen aussichtslos war, zu verlassen. Sie tat es aber erst, nachdem sie genau ausgeforscht hatte, wann und auf welchem Wege die Verurteilten nach Thorn zurückgebracht werden würden. Herr Stadnicki, dessen Betragen in den letzten Tagen seit dem Empfang eines Briefes der Woivodin überaus kühl und zurückhaltend geworden war, machte keinen Versuch, ihr die Gastfreundschaft seines Hauses länger aufzudrängen.

\* \* \*

Am zweiten Tage nach der Abfahrt von Warschau rannte das Schiff mit den verurteilten Bürgern von Thorn auf eine Sandbank in der Weichsel, und seine Flottmachung dauerte so lange, daß es von der Dämmerung überrascht wurde, ehe es das Reiseziel dieses Tages erreicht hatte. Der Patron sah sich gezwungen, zwischen Plock und Dobrzyń an einer einsamen Stelle, wo der Wald nahe an das Weichselufer herantrat, anzulegen, und es traf sich noch ziemlich günstig, daß man nach einigem Suchen stromaufwärts einen Edelhof fand, wo man nächtigen konnte.

Er gehörte einem Herrn Jaromir Jarosarostki und war, altertümlich genug, mit einem Graben und hölzernen Palisaden umgeben, auch sonst mit Türmen an den vier

Ecken bewehrt, schien also genügend fest und wohl geeignet, die Gefangenen für eine Nacht auf ihm unterzubringen. Der Hauptmann, der die Wache befehligte, wies dem Gutsherrn den königlichen Befehl vor, durch den alle Untertanen angewiesen wurden, dem Transport jede Förderung angebeihen zu lassen, es hätte aber weder solcher Unterstüzung seines Begehrens noch des Hinweises auf die strenge Kälte, die bei Nacht bevorstand, bedurft, um ihm Aufnahme zu verschaffen. Der Edelmann war so froh, ja überglücklich, in seinem verlorenen Winkel einmal Gäste zu bekommen, daß er den Offizier und seine Begleiter mit überströmender Herzlichkeit begrüßte. Er sah von seinem Hause aus sonst die bewegte Welt nur in Gestalt der Schiffe auf der Weichsel vorüberziehen und segnete jene freundliche Sandbank, der er zu verdanken hatte, daß einmal eins von ihnen bei ihm anlegen mußte. Nun war sein Hof mit ganz ungewohntem Lärm und Leben erfüllt, und zudem sah er sich durch einen Besuch beehrt, der ihn sozusagen gleich an einer höchst wichtigen Staatsangelegenheit mitspielen ließ.

Die Gefangenen, deren Woher und Wohin er von dem Kommandanten erfrug, waren vortrefflich im Lamas unterzubringen, einem festen Blockhaus, das gesondert von den übrigen Gebäuden hinter den Ställen stand und, da es der am besten gesicherte Teil des Gutshofes war, in unruhigen Zeiten als Schaklammer die kostbarsten Stücke des Hausrates aufnahm. Die stark gefügten Balken, die vergitterten Fenster, das mit Eisenbändern beschlagene Dach bürgten dafür, daß die Gefangenen darin in gutem Gewahrsam waren. Nachdem der Offizier den Lamas besichtigt und sein Einverständnis mit Jarosarostis Vorschlag ausgesprochen hatte, folgte er gern der Einladung des Gutsherrn zu einem Abendessen. Der Gutsherr

hatte seine Speisekammer geplündert und setzte seinem Gast von allen Vorräten vor, Weizen-, Roggen- und Eiergrüße, geräucherte Schweinsteulen, getrocknete Fische, Hirschschlegel, kleine getrocknete Kuchen, Birnen in Zucker und Pfirsiche in Honig. Dazu gab es hausgebrautes Bier, in das man geröstete Brotschnitten tauchte, Apfel- und Weichselwein und Zwetschgenschnaps. Die Mannschaft und die Schiffer wurden in der geräumigen Küche bewirtet, sehr zur Freude des Hausgesindes, das an diesem unerwarteten Festmahl seinen Gewinn hatte; auch die Gefangenen wurden nicht vergessen, an einem langen Tisch sitzend, abgefordert von den übrigen und von den neugierigen Blicken der Knechte und Mägde gemustert, bekamen sie von allem ihren reichlichen Anteil, denn Herr Jarosarostki, der von dem Hauptmann erfahren hatte, daß die Hinrichtung auf den fünfundzwanzigsten Dezember festgesetzt sei, meinte, da sie nun wenig mehr als vier Wochen zu leben hätten, wollte er ihnen wenigstens etwas Gutes erweisen. Sie sollten sehen, daß man in Polen auch für Menschen ein Herz habe, die ein so himmelschreiendes Verbrechen auf dem Gewissen hätten, wie diese Deutschen.

Unter den Knechten und Mägden saßen auch der schottische Krämer mit seinem Weib und dem jungen Burschen, die kurz nach dem Gefangenentransport auf dem Hofe eingetroffen waren. Wie sich die Ereignisse meist doppelt einzustellen pflegen, so waren nämlich die Bürger von Thorn mit ihren Begleitern nicht die einzigen Gäste dieses Abends. Einige der Schiffer erinnerten sich, den Kahn des Schotten vorbeischwimmen gesehen zu haben, während sie im eiskalten Wasser arbeiteten, um das Schiff von der Sandbank loszumachen. Trotzdem er also gute Fahrt gehabt hatte, war der Schotte mit seinem

Gerümpelkarren nicht weiter gekommen als sie selbst, und mochte also vielleicht weiter stromabwärts daselbe Schicksal erlitten haben wie sie. Die Versuche, darüber Auskunft zu erhalten, waren vergeblich; weder der Händler noch sein verwahrlostes, schmutziges Weib, dem wirre Haarzotteln unter dem Kopftuch hervor über die Stirn hingen, kannten genug Polnisch, um die Fragen zu verstehen und zu beantworten, und als sich die Schiffsleute an den jungen Burschen wandten, stellte sich heraus, daß er stumm war.

Nachdem sich die Gefangenen gesättigt hatten, rief sie der Wachtmeister auf, anzutreten, um in ihr heutiges Gefängnis gebracht zu werden. Gehorsam erhoben sie sich, ordneten sich, wie es ihnen gewiesen war, paarweise zum Zug und verließen die Küche, von je acht Soldaten zu beiden Seiten bewacht. An der Tür drängten sich die Gutsleute, um noch jedem einzelnen ins Gesicht zu sehen, auch das Weib des schottischen Krämers stand am Türpfosten, mit einem frechen Lächeln der Schadenfreude in ihren schmutzigen Mienen. Wie Herr Gottfried Rösner, der unter den Vorletzten war, vorüberkam, hatte sie sich so weit in den Weg geschoben, daß er an ihrem schmierigen, geflickten Pelz anstreifen mußte. Er hob seine Augen nicht und machte sich schmal, da war es ihm, als träfe sein Name wie ein geflüsterter Hauch sein Ohr. Im flüchtigen, überraschten Aufblick schien ihm etwas wunderbar Bekanntes unter der widerlichen Schmutzmaske des Weibes versteckt, und als gelte die kaum sichtbare Bewegung der Lippen wirklich ihm. Ehe er aber noch hatte genauer hinsehen können, war er von den Nachfolgenden weitergedrängt und in die Nacht und Kälte des Hofes geschoben.

Was ist mit mir? fragte er sich, während er durch das leise, im Laternenschein glitzernde Schneewehen ging.

Beginnen sich etwa meine Sinne zu verwirren, daß mich die Erinnerung an die geliebte Frau aus diesem verkommenen Weibsbild, dieser Straßenläuferin, anweht? Ist mein Wünschen so stark, daß ich sie mir allenthalben lebendig mache, seit sie mir am Tage der Urteilsfällung erschienen ist? Dennoch, dort kann es kein Trug, sondern muß Wirklichkeit gewesen sein, da sie auch ein anderer außer mir gesehen hat. Wie aber käme sie in diese Gestalt, die ihrem Wesen so fremd und weltweit entlegen ist?

Durch die schmale Gasse, die man über den verschneiten Hof hin gefegt hatte, waren sie zum Lamus gelangt. Auf Fellen, die über die Strohschütte gebreitet waren, vor dem Kaminfeuer, lag der kranke Zernerder, Herr Martin Gerstmann, der ihm zur Gesellschaft zurückgeblieben war, saß auf einem Holzloß neben ihm. Die Gefährten hatten den beiden von ihrer Mahlzeit mitgebracht, mit einem Nicken des Dankes nahm Gerstmann die Kuchen und das getrocknete Fleisch.

Der Wachtmeister stieß die schweren Eisentiegel vor, zwei Mann befahl er als Wache an die Thür.

„Hundsblut,“ fluchte der eine der Soldaten, „das wird eine verdammte Kälte heute nacht. Schick uns etwas zum Saufen, Wachtmeister, sonst erfrieren wir; und vergebst nicht, uns abzulösen.“

Indessen hatte der Schotte in der Küche seinen Warenkasten geöffnet und legte seinen Kram vor die begehrliehen Blicke der Gutsleute. Heiligenbilder, Bänder, Strümpfe, Korallenketten, Seidentücher wickelte er aus ihren Hüllen, hob sie grinsend hoch und zeigte sie von allen Seiten. Die Herrlichkeiten gingen von Hand zu Hand, aufgereggt besprochen, begutachtet, betastet und angeprobt, die seltene Gelegenheit rief schlummernde Wünsche wach, und in den Taschen wurde das Geld locker. Man begann zu

feilschen, schrie den Händler an, weil man glaubte, man müsse recht laut werden, um sich verständlich zu machen, warf die Hände empor und zählte Preis und Angebot an den Fingern ab. Die Soldaten, die aus der großen Welt kamen und zuerst eine spöttische Überlegenheit zur Schau getragen hatten, näherten sich allmählich, die Schnapsgläser in den Händen, mischten sich in den Handel, bewickelten die ausgekrantten Waren, zwickten die Mägde in die hinteren Rundungen. Eifervoller Lärm, Getreisch und Gelächter kochte aus dem bewegten Haufen in die stidige Luft.

Niemand fiel es auf, daß das Weib des Schotten die Küche verlassen hatte.

Schon zum drittenmal war es dem Buchdrucker Sebastian Rostock, der zunächst an der Hinterwand des Lamas lag, als rege sich ein Geräusch an dem kleinen Fenster, das dort nach der Mistgrube zu in die Balken eingeschnitten war. Das eingewachste durchscheinende Leinen, das sich anstatt eines Glases im Rahmen spannte, bebte wie das Fell einer Trommel unter leiser Berührung.

„Es ist jemand am Fenster,“ sagte er, indem er aufstand, um nachzusehen.

Seufzend ob der Störung drehte sich sein Nachbar, der Rathsherr Adam Ruprecht, auf die andere Seite. Es machte dem Buchdrucker einige Mühe, mit seinem einen Arm das vereiste Fenster zu öffnen; als er es endlich aufgebrochen hatte, schien ihm erst, daß er von seinen erregten Sinnen genarrt worden sei. Schwarz hing die Nacht vor dem Hause, als starre man in einen Sack voll Dunkelheit. Schon wollte Rostock das Fenster wieder zuschlagen, da schob sich von unten ein Gesicht in den Rahmen und fing einen letzten Schimmer des verglimmenden Kaminfeuers auf.

„Herr Gottfried Rösner!“ flüsterte eine Frauenstimme. Ein deutsches Wort in feindseliger polnischer Winternacht. Der Bürgermeister konnte es nicht gehört haben, erreichte es doch kaum das Ohr Rostocks, und dennoch war er im selben Augenblick an der Seite des Buchdruckers, als sei er auf geheimnisvolle Weise aus dem Schlaf gerufen. Vor ihm verschwamm an der Grenze zwischen Dämmern und Finsternis das Gesicht der verwahrlosten Vettel, die mit dem Schotten herumzog.

„Herr Gottfried Rösner!“ flüsterte das Weib wieder. „Um Gott, Frau Alphema Polyxena,“ bebte der Bürgermeister, „wie kommt Ihr hierher? Was macht Ihr in dieser Gestalt?“

„Fragt nicht viel, man will Euch ans Leben, es ist ihnen bitterer Ernst mit dem Urteil. Den Weg zur Gnade hat man verrammelt. Der König erklärt, ihm seien die Hände gebunden, er könne nichts gegen den polnischen Adel und die Jesuiten ausrichten, er habe kein Begnadigungsrecht. Mich selbst will er gar nicht anhören und redet so hin, das Urteil werde schon nicht in seiner ganzen Strenge vollzogen werden. Ich aber weiß, daß Euer Kopf fallen muß, wenn wir Euch nicht befreien.“

Ein Jubel des Glückes stürmte hellauf: „Und darum habt Ihr Euch zu solcher Widernatur Eures Wesens verdammt? Darum seid Ihr gekommen?“

„Hört mich an. Ich bin hier mit Kaldenborn und Anna Susanna, Euer braver Strycek . . .“

„Strycek?“

„Er ist Euch nachgezogen, nach Warschau. Jetzt ist er uns mit einem Schlitten am Weichselufer gefolgt, hält unweit im Wald. Der Herr Hauptmann zecht eifrig mit dem Hausherrn, und den Soldaten sitzt auch schon der Schnapsteufel im Genick. In den Scheunen liegt Stroh

und Heu, und im Malzhaus, wo sie das Bier brauen, ist auf der Malzdarre alles trocken wie Zunder. Es ist alles ausgespäht, nach Mitternacht, wenn sie im ersten Schlaf liegen, zünden wir den ganzen Hof an. Sie müssen Euch, da die Scheunen und das Malzhaus Eure nächste Nachbarschaft sind, aus diesem Raum hier herauslassen, und in der Verwirrung des Feuers entspringt Ihr. Man wird es, so hoffe ich, erst merken, bis wir alle im Schatten sitzen.“

Da war das Leben in seiner holdesten Gestalt, mit einem unerwarteten Zurückbringen alles je Erstrebten, mit einem leuchtenden Geschenk aus liebster Hand. „So glaubt Ihr an das Gelingen?“ zögerte Rösner, mehr, um noch Alphema Polyxena am Fenster festzuhalten, als weil er Zweifel gehabt hätte.

„Es ist alles bedacht. Ihr habt nichts zu tun, als zu warten, bis die Flammen aufschlagen und man Euer Gefängnis öffnet. Dann lauft Ihr zwischen dem Malzhaus und dem Pferdestall durch geradenwegs auf die Palisaden zu. Dort ist ein kleines Hinterpförtchen, und dort werde ich Euch erwarten, in unserem Rahn kommen wir über den Graben . . .“

„Und die anderen nehmen denselben Weg?“

„Die anderen?“ sagte Alphema Polyxena mit einem leisen Zittern der Stimme. „Den anderen können wir nicht helfen. Wir können nur einen retten, Herr Rösner.“

Da wich die Helle, die in Rösner so strahlenden Ausgang genommen hatte, wieder in die grausame Finsternis der winterlichen Nacht zurück, doppelt grausam nach solchem Aufschwung. Er biß die Zähne zusammen, zog den Mantel über die Brust. „Wie könnte ich meine Gefährten verlassen, Alphema Polyxena?“ sagte er traurig.



„Es kann nicht anders sein,“ flüsterte Alphema Polyxena hastig, „wir können uns nicht mit allen beschweren. Wir können nicht schnell genug weiter. Unser Schlitten hat nur für vier Insassen Raum.“

„Eure Hand, Alphema Polyxena,“ sagte Rösner, indem er die seine suchend durch das Fenster streckte; er fühlte, wie sich warme Finger in seine eiskalten legten. „Wie es auch kommen mag, niemals will ich Euch dies vergessen.“

„So seid Ihr bereit?“

„Soll ich meinen Hals aus der Schlinge ziehen und die anderen darin zurücklassen? Es wäre, wie wenn jemand sich aus einem untergehenden Rahn durch einen Sprung rettet und die Kameraden durch den Abstoß seines Fußes in die Wellen drückt.“

Ihre Stimme war heiß, ängstlich, verbend, voll so warmen Klanges; wie er ihn nie noch von ihr gehört hatte. „Bedenkt Euch nicht, Rösner, ist Euer Leben nicht das wertvollste und wichtigste? Wir fliehen nach Preußen, Ihr werdet beim König die Sache Eurer Stadt führen. Es ist eine deutsche Sache, und der König wird das schon halb gezückte Schwert nicht wieder in die Scheide stecken, wenn er Euch hört. Ihr werdet mit Flammenzungen sprechen, Euer Wort wird die ganze evangelische Welt aufwecken. Vielleicht auch werden die Jesuiten, wenn Ihr ihnen entkommen seid, einsehen, daß der Streich mißlungen ist und die anderen laufen lassen.“

Hingegeben an die wundersame Weise dieser Stimme, genoß Rösner eine wehmütige Seligkeit. Wie sinnvoll offenbarte sich ihm das Leben, nun, da es ihm allen Ernstes abgesprochen war. Aber zugleich wußte er in dem weiten Raum hinter sich die Todesangst aller seiner Gefährten, er fühlte die keuchenden Atemzüge und das

fliegende Herzklopfen jedes einzelnen, durchdrang mit seinem geistigen Auge die Dunkelheit und sah sie auf ihrem Lager aus Stroh und Fellen dasitzen, wie sie, von der Kälte durchschauert, aufgewacht waren und abgemagert, verzweifelt und verbittert nach dem Fenster starrten, wo einem, einem einzigen unter ihnen, die Rettung angeboten wurde.

„Hat nicht Kaldenborn seinen Paten unter euch?“ flüsterte Alphema Polyrena immer dringender. „Er liebt ihn wie den eigenen Vater und ist voll Dankbarkeit für ihn. Dennoch besteht er nicht darauf, daß auch er gerettet werde, da er weiß, daß wir nur einen mit uns nehmen können. Der Doktor Arend hat sein Leben genützt und verbracht. Ihr steht auf der Höhe des Euren, es kann noch tausendfach bezahlt werden.“

Eine Stimme kam neben Rösner aus der Dunkelheit, Sebastian Rostock, der vom Fenster zurückgetreten war, hatte sich wieder genähert. „Die Freifrau hat recht, Bürgermeister,“ sagte er, „Ihr seid der Kopf. Wenn sie Euch verfehlen, so ist das Ganze verfehlt. Nehmt es an. Es wird Euch keiner darum verdammen.“

Klar und fest aber trat das Wort aus dem Munde des Bedrängten: „Ich kann es nicht.“

„Entscheidet Euch,“ bat Alphema Polyrena inbrünstig, glühend, zerrissen von Weh, aus den aufgebrochenen Abgründen der Seele hervor. „Ich flehe Euch an, um Gottes willen, Euer Leben muß erhalten sein.“

„Es hat die ewige Seligkeit gewonnen,“ sagte der Bürgermeister mit tiefster Innigkeit, „Seligkeit und Unsterblichkeit durch Euch, Alphema Polyrena.“

„O, wäret Ihr gegen andere so hart gewesen, wie jezt gegen Euch — Ihr säßet jezt nicht hier.“

Ein rötlicher Strahl stach an Alphema Polyxena vorbei ins Dunkel und brachte Gemurmel von Stimmen und Waffentklingen mit. „Die Ablösung kommt,“ flüsterte es am Fenster hoch, „sie werden gleich hier sein. Euer Ja, Gottfried!“

„Nein!“

„Ihr seid ein Narr,“ flüsterte sie wütend, „ein unverbesserlicher Narr!“ Leise knirschte der Schnee unter flüchtigen Tritten. Der Bürgermeister lauschte ihnen nach, lächelnd, denn das war der alte, zornige, streitbare Ton gewesen, der eine Welt bitter-süßer Erinnerungen weckte. Er stemmte das verquollene Fenster in den Rahmen, es war ein verhaltenes Keuchen um ihn in der Finsternis, eine Hand tastete nach seiner Rechten, hob sie hoch und drückte sie an einen unsichtbaren Mund. Unwillig entzog er sie dem Ruß und tappte sich nach seinem Lager zurück.

Langsam verebbte das heiße Atmen um ihn in Schweigen. Vorsichtig, um sich nicht durch ein Geräusch zu verraten, zog Rösner einen Handschuh hervor, den er unter dem Hemd auf bloßer Brust trug, und wühlte in lautlos schluchzender Erschütterung seine Lippen in die weiche Seide.

\* \* \*

Nachdem die Freifrau von Butow mit ihren Begleitern wieder in Thorn eingetroffen war, berief sie durch Herrn Michael Strauche, in dessen Gasthof sie wieder Herberge genommen hatte, den blatternarbigigen Schuster Kloch zu sich und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Das schwärzliche Gesicht von innerer Glut angestrahlt, kam der Meister zurück, ließ sich aber, trotz der eifrigen Fragen Strauches, über den Gegenstand der Besprechung nicht

näher aus und nahm von Stund an überhaupt ein geheimnisvolles Wesen an. Noch weniger als vorher drückte er seinen Schusterschemel, saß noch mehr als vorher in den Zechen der Zünfte umher und ließ sich in ein eifriges Flüstern mit den Dickköpfen und Hartfäusten unter den Meistern ein. Es kam zu geheimen Zusammentünften in entlegenen Werkstätten, Scheunen und Schuppen und, obzwar die Bürgerschaft der polnischen Besatzung die Waffen hatte abliefern müssen, bligte und funkelte es bisweilen doch von blanken Klingen und Pistolenläufen. Manchmal trat Alphema Polyrena unter die Versammelten und entfachte den wühlenden Ingrimme.

„Wir haben Zeit bis zum fünfundzwanzigsten Dezember,“ sagte sie, „aber bis dahin muß alles bereit sein und, bei Gott, es soll ein Weihnachtsfest werden, an das die Polen denken sollen.“

Den Jesuiten indessen schien daran gelegen, die Dinge möglichst bald ins unwiderruflich Reine zu bringen. Es fanden sich sechs polnische Herren, die an jener Prozession teilgenommen hatten, und feierlich Zeugenschaft ablegten, daß die angeklagten Bürger unter den Anstiftern und Mitwirkenden des Tumults gewesen seien. Demnach war das unter der Bedingung des Schwures erlassene Urteil in Rechtskraft erwachsen.

Geängstigt durch diese Eile, beschleunigte nun auch Alphema Polyrena ihre Vorbereitungen, empfing Boten, fertigte Nachrichten ab, ließ ihre Gutsleute in kleinen, unverdächtigen Häuflein in die Stadt kommen, die sie den Wirten ins Quartier legte. Sie war mit ihren Erfolgen nicht ganz zufrieden, denn der größte Teil der Bürgerschaft war eingeschüchtert und zermürbt durch die Last der Besatzung und die Rücksichtslosigkeit der neuen Herren ihrer Stadt. Sie wagte kaum noch öffentlich zu

murren, als eine Rotte Musketiere in das protestantische Gymnasium rückte und dem Rektor die Aufforderung zustellte, daß er das Gebäude binnen drei Tagen zu räumen hätte. Sie ließ es geschehen, daß eine Wache vor der Marienkirche aufzog, während eine Schar von Handwerkern das Innere für den katholischen Gottesdienst instand setzte und alle Erinnerungen an den der Lutheraner austilgte.

Stryceł unterhielt indessen eifrig seine Beziehungen zu seinen alten polnischen Freunden und brachte auf diesem Wege wertvolle Rundschaft. Die Jesuiten hatten den Verurteilten die Begnadigung angeboten, wenn sie ihrer Kezerei abschwören und den allein seligmachenden römischen Glauben annehmen würden.

Alphema Polyxena lachte spöttisch über solche Anträge, sie wußte die Antwort, die ihnen werden würde, im voraus. Aber sie nützte die Nachricht, um den Bürgern wieder in die Köpfe zu hämmern, worauf es abgesehen sei, und es schien ihr, als ob aus all der Unterdrückung und Gefährdung in den nahezu drei Wochen, die ihr noch bevorstanden, schließlich doch der heilige Zorn der Verzweiflung erwachsen müßte, dessen sie für ihre Pläne bedurfte.

Am sechsten Dezember, einem Sonntag, wurde der lutherische Gottesdienst, dem alle anderen Stätten genommen waren, zum erstenmal im Saal des alten Artushofes abgehalten. Pastor Gabriel Andersch, der in dieser Zeit der Not sein Christentum von allen Schladen befreit und sich mit ihm zu wunderbarer Zuversicht erhoben hatte, nahm zum Text der Predigt die Worte des Lukas-Evangeliums: „Und es werden Zeichen geschehen an Sonne und Mond und Sternen, und auf Erden wird den Leuten bange sein, und sie werden zagen, und das Meer und die

Wasserwogen werden brausen und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen sollen auf Erden . . ." Er sprach über die Zeiten der Wirrnis und Bedrängnis, die aller Erlösung vorangehen, über die Prüfung, die dem Glauben verhängt ist, wenn ihm lebendiges Leben der Seele entspringen soll und daß alle Pein aus Gottes Hand im Grunde ein Versprechen besserer Zukunft ist. Der Saal war etwa sechshundert Menschen zu fassen geeignet, es drängten sich aber in ihm Kopf an Kopf an die tausend, und noch viele standen die breite Treppe hinab bis in die spitzbogig überwölbte Vorhalle zur ebenen Erde und vor das Haus hinaus in den bitterkalten Dezembertag. Und diese ganze Menschenmenge war von der warmen Stimme des Pastors durchflutet; wenn auch die Außenstehenden nichts deutlich vernahmen, so waren sie doch von dem Gefühl unvernichtbarer Glaubens- und Schicksalsgemeinschaft ergriffen, das der Worte nicht bedarf. Als der Pastor mit der Mahnung desselben Evangeliums geschlossen hatte: „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebet eure Häupter, darum daß sich eure Erlösung naht“, gingen sie still und gesammelt aus dem Haus.

Während aber noch der verschneite Platz zwischen Rathaus und Artushof vom Gewimmel der Andächtigen schwarz übertupft war, kam Pferdegetrappel aus der Gasse her, die zum Warschauer Tor führte, und mitten durch die Menge brach sich eine Schwadron Manen Raum. Sie trabte klirrend und rücksichtslos durch das auseinanderstiebende Volk und saß vor dem Rathaus ab.

Man erfuhr, daß sie nur ein geringer Teil des beträchtlichen Aufgebots von Truppen sei, das seit heute morgen die ganze Stadt im engen Umkreis umzingelt hielt.

„Was bedeutet das?“ fragte Alphema Polyxena, als sie es erfuhr, blaß bis in die Lippen, „was bedeutet das?“

Am Abend dieses Tages wurde den Gefangenen eine Mahlzeit von solcher Reichlichkeit aufgetischt, wie sie ihnen seit der Bewirtung auf dem Gutshof des Herrn Jaromir Jarosarostki nicht geworden war.

„Pož Donner,“ sagte Christoph Just, indem er sich breitbeinig über den Tisch beugte und in den Topf mit Wurstsuppe guckte, „es scheint, sie wollen uns noch herausfüttern, ehe sie uns zu Weihnachten schlachten.“

„Herr Christoph Just,“ mahnte der Bürgermeister, „wollt dessen gedenken, was wir vereinbart haben.“

Der Schöppe knurrte und zuckte die Schultern, die bei weitem nicht mehr die frühere Breite hatten, wie denn auch die anderen Glieder lose in den Kleidern schlotterten und die Augen tief unter den Brauenbogen lagen. Sie hatten sich darauf geeinigt, kein Wort mehr von Prozeß und Urteil zu sprechen, da das beständige Bohren und Wühlen in denselben Gedanken sie um nichts vorwärts brachte und ihr ganzes Wesen kleinlich und armselig zu machen drohte. Herr Matthäus Gerstmann hatte es zuerst bemerkt und offen herausgesagt, daß dieses beständige Beisammensein zwischen den kahlen, halbdunklen Wänden, unter dem Druck einer schwarzen Balkendecke, ohne jede Ablenkung durch äußeres Geschehen, die Gefahr in sich berge, daß einer dem anderen feind werden könnte. Es war schwer, die Gewohnheiten und Besonderheiten der anderen in solcher Enge erzwungenen Zusammenlebens zu ertragen und um ihretwillen auf dieses oder jenes Stück der eigenen Lebensäußerungen zu verzichten. Man glaubte sich nur zu bald zugunsten der anderen benachteiligt, glaubte ihnen auf eigene Kosten Opfer bringen zu müssen und betrachtete mit Gehässigkeit auch die

harmlosesten Gebärden, als sei man durch sie herausgefordert; man konnte die Redensarten und den Tonfall der anderen kaum mehr hören. Es war also notwendig, die Reibungen zu vermeiden. Da es sich herausgestellt hatte, daß bei aller Gleichheit vor dem Geschied jede Unterredung über den Prozeß diese unterirdischen und bössartigen Gewalten heraufzubeschwören schien, hatte man den Beschluß gefaßt, völlig davon zu schweigen.

„Sollen wir,“ hatte der Bürgermeister gesagt, „unseren Kerkermeistern die Freude machen, wenn sie an den Türen horken, zu hören, wie wir einander gegenseitig beschuldigen, dies oder das hätte anders und besser gemacht werden können? Man hat die Gerechtigkeit ans Kreuz geschlagen, aber wie Christus der Gekreuzigte von den Toten auferstanden und zum Himmel aufgefahen ist, so kann mit Gottes barmherziger Willenswendung auch die Gerechtigkeit ihre Auferstehung feiern. Dieses ist mein fester Glaube, noch haben wir drei Wochen vor uns, daß er sich bewähre, und dieses Bekenntnis meiner Zuversicht soll das letzte Wort sein, das darüber zwischen uns gesprochen worden ist.“

Sie fügten sich, denn seitdem der Bürgermeister verschmäht hatte, durch die schon halb geöffnete Tür in die Freiheit hinauszutreten, war sein Ansehen gewachsen und bestand eine Scheu vor ihm.

Man hatte zur Wurstsuppe eine Schlachtschüssel gebracht, allerlei Nebengerichte und verarbeitete Bestandteile des weihnachtlich fetten Schweines, weißliche Leber-, dunkle Blutwürste, ganze lange Schlangen von Bratwürsten, dampfendes Selsfleisch. Ein Schinken folgte, dem eine Schüssel voll Kraut und Klößen beigegeben war, und in großen Holzkannen war Bier, in kleineren Zinnumpen Wein aufgetragen worden.



„Wie eine Hentersmahlzeit!“ murmelte Sebastian Kofstock unter dem Rauhen.

Peinlich berührt stieß ihn sein Nachbar, Herr Adam Ruprecht, in die Rippen: „Daß Euch, mit Euren Späßen!“

Die anderen hatten nichts gehört, sie widmeten sich völlig der Arbeit ihrer Säbne, gaben sich dem Vergnügen hin, sich wieder einmal nach Herzenslust satt zu essen. Einigen von ihnen wollte bei diesem angenehmen Gefühl sich füllender Magen auch der Geist wieder stärker und tapferer werden. War nicht Adventszeit? Bereitete sich die Menschheit nicht, den Heiland zu empfangen, und konnte es besser geschehen als durch Eintracht und Persönlichkeit, in deren Wundern sich alle Menschen fanden, die eines guten Willens waren.

„Unsere Kinder!“ sagte der Ratsherr Melchior Heinold plöcklich, in dessen Haus sieben Buben sprangen, „jezt ist der Knecht Ruprecht dagewesen und sie freuen sich nun schon auf den heiligen Christ.“

Sie räusperten sich, senkten die Augen, um einer den anderen nicht sehen zu lassen, wie sie voll Wasser liefen, sie wandten sich ab, beschäftigten ihre Hände mit ziellosen, zitternden Griffen, brachen Reste des Brotes und schoben sie in den Mund, während ihre Blicke, nach innen gekehrt, die Bilder ihrer geängstigten, besorgten Lieben aufsuchten.

Der Leutnant Höninger hustete, erhob sich und hockte vor dem Ramin nieder, ihm ein Buchenscheit in den Rachen zu stecken. Er mußte die Augen wischen, als habe sie ihm der Rauch gebeizt.

Matthäus Gerstmann, der mit dem Bürgermeister und Doktor Arend zu den Einsamen gehörte, deren Haus leer war, trachtete der Weichheit Herr zu werden und zu anderem zu leiten. Er strich das einst dicht gewesene weiße

Haar, das sich ihm in der Kerkerhaft stark gelichtet hatte, aus der faltig eingeschrumpften Stirn. „Ist es nicht, als ob der Mensch Raum um sich brauche, sich zu entfalten, aus sich heraus zu wirken? Das ist der größte Schrecken der Gefängnisse, daß ihm dieser Raum genommen wird. Aber nicht minder schlimm ist es, wo er mit anderen zusammengedrückt und seiner Einsamkeit völlig beraubt wird. Widerspruchsvoll ist dieses Wesen Mensch von Gott geschaffen: auf sich allein gestellt vermag er nicht zu bestehen, und im Haufen überkommt ihn die Angst vor Seinesgleichen. Nur im Gleichgewicht zwischen Fürsichsein und Gemeinschaft, zwischen Zurückziehen in sich und Ausströmen in andere bewährt sich die Freiheit seiner Kräfte.“

Der Bürgermeister lächelte mit mühsamer Schalkhaftigkeit: „Ich weiß, Ihr Herren,“ sagte er, „daß Ihr über mich und meine Sonderlichkeit oft genug gelacht und den Kopf geschüttelt habt. Aber es ist dem so, wie unser weiser Herr Gerstmann gesagt hat: die Dinge, die unsere täglichen Begleiter sind, die wir stündlich berühren, nehmen von unserem Wesen an, von ihm durchdrungen, tragen sie es an sich und hauchen es dem Fremden, der sich ihrer bedienen muß, entgegen. Sie beengen uns in unserem Fürsichsein und drängen uns die Andersheit auf. Ihr werdet vielleicht jetzt, da Ihr ähnliches erfahren habt, verstehen, warum ich meinen eigenen Becher, meinen Löffel und mein Messer mit mir geführt habe. Vielleicht bin ich aber darin zu weit gegangen, und so mag mir, wenn es Gott gefällt, diese Zeit der Prüfung eine Lehre gewesen sein . . .“

Von einer dunklen, drückenden Ahnung geängstigt, war Doktor Arend zwischen dem Tisch und der schweren Eisentür hin und her gegangen. Trotz des Weines, den er

getrunken hatte, durchlief ihn ein Zittern des Frostes. Nun trat er an den Ramin heran und wärmte sich den Rücken. „Was wir als den sichtbaren Menschen kennen,“ sagte er, „ist nicht sein Ganzes. Diesen Leib, das Verhältnis der Seele, umgibt eine Hülle aus einem feinen, leichten, unsichtbaren Stoff, in dem geheimnisvolle Kräfte wohnen. Euch allen ist es begegnet, daß Eurem Gespräch oder Euren Gedanken ein Mensch plötzlich eingefallen, der Euch völlig entschwunden gewesen und der nun scheinbar ganz ohne Grund in Euch aufgetaucht ist. Da er aber im nächsten Augenblick leibhaftig um die Ecke kommt und vor Euch steht, wie erklärt Ihr Euch das, wenn nicht so, daß sein Dunstkreis, die Hülle, die ihn umgibt, Euch vorauseilend getroffen, wie der Wind vor der Welle ankommt. Diese Dunsthülle stößt Euch ab und zieht Euch an, um ihretwillen braucht der Mensch seinen Raum um sich, in ihr begegnen sich die Gedanken, so daß Ihr, ehe noch ein Wort gesprochen, die des anderen erraten könnt; auf sie wirken die Kräfte der Gestirne, in sie gekleidet, verläßt die Seele bisweilen vorschauend den Leib und wandelt ihrer Zukunft entgegen. . .“ Er unterbrach sich und blickte erschauernd von einem seiner Genossen zum anderen, denen er in einer seltsam düster aufgehellten Stunde des zweiten Gesichtes begegnet war.

Aus tiefem Nachdenken hob Matthäus Gerstmann einen tiefen Blick: „Was ist dann der Tod, Ihr Herren?“ Sie fuhren alle auf, denn es klang wie eine Antwort auf die Frage, da jetzt der Schlüssel in das Schloß gestoßen wurde und man die Riegel der Thür zurückschieben hörte. Zuerst sahen sie, von der hochgehobenen Laterne bestrahlt, das tückisch grinsende Gesicht des Jesuitengärtners Paprocki, der ihnen zum Kerkermeister bestellt war. Hinter ihm kamen, sich unter dem niederen Türsturz bückend,

etliche schwer bewaffnete Mustetiere, die, zu beiden Seiten ausweichend, sich links und rechts neben die Tür stellten. Ein Gerichtsbote mit dem gekrönten Stab in der Hand schritt einigen Männern voran, die, da sie sich unter dem Lattenkreuz mit den Kerzen in der Mitte des Gefängnisses aufrichteten, allen wohlbekannt waren: der Kastellan von Kalisch, Herr Starowolski, der Schreiber des Assessorialgerichts zu Warschau, der Admonitor der Jesuiten und der Franziskanermönch, der sie zu bekehren versucht hatte.

Wie sie diesen Aufzug und die mit dem baumelnden Gerichtssiegel versehene Rolle in den Händen des Schreibers sahen, wußten sie, daß ihnen Arges zugedacht war.

Sie atmeten schwer, Herr Thümbling von Bergau konnte ein leises Stöhnen nicht unterdrücken. Von einer Lähmung des Geistes gebannt, sah der Bürgermeister, daß der Kastellan die Rolle aus den Händen des Schreibers nahm, wie aus der Mauer hervordringend kamen die Worte, die Herr Starowolski, die Pelzmütze abziehend, vorlas. Rösner vernahm den vollen Titel des Königs von Polen, dem gewundene, ineinandergeschraubte Sätze folgten „... bestimmen und ordnen an, daß, da der Spruch des Königlichen Assessorialgerichts in Warschau am 16. November 1724 unter Beifüg vierzig erwählter Abgeordneter aus dem Senat und den Landboten rechtskräftig dahin ergangen, daß . . . da ferner, am 4. Dezember huius anni durch die verordneten sechs weltlichen Herren als Zeugen unter Eid die Schuld der Verurteilten als ohnzweifelhaft beschworen, sohin die gefezte Bedingung völlig erfüllt worden, da endlich kein Anlaß vorhanden, die Vollziehung länger hinauszuschieben, die genannten Ratsherren, Schöppen und Sechzigmänner, so sich wider göttliches und menschliches Geseß mit

Gewalttat, Aufruhr und Gotteslästerung vergangen, bei Einbruch morgigen Tages sollen auf die verordnete Weise vom Leben zum Tode verbracht werden.“

„Morgen . . . ?“ stammelte Herr Adam Ruprecht.

Man hörte einen schweren Fall. Herr Thümbling von Bergau war auf die Knie gestürzt und troch nun winselnd und wimmernd zwischen den Gefährten heraus auf den Kastellan zu, faßte den pelzverbrämten Mantelsaum an: „Ich habe nichts gemein mit diesen . . . was geht mich ihre Sache an? Ich bin nicht dabei gewesen . . . der Prozeß muß mit mir noch einmal begonnen werden . . . Gnade um Christi willen . . . ich bin immer ein getreuer Untertan des Königs gewesen . . .“

Herr Starowolsti faßte seinen Mantel und riß ihn mit einem Ruck aus den Händen des Ratsherrn, stumm sahen die Gefährten auf ihn nieder. Schreiend wälzte sich Herr Thümbling auf dem Boden. „Gnade . . . Gnade . . . ich bin unschuldig . . . immer hab' ich im Rat die Sache der Väter Jesu vertreten . . . nichts, nichts hab' ich mit dem Aufruhr zu schaffen . . .“

„Schweigt,“ donnerte Herr von Starowolsti auf den sich Windenden herab. „Ich bin noch nicht fertig!“ Er hob das untere Ende der Rolle zum Licht empor: „Aus königlicher Vollkommenheit und äußerster Gnädigkeit wird von dem Vollzug eine Ausnahme gemacht und in Anbetracht seines kranken Zustandes auf eifriges Fürbitten der Richter, Beisitzer, insonderheit der Väter Jesu, auch der königlichen Untersuchungskommission der Vizebürgermeister Herr Heinrich Berneder von der Strafe Leibes und Lebens freigesprochen. Item sollen alle, so sich noch vor Vollziehung des Urteils zum reinen katholischen Glauben bekehren, gleichermaßen nicht mit dem Tod,

sondern nur durch ihrer gesamten unbeweglichen und fahrenden Haben bestraft sein.“

„Hört Ihr, Ihr seid frei,“ flüsterte Herr Gerstmann, indem er sich zu Berneder niederbeugte, der von seinem Lager weggekrochen war und, auf die Hände gestützt, zu ihm auffah. Verständnislos lallend kroch der Kranke weiter.

Herr Starowolski hob das Siegel und wies es dem Bürgermeister, der seine Richtigkeit mit einem Kopfniden bestätigte. Er hatte, mit dem Blick des Schriftgelehrten über das Urteil hinstreifend, gesehen, daß das Datum des heutigen Tages mit frischer Tinte eingesezt war. Das Haupt bedeckend, trat Herr Starowolski zurück und verließ mit den Gerichtspersonen und Wachen die Zelle.

Nur der Admonitor und der Mönch in seiner braunen Kutte, den Strick um den mageren Leib, standen noch da, an der Tür grinste tückisch der Kerkermeister Paprocki.

„Morgen,“ stammelte Adam Ruprecht, und seine kugelig vorquellenden Augen rollten, als wollten sie gänzlich aus den Höhlen springen. Sie waren furchtbar anzusehen, wie Schaustücke eines anatomischen Rabinetts, in denen der Ausdruck des Entsetzens festgehalten worden ist.

„Ihr habt es eilig gehabt,“ sagte Sebastian Rostod höhnisch zu dem Admonitor.

„Und wir dachten schon, Ihr wolltet uns mästen,“ sezte Christoph Just hinzu.

Mit milder Gebärde wehrte der Admonitor ab, seine sanfte Stimme schwebte durch den Raum: sie sollten nicht etwa glauben, daß ihnen durch diese Beschleunigung etwas Böses angetan werden sollte, im Gegenteil, aus christlicher Erbarmung sei die Hinrichtung schon auf morgen angesezt worden. Das Warten auf den 25. Dezember sei nur ein langsames Sterben, voller Todesangst, viel grausamer als

der rasche Vollzug. Da er sich, fuhr er seufzend fort, ihnen gegenüber auf Kirchenväter und andere heilige Autoren nicht berufen dürfe, so wolle er sie auf die heidnischen Philosophen Marc Aurel und Seneca verweisen, die gesagt hätten, wenn man einmal tot sei, so habe man aufgehört, den Tod zu fürchten, zu fürchten sei nur die Furcht vor dem Tod.

„Ja, ja,“ sagte Matthäus Gerstmann, zu Rösner gewandt, „ich weiß, die Väter Jesu wollen Eurer Gerechtigkeit keine Zeit zur Auferstehung geben.“

„Überdies,“ setzte der Admonitor hinzu, so voll innerer Sammlung, daß der Einwurf nichts über ihn vermochte, „wollen wir eurer armen Stadt Thorn neue Verwirrung und Kummernis ersparen. Es ist uns nicht unbekannt, daß allerlei törichte Pläne im Schwung sind, der Gerechtigkeit in den Arm zu fallen. Personen, deren übles Wirken nur aus übergroßer Langmut geduldet worden ist, streuen die Drachensaat der Empörung aus, verblenden die Herzen der Bürgerschaft und wollen Stürme wachrufen, die nur Euch selbst verschlingen können. Darum haben wir christliche Vorsorge getroffen, daß der Funke erstickt, ehe er zum Brande wird, darum, obwohl wir eigentlich zusehen sollten, wie die Ketzerei in ihr eigenes Verderben rennt, wollen wir sie retten, ehe die Gefahr hereinbricht. Wir haben die Stadt stärker besetzt und sie umzirkt, daß jeder Gedanke an neuerlichen Aufruhr im Keime getötet sei.“

Adam Ruprecht hatte den Zeigefinger benäht und schrieb ein Wort in die Luft, das seine Augäpfel glasig anstarrten. „Morgen,“ zuckten seine Lippen.

Es sei also ein Opfertod für das Heil der Mitbürger, meinte Leutnant Hönninger mit einer heiseren Stimme,

mit dem sie irgendeinem unsinnigen Beginnen zuvorkommen müßten?

„Und es haben sich sechs Herren gefunden,“ fragte der Bürgermeister mit einer kühlen Sachlichkeit, als handle es sich um eine amtliche Feststellung, „sechs Herren, die unsere Schuld beschworen haben? Warum haben denn die Väter Jesu nicht selbst den Eid auf sich genommen, da sie doch die zunächst Beteiligten gewesen sind?“

Unter dem scharfen Blick Rösners duckte sich Herr Heinrich von Drahotusch ein wenig in sich zusammen. „Wir sind Verkünder der Liebe, Streiter für die Kirche Christi, die eine barmherzige Mutter ist und nicht teil haben will, an vergossenem Blut. Wir klagen an, wehen Herzens, wenn wir es müssen, aber wir helfen dem Urteil nicht.“

„Die Namen,“ brüllte Christoph Just plötzlich, indem er die Fäuste schwang, als wolle er durch Mauern und Wachen hindurch den Zeugen an den Leib: „Ich will die meineidigen Schurken kennen. Wenn es denn gestorben sein muß, ihre Namen will ich mit hinauf nehmen und sie vor Gottes Thron hinschreien. Wir wollen sehen, ob er seine Engel aussenden wird . . .“

„Herr Christoph Just,“ mahnte Rösner.

„Laßt das,“ lächelte Herr Sebastian Rostock fahl und verächtlich, „es haben sich doch auch Zeugen für Christi Schuld gefunden: dieser hat gesagt, er könne den Tempel Gottes zerstören und ihn in drei Tagen wieder aufbauen . . . und ihre Namen sind uns von der Heiligen Schrift nicht überliefert worden.“

Ein Röcheln ließ alle aufschauen und sich umwenden. Berneder hatte sich durch Gerstmann unterstützt, auf seinem Lager aufgerichtet. An die Wand gelehnt stand er da, schwankte ruckweise, während es über sein graues,



zerstörtes Gesicht rieselte, wie in einem untergrabenen Gemäuer vor dem Einsturz. Rasselnd sog er den Atem ein, lallte: „Frei . . . frei . . . Leben . . .“

Lind säufelte der Admonitor in das Schweigen, das eintrat, nachdem Berneder wieder zusammengesunken war. „Die Kirche will den Tod der Sünder nicht . . . allen ist das Leben dargeboten, wenn sie ihrer Kezerei abschwören. Der ehrwürdige Bruder hier hat sich vergebens bemüht, vielleicht ist jetzt die Stunde gekommen, wo er gehört wird . . .?“

Der Franziskaner, der einen halben Schritt hinter dem Admonitor gestanden hatte, regte sich und hob einen flehend dehmütigen Hundeblick.

„Sollen wir uns nachreden lassen,“ sagte der Bürgermeister kopfschüttelnd, „die Lutherischen von Thorn haben ihr Leben erkaufte durch einen Verrat am Glauben?“

„Pakt ein! Pakt ein!“ schrie Christoph Just. „Euer Gnadenbissen ist vom Teufel vergiftet.“

Das seien arge Worte, sagte der Admonitor mit einer teigig zerfließenden Sanftmut, die sich die Väter Jesu nicht verdient hätten, und wenn —

Er wurde unterbrochen. Herr Thümbling von Bergau, der noch immer auf derselben Stelle kniete, wo er vor dem Kastellan niedergefallen war, hob den auf die Brust gesunkenen Kopf, stemmte sich vom Boden auf und machte einige zerbröckelnde Schritte. „Ich schwöre ab,“ sagte er dumpf, aber deutlich, indem er nach der Hand des Admonitors tappte.

Über das breite Gesicht des Jesuiten flog ein Strahl. Er legte dem Rats Herrn die Linke auf die traurig zerzauste, kahl gewordene Perücke, tätschelte ihm die Wange.

„Brav, mein Sohn,“ lobte er, „einen hat Gott erleuchtet: O, gingen auch die anderen in sich, gedächten, wie sie ihrer Seelen ewiges Heil aus der Todesnot retten können.“

„Pact ein!“ wuchtete der Schöppe Just, grimmig wie sein Namenspatron, der breitschultrige Heide Christophorus vor seiner Bekehrung. „Pact ein! Und hebt Euch hinweg, Ihr gemästeter Pharisäer.“ Er ging drohend auf den Admonitor zu, der sich erschrocken hinter den Franziskaner zurückzog, während Paprocki, der an der Tür gewartet hatte, zähnesfletschend vorsprang.

Er gehe ja schon, säufelte der Jesuit, er überlasse die Herren der Erbarmung Gottes, der ihre Dunkelheit erhellen möge. Der Ratsherr Thümbling von Bergau möge ihm folgen und der ehrwürdige Bruder Hilarius werde nebenan bereit sein, um sich sogleich einzufinden, wenn etwa dem einen oder anderen noch das Licht der Gnade aufginge.

„Wir begehren seinen Trost nicht,“ sagte der Bürgermeister, „doch bitten wir um den Zuspruch unseres Pastors. Und dann sind die meisten unter uns Gatten und Väter, die ersuchen Eure Christlichkeit um ein Abschiednehmen von ihren Lieben.“

Gut, gut, winkte der Admonitor, doch müßten sie damit bis zum Morgen warten, da vor dem letzten Stündlein die Nachricht nicht in die Stadt gesprengt werden solle.

In dem geduckten Rücken des abtrünnigen Ratsherrn brannten Blicke der Scham, als er die Zelle verließ. Aber niemand sprach ein Wort, kein Fluch wälzte sich über ihn. Schweigend standen die Männer umher, der Leutnant Hönninger sah den Funken des Feuers nach, die durch den Ramin aufwärts zogen. Gerstmann hatte sich an den Tisch gesetzt und den Kopf auf die Hand gestützt: „Was ist dann der Tod, Ihr Herren?“ fragte er, als sei das Gespräch

von vorhin nur durch ein belangloses Zwischenspiel unterbrochen worden. „Was ist der Tod? Da der Mensch in seinem irdischen Wesen eine Abtrennung vom Unendlichen ist, so ist der Tod wieder nur ein Tor, durch das man in die Unendlichkeit zurückkehrt. Hier war der Mensch dem Zwiespalt überlassen, zwischen seinem Fürsichsein und der Gemeinschaft, dort wird er die Glorie wiederfinden, in der die irdische Anzulänglichkeit zerfällt und er in der ewigen Gemeinschaft aufgeht.“

„Ich will keinen Himmel,“ knirschte Christoph Just, „der mir mit Polen und Jesuiten gemeinsam ist.“ „Man muß mit Gott Mitleid haben,“ sagte Sebastian Rostock, „wenn er alles wieder gutmachen soll, was er hier auf Erden zuläßt.“

Die Kerzen, die auf dem schlichten Lattent Kreuz des Leuchters steckten, waren tief herabgebrannt und tropften dicke schmutzige Perlen. „Gott weiß besser, was er will, als wir,“ sagte Rösner, „er hat den Menschen die Verschiedenheit gegeben, damit die Welt mannigfaltig werde und sich dieser Mannigfaltigkeit freue. Aber der Teufel hat den Haß dazwischen gesät.“

„Ja, sie hassen uns,“ warf Doktor Arend ein, „sie hassen uns bis zur Vernichtung, und wenn sie die Versöhnung gewollt hätten, die in den Sternen geschrieben stand, so wäre alle diese Not nicht über uns gekommen. Sie hassen nicht nur unseren Glauben, sie hassen auch unsere Sprache und unser Wesen, sie wollen uns ans Leben, weil wir Deutsche sind.“

„Wie Mensch zum Menschen steht,“ sagte Rösner, „so auch Volk zu Volk. Auch die Völker wollen ihren Lebensraum um sich und verkümmern in allzu enger Nachbarschaft und bedürfen doch auch wieder des Nachbarn zu einem höheren gemeinsamen Sein.“

„Wer hat alle ihre Städte gebaut?“ sann der Rathherr Heinold zögernd vor sich hin, „wer hat sie alle Gewerbe und Künste gelehrt? Wer hat ihnen Segen und Ordnung des Rechts gegeben?“

„Wir sind reicher als sie,“ fuhr der Bürgermeister fort, indessen alle ihn ansahen, als spreche er jetzt die Gedanken aus, die sich ungeformt in ihnen zum Licht drängten, „wir sind berufen zu geben. Aber wir sollen uns darum nicht überheben; doch müssen wir bekennen zu sein, was wir sind. Da Gott einmal die Verschiedenheit geschaffen hat, so wollen wir in der unseren beharren. Aus dem Blut der ersten Glaubensjünger ist die Kirche erwachsen, so mag das unsere die Ziele des wahren Glaubens fördern, und unserer deutschen Gemeinschaft Bekenntnis sein. Wir wollen so handeln, als seien die Augen der ganzen Welt auf uns gerichtet, und wollen den Tod so erleiden, als geschehe es für die Freiheit der ganzen Welt.“

„Die Deutschen,“ erhob der greise Gerstmann mit einem seltsamen Zittern die Stimme, „ist es nicht immer so, als ob sie die Sünden und Kummernisse der ganzen Menschheit auf sich nehmen müßten und dafür gekreuzigt würden? Als der Glaube am Zerbrechen war, wer hat seine neuen Mächte wieder erlöst? Alle großen Fragen der Menschheit brennen uns am heftigsten, wir empfinden sie zuerst und geben uns am spätesten mit der Antwort zufrieden . . . Möchte Gott fügen, daß wir einmal unsere Kraft für uns selbst einsetzen dürfen.“

Die heisere Stimme des Leutnant Hönninger meldete sich aus einer schwarzen Ecke: „Wir haben Brüder allenthalben, Brüder unseres Glaubens und unserer Sprache. Aber solange die Brüder im heiligen römischen Reich nicht jeden Schlag, den einer von uns im fernsten Polen

oder Rußland oder Ungarn erhält, als Züchtigung am eigenen Leib empfinden, werden wir dem Gelächter, der Schmach und dem Unrecht preisgegeben sein.“

„Wie soll da Wandel werden,“ erhob sich Herr Gerstmann, nachdem eine kleine Welle des Schweigens über alle hinweggeflutet war, „wie soll da der Wandel werden, wenn uns Gott so gemacht hat, daß wir eher allen anderen Recht zu geben geneigt sind, als uns selbst?“

Damit trat er zu Gottfried Rösner heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern, auf daß dieser wisse, es sei nicht als Vorwurf gemeint, sondern eher als Abbitte für Unausgesprochenes.

Der Bürgermeister nahm die rechte Hand des Ratsherrn in die seine, sein gesammelter Blick ging voll tiefer Liebe über die Todesgefährten: „Wir wollen niemand Steine nachwerfen, der sein Leben rettet, wir wollen ihn als treuen Genossen achten, wie ich Euch bitte, dem ersten, der seinen Hals in Sicherheit gebracht hat, seine Schwäche zu vergeben. Es mag sein, daß mancher Wichtigeres zu tun hat und lieber lebend als durch den Tod seinen Glauben und sein Deutschtum bekennen möchte. Er trete still und ungekränkt aus unserem Kreis.“

Das Schweigen der Ewigkeit tat einen tiefen Atemzug. Aller Herzen richteten sich empor, und wie durch geschmückte Ehrenhallen zog eine tröstliche, fast verzückte Freudigkeit in sie ein.

Die Kerzen auf dem Lattenkranz waren ausgebrannt, jetzt erloschen fast gleichzeitig zwei von ihnen, auch im Ramin war die Glut zusammengesunken und kein Scheit mehr da, sie zu nähren, es wurde düster unter der schwarzen Balkendecke.

„So elend wir sind,“ sagte Rösner lächelnd, „so schmutzig, abgemagert, voll Ungeziefer und Krätze, so wollen wir

doch, Ihr Herren, die Heiterkeit unseres Geistes nicht trüben lassen, auf daß unsere Hentker erkennen, daß dem schlechten Lehm, aus dem wir gemacht sind, doch der Atem des Unendlichen eingehaucht ist.“

Sie sprachen noch viel über ihren Glauben und das große Volk gleicher Sprache, das sie jenseits der polnischen Grenzen wußten, mannigfach gegliedert, unter Fürsten geteilt und entzwei gerissen, als habe Gott die Vielfältigkeit seiner Schöpfung noch einmal im Kleinen an den Deutschen wiederholen wollen. Als der Pastor in das Gefängnis kam, fassungslös, keuchend noch von dem Schrecken, mit dem er in den ersten Morgenstunden aufgeweckt worden war, fand er die Verurteilten im Dunkeln, bei letzter verlöschender Glut des Kaminfeuers, aber auch ohne seinen Zuspruch völlig ruhigen und ausgeglichenen Gemütes.

\* \* \*

Das Armesünderglöckchen auf dem stumpfen Rathaus-turm hatte einen krächzenden Klang. Als die Verurteilten ihren letzten Gang antraten, erhob sich auf dem dunklen Flur vor dem Gefängnis ein Schreien und Wimmern des Wehklagens. Hier standen die Frauen und Kinder zusammengepfercht, vor Kälte und Entsetzen klappernd, in den rasch übergeworfenen, notdürftigen Gewändern, wie sie auf die Nachricht vor der Hinrichtung in die kalte Finsternis des Dezembermorgens hinausgetaumelt waren. Sie schluchzten auf den Knien, rot überronnen vom Licht der Fackeln in den Händen der Wachen, umklammerten die Beine der Männer, hingen an ihren Mänteln und hemmten sie im Schritt, so daß in dem engen Flur ein Gedränge entstand, ein heulendes Aufbäumen von Leibern, wie in einer Vorkammer der Hölle.

Kreischend durchbrach die Zerneckerin den Haufen und schrie nach ihrem Mann. Der Gerichtsbote hatte sich den Scherz gemacht, ihr zu verschweigen, daß er begnadigt worden sei. Man fing sie auf und beschwichtigte sie: er sei in der Zelle verblieben und sie könne ihn, wenn alles vorüber sei, nach Hause führen.

Alle diese Frauen, die sich auf Alphema Polyrenas Antreiben zu einer Bittschrift an den König vereinigt hatten, waren bis in den Schlaf dieser Nacht hinein von einem leisen Anklingen der Hoffnung gestützt gewesen, das Unbegreifliche könne nicht geschehen und werde zuletzt noch irgendwie in ein glimpfliches Ende gemildert werden. Jetzt wanden sie sich unter den Trümmern des plötzlichen Zusammenbruches, mischten Gebete, Verwünschungen und Liebkosungen ineinander, zerfleischten ihre Wangen und rauchten ihr Haar.

Der Wachtmeister, der den Zug Musketiere zu befehligen hatte, drängte vorwärts. Rauhe Hände faßten die Frauen an und schoben sie beiseite. Ein schneidender Schrei überschallte gell den Lärm, die junge Ehefrau des Leutnants Hönninger, die hoher Hoffnung voll war, fühlte ihre Stunde gekommen, sie sank berstenden Leibes nieder und wand sich wimmernd in Krämpfen.

Sie hätten keine Zeit zu warten, bis das Weib geworfen habe, knurrte der Wachtmeister, da sah er zwei geballte Fäuste vor sein Gesicht gehoben und das Knirschen eines wütenden Tieres sprang ihn an. Aber der Bürgermeister drückte die Arme des Leutnants herab, und gleich darauf, als die engen gewundenen Stiegen begannen, die man einzeln hinabgehen mußte, ließ der Wachtmeister die Soldaten gegen die weinenden Frauen, die den Männern auch hier folgen wollten, lehrt machen und sie abdrängen.

Auf dem zerstampften Schnee vor dem Haupteingang des Rathhauses stand das Blutgerüst. Es war binnen wenigen Stunden von ungeschickten polnischen Zimmerleuten eilig zusammengefügt worden und im Hinaufsteigen fühlten die Verurtheilten das leise Schaukeln der Bretter.

Das habe nichts zu bedeuten, meinte Sebastian Kostod, so lange würde es schon noch halten, bis sich ihrer aller Köpfe in dem großen Korb zusammengefunden hätten, der da auf dem Gerüst warte.

Als doppelter lebender Stachelzaun umstanden Reiter und Fußsoldaten im Viereck den Bretterboden, zwischen je zwei Dragonern ein Mustetier, zwischen dem Weiß des Schnees und der Schwärze der Nacht trieben die großen, roten, unruhigen Flecken der Fackeln. Das große Aufgebot an Bewaffneten schien unnötig, denn bei der Heimlichkeit, mit der alles ins Werk gesetzt war, hatten sich keine Zuschauer eingefunden, als der Schwarm der Frauen und Kinder, der jetzt schluchzend aus einem Seiteneingang hervorquoll, und die Frühaufsteher der Stadt, Kirchengänger und die Gewerbsleute der Morgenstunden. Verwundert sahen die ahnungslosen Leute beim Überqueren des Marktplazes die Zurüstungen zu einer Hinrichtung und vergaßen ihre Geschäfte, um sich hinter der Doppelreihe der Soldaten einen Platz zu sichern.

Es ging alles sehr rasch vor sich, denn Herr Starowolsti hatte als Abgeordneter des Gerichts den Auftrag gegeben, die Hinrichtung tunlichst zu beschleunigen. Auf dem Altan über dem Haupteingang stand er mit dreien der neu verordneten polnischen Ratsherren, dem Prior der Franziskaner und dem Admonitor, der den erkrankten Superior der Jesuiten vertrat; er verlas noch einmal das Urtheil, wie ein graues Tuch wehte ihm der erkaltende



Atem vom Munde, dann brach er den weißen Stab entzwei und warf die Stücke über die Brüstung in den Schnee.

Jetzt stieg auch der Henker, von seinen beiden Gehilfen links und rechts gestützt, die Treppen hinauf, breitbeinig, stolpernd und offensichtlich mit Aufgaben des Gleichgewichts kämpfend. Da sich der deutsche Henker von Thorn von vornherein geweigert hatte, die Hinrichtung vorzunehmen, war sein polnischer Zunftgenosse aus Kulm bestellt worden. Er hatte aber in seiner Besorgnis vor dem bösen Blick dieser Deutschen dem altbewährten Kraftelixier, dem Geheimmittel seiner Familie für Kraft und Sicherheit des Hiebes, etwas reichlich Branntwein beigemischt und stand nun, unsicher schwankend, auf sein Schwert gestützt und sah die armen Sünder mit blödem Grinsen der Reihe nach an.

Auf einen ungeduldigen Zuruf des Herrn Starowolsti, der von jeder Verzögerung peinliche Verwicklungen befürchtete, stieß der erste Gehilfe den Meister an und hielt ihm das Beil hin, mit dem er zuerst die Hände abhauen sollte. Unschlüssig wanderte der glasige Blick, eine Wolke scharfen Branntweindunstes stand um ihn.

Christoph Just trat als der erste vor und legte die Hand auf den Block. „Macht's kurz!“ brummte er. Der Gehilfe hatte seine Finger erfaßt, um diese Hand festzuhalten, aber er mochte seinem Meister nicht allzuviel Sicherheit zutrauen und zog sich wieder zurück. Der Henker, dem das Schwert klirrend entglitten war, wog das Beil in der rechten Faust, plötzlich schien er sich seiner Aufgabe zu entsinnen, er hob es auf, prüfte die Schneide mit dem Finger, dann tat er einen raschen Hieb. Er hatte nach einem feinen Augen undeutlich verschwimmenden Gebilde hingeschlagen und anstatt des Handgelenkes die Finger getroffen, die einzeln aufhüpften und niederfielen.

„Eure Hand hat nichts als Gutes getan,“ beharrte der Buchdrucker, „diese da aber viel Dummes und Unnützes. Laßt es diese sein.“

Und ehe der Ratsherr noch weiter Einsprache erheben konnte, hielt der Einarmige schon seine Hand dem Beil hin.

„Ist das der Ratsherr Gerstmann?“ fragte der Kastellan von Kalisch, indem er sich über die Brüstung des Altars beugte.

Der Scharfrichter, über den zu seinem Brauntweirausch noch der des Blutes gekommen war, hatte aber schon den Schlag geführt, mit solcher Wucht, daß die Hand des Sebastian Rostock über den Rand des Gerüstes hinunter und einem Soldaten ins Gesicht sprang. Von Grauen gerüttelt, sah der Mann die Hand vor sich im Schnee ihre Finger krümmend bewegen und außer sich über diesen Anblick bückte er sich, hob sie auf und schleuderte sie auf die Bretter der Blutbühne zurück.

Der Henker, der vorgetreten war und der Hand verdutzt nachgesehen hatte, sah sie wieder vor seinen Füßen und fand den Spaß so gut, daß er zu lachen begann. Er hielt sich die Seiten vor Lachen, stöhnte, stampfte tortelnd mit den Füßen auf, als tanze er in einem plumpen ungefügen Tanz der Hölle.

— „Das Schwein ist betrunken,“ sagte Herr Starowolski zum Admonitor, der seufzend diese Wahrnehmung bestätigte.

Der Schöppe hatte keinen Laut des Schmerzes ausgestoßen, er hielt die verstümmelte Hand noch immer auf dem Block, aber der Blick, mit dem er den Scharfrichter ansah, war so, daß er durch die Schleier seiner Trunkenheit in die Seele des Henkers drang und sie erzittern machte. Der Meister beeilte sich, den Streich zu wiederholen und diesmal gelang es ihm, die Hand kunstgerecht vom Arm

zu trennen. Mit Werg stillten die Gehilfen das hervorquellende Blut, und während Just, sich selbst das rasch mit Blut getränkte Bündel an den Armstumpf preßte, kniete schon der Leutnant Hönninger vor dem Block und streifte den Armel zurück.

Als Vierter sollte Matthäus Gerstmann darankommen, wie er aber hervortreten wollte, sah er sich von Sebastian Rostock zurückgeschoben. „Laßt nur,“ sagte der Einarmige, „das soll Eurem weißen Haar erspart bleiben.“

„Was fällt Euch ein?“ wehrte der Ratsherr ab. —

„Soll Herr Gerstmann seiner Strafe entgangen sein?“ mahnte der Admonitor sanft.

Der Prior der Franziskaner aber sagte fröstelnd: „Wir wollen es dabei sein Bewenden haben lassen. Vier Hände sollten fallen und vier Hände sind gefallen.“

Es zögerte ein ungewisses fahles Morgenlicht über die Dächer, als der Henker sein Schwert über dem Haupt des Christoph Just schwang. Er hob es in beiden Händen, holte weit nach hinten aus und schlug, sich mit dem Schwung im Halbkreis drehend, zu. Die Verurteilten hatten die Reihenfolge der Hinrichtung unter sich vereinbart und bestimmt, daß zuerst die Verstümmelten sich dem Schwert unterwerfen sollten. Der Bürgermeister Rösner hatte seinen Willen durchgesetzt, der Letzte zu sein.

Er sah die Köpfe seiner Todesgefährten nicht fallen, denn er hielt seinen Blick auf den Himmel über dem Artushof geheftet, wo der Tag immer mächtiger wurde. Schon war das Grau silberfarben und in einem tiefer liegenden Streifen von Topas flimmerte es wie eine Ahnung der Geburt der Sonne. Jetzt sah er schon die Türme der Marienkirche zwillingsmächtig in sich klärendem Licht, jetzt riß sich aus dem gleichmäßigen Farbenbrei der

verziehenden Nacht eine langgestreckte Wolke los, die, am unteren Rand rot angestrahlt, sich zwischen die Türme schob.

Eine Hand stieß ihn an.

Er sah die enthaupteten Körper seiner Freunde nebeneinander in einer Reihe hingelegt, wie erlegtes Wild, wie die Strecke einer abligen Jagd. Aus den Halsstümpfen versickerte das Blut in Strömen in die Sägespäne, mit denen das Gerüst dicht bestreut war. Während Rösner zum Richtblock schritt, glitt sein Blick über den Korb, in den man die Köpfe geworfen hatte, zuoberst grüßte ihn das um den halboffenen Mund verzerrte Lächeln und das blutgerötete weiße Haar des Matthäus Gerstmann.

Der Scharfrichter, der seines Handwerks sonst ein Meister war und sein Schwert nach einiger Ernüchterung mit Kunst geschwungen hatte, trat vor ihn und sagte nach dem Brauch seines Berufes, wie er es deutschen Zunftgenossen abgelernt hatte, in einem halsbrecherischen Deutsch: „Kurrze Nott, sanftes Tott, Gnadje bei Gott.“

„Tu, was deines Amtes ist,“ sagte Rösner, indem er ihn ansah.

Da durchfuhr den Scharfrichter dieser Blick, noch ganz anders als ihm der böse Christoph Justs eingedrungen war. Seine Beine begannen zu wanken, seine Hände zu zittern und es war ihm, als lehre seine Trunkenheit mit aller Macht zurück. Die Gestalt des armen Sünders zerging in einem grauen Dunst, zwei Köpfe saßen auf seinen Schultern und nachwirkend wie ein vergifteter Pfeil haftete dieser blaue, feste, gütige Blick in dem Scharfrichter. Während er heimlich alle seine Stoßgebete gegen Bann und böse Zauberkunst herzusagen begann, kniete Rösner schon vor dem Block.

Den Blick auf das Bild des Gekreuzigten geheftet, das der Pastor Andersch ihm entgegenhob, eine Hand auf der Brust, wo er unter dem Wams Alphema Polyrenas Handschuh fühlte, empfing der Bürgermeister den Streich. Aber das neuerlich getrübe Auge und der von einem unnennbaren Schrecken gelähmte Arm hatten versagt, und der erste Hieb traf den Hals des armen Sünders nur mit halber Schärfe, so daß der Kopf über einer breit klaffenden Wunde zur Seite sank. Noch zweimal mußte der Scharfrichter sein Schwert schwingen, ehe der Kopf vom Rumpf getrennt war.

In diesem Augenblick brach aus dem dumpfen unzufriedenen Grollen der nun das Blutgerüst doch schon dichter umstehenden Menge, aus dem Weinen und Wimmern der Frauen ein einziger schriller Schrei. Strycek, der auf Rundschaft ausgegangen und über die zu so früher Stunde ungewöhnliche Ansammlung von Menschen erschrocken war, hatte sich eben zur rechten Zeit in die erste Reihe drängen können, um das grausame Ende seines Herrn mitanzusehen.

\* \* \*

In ein banges gestaltloses Träumen Alphema Polyrenas schwang das blecherne klanglos krächzende, bebende Läuten einer Glocke.

Da sie aber ins Dunkel der Winterfrühe erwacht war, stand das Schweigen wie eine schwarze Wüstenei um sie, in der nichts Lebendes sich regt. Gleich darauf aber, wie sie sich in ihre Rissen zurücklegte und sich wieder sich selber zuwandte, stellte sich jenes graufige, wimmernde, unbarmherzige Läuten wieder ein. Sie erkannte, daß, je nachdem sie ihr Gehör auf die äußere oder auf die innere Welt richtete, die Glocke schwieg oder schwang, so als

klinge sie nur in ihrem Herzen und entspreche ihr nichts in der Wirklichkeit.

Beunruhigt stand Alphema Polyxena auf, wusch sich, kleidete sich an und trat dazwischen immer an das Fenster, als erwarte sie etwas von der finsternen, einsamen Gasse. Mit einiger Beklommenheit und nicht ohne Arger sagte sie sich, daß sie ganz jämmerlich und frauenzimmerlich schreckhaft geworden sei; sie bekämpfte ihre törichte Angst, die wie ein Gespinnst weißlich zäher Schwammfäden ihre Brust erfüllte, setzte die guten, rotbäckigen Gründe der Vernunft dawider, daß doch nichts Unmittelbares zu befürchten stehe. Indessen freute sie sich doch, als sich ihrem einsamen Atmen und Umhergehen die langsam erwachenden Geräusche des Lebens im Haus gefelkten und als sie Wladislaw in dem vom Gang aus zu heizenden breiten Kachelofen rumoren hörte.

So brachte sie die Stunden bis zur Frühstückszeit zu, in des Doktor Arend gelehrten Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Glücks und Unglücks lesend und immer wieder vom Fluß der Zeilen über den Rand der Blätter hinweg ins Leere weichend. Während einer solchen Pause der Verlorenheit drängte sich ihr plötzlich auf, daß draußen vor ihrer Thür, in der Zwischenkammer, seltsame Laute entstanden waren, ein erregtes Murren, ein Schluchzen und Stöhnen äußerster Bedrängnis eines Menschen. Klopfenden Herzens stand sie auf, aber sie hatte erst einen Schritt zur Thür getan, da wurde diese ungestüm aufgerissen, Johann Karl hielt die geballten Fäuste vor die Brust, verstört, als hätte er den leibhaftigen Tod gesehen.

Er würgte an einem Wort, hob die Hände ringend vor das Gesicht, am ganzen Leib zitternd. Hart faßte ihn Alphema Polyxena am Ellenbogen, riß ihm die Arme herunter, bohrte ihren verzweifelt fragenden Blick in

seine Augen. Sie sah in Abgründe des Entsetzens, unfähig zu sprechen, fuhr Johann Karl mit dem Finger über seine tonlos schluckende Kehle.

„Heute . . . morgen . . .“ stammelte er endlich, „alle . . . Strycek hat . . .“

In der Zwischenkammer sah Alphema Polyxena einen dunklen Klumpen auf dem Boden liegen, Strycek, zusammengekrümmt, hingeschmettert von dem Geschehenen, mit der Stirn in die Dielen schlagend. Alphema Polyxena stürzte sich über ihn, zog ihn am Arm, schrie ihm ihre Fragen in sein von Blut und Schleim und Tränen überonnenes Gesicht. Er lallte mit geschwollener Zunge, die er beim Anblick der Hinrichtung seines Herrn zerbissen hatte.

Alphema Polyxena schlug ihn mit Fäusten, rüttelte ihn, schleppte ihn in ihr Zimmer und als sie ihn in den Stuhl neben dem Rachelofen gesetzt hatte, fiel ihr etwas ein. Sie lief zu dem Wandschränkchen, riß das Türchen fast aus den Angeln und holte die Flasche Kornbranntwein hervor, mit dem sie ihre Schläfen zu waschen pflegte, wenn ihre Kopfschmerzen — wie in den letzten Wochen nur zu häufig — unerträglich wurden. Der Inhalt sprudelte spritzend in ein Wasserglas, das sie Strycek an die Lippen schob.

Er trank, erst widerwillig, dann gierig, seine in die inneren Winkel gedrehten Augäpfel kamen wieder in ihre natürliche Lage, blinzeln hob er seine Lider und, indem er mit seinen groben, hornigen Fingern Alphema Polyxenas Handgelenk umklammerte, begann er vor sich hin zu flüstern . . .

Anna Susanna war über diesen ungewöhnlichen Lärm aus ihrem Zimmer gekommen und sah ihre Muhme neben Strycek stehen wie ein Steinbild der ewigen Verdammnis

mit toten Augen und reglosen Gliedern. Dennoch prägten sich alle Dinge, die Gegenstände dieses Raumes, das kalte Morgenlicht, das von frischgefallenem Schnee zurückflutete, die Mienen und erstarrten Gebärden der Menschen Alphema Polyxenas Blicken mit schmerzlicher Deutlichkeit ein. Sie wußte, daß Anna Susanna ins Zimmer getreten war, sie wußte, daß Johann Karl einen Stuhl angefaßt hatte und die harten Kanten der Lehne in seine Handflächen preßte. Als Strycek geendet hatte und sein Kopf röchelnd zurückgesunken war, hatte es den Anschein, als wolle Alphema Polyxena zum Fenster, aber herumgerissen, um sich selbst gedreht, wankte sie auf Anna Susanna zu, klammerte sich an ihre Schultern, glitt an ihr herab und begann, das Gesicht in den Schoß gedrückt, zu weinen.

Ratlos starrten Anna Susanna und Johann Karl einander an: wie ein Ungeheuerliches geschah, Alphema Polyxena, deren Wesen aus härtestem Menschenstoff gemacht schien, zerbrach vor den Augen der Kinder und weinte. Von Anna Susannas Armen liebevoll umschlungen, schluchzte sie hemmungslos, ergoß ihre Tränen in das Kleid des Mädchens und war nur ein von der Qual ihres Herzens zerfleischtes, vernichtetes Weib. Eine Ewigkeit lang dauerte dieses Ausströmen des Leides, dann näherte sich Johann Karl, nachdem er sich mit Anna Susanna durch ein Neigen des Kopfes verständigt hatte, mit leisen Schritten, bereit, Beistand zu leisten.

Als seine Hände sanft unter der Freifrau Achseln griffen, wühlte diese den Kopf noch tiefer in Anna Susannas Schoß. Plötzlich aber bäumte sie sich auf, erhob sich ohne Hilfe, ehern leuchtete ihre Stirn, während die Tränen noch über ihre Wangen flossen. Ihre Stimme klang wie geborsten, als sie sagte, da der Mord einmal



geschehen, wolle sie den Gemordeten eine Totenfeier rüsten, wie sie noch nie erhört worden sei.

Es sei alles umsonst, sagte Johann Karl traurig, gesenkten Kopfes, man könne keine Hand rühren. Die Polen hätten sich, wie Strycet erkundet, wohl vorgeesehen, die ganze Stadt starre von Bewaffneten, draußen auf den Feldern stünden etliche Regimenter mit brennenden Lunten und Kanonen, deren Mündungen auf die Stadt gerichtet seien. Der Artushof und alle Zunftthäuser seien besetzt, alle Zusammentreffsorte und geheimen Waffenlager von Posten behütet, als ob die Jesuiten genaue Wissenschaft von den letzten Ausläufern ihrer Pläne hätten.

„Hat der Himmel keine Sintflut mehr?“ schrie Alphema Polyxena, „birst die Erde nicht auseinander? Hat die Pest ihre Pfeile verschossen?“

Es würde, meinte Johann Karl bedachtam, selbst wenn es gelänge, den erloschenen Mut der Bürger zu entflammen, ein nutzloses Blutvergießen sein . . .

Alphema Polyxena hatte sich abgewandt. „Geht,“ sagte sie heftig, „geht, ich will allein sein.“

Sie blieb bis zum Abend eingeschlossen, und so oft Anna Susanna und Johann Karl auch besorgt an ihrer Tür lauschten, es ließ sich kein Laut hören. Johann Karl, der mittags zum Marktplatz gegangen war, berichtete Anna Susanna, daß das Gerüst schon wieder abgebrochen sei, die Stadt liege wie leer und ausgeblutet, als habe man ihr die Pulsadern durchschnitten, nur die Patrouillen der Besatzung wären auf den Gassen, zögen ständig um, und ein Trupp Kosaken, dem ein deutscher Wirt sein Haus versperrt habe, sei eingebrochen und habe ihm seine ganze Habe kurz und klein geschlagen und ihn selbst geprügelt.

Nach Dunkelwerden führte Herr Michael Strauche einen Mann an Frau Alphema Polyxenas Tür, der behauptete, eine eilige und wichtige Botschaft an die Freifrau zu haben. Der dicke Schafpelz und die tief ins Gesicht gezogene Fellmütze ließen nicht erkennen, wen man vor sich habe. Es dauerte wohl eine gute halbe Stunde, ehe der Fremde auf die Vorstellungen Kaldenborns hin bei Alphema Polyxena Einlaß fand.

Sie erkannte, als er die Mütze abgenommen hatte, das leberne Gesicht und den schwarzen Säbelschnurrbart des Fischers Wenzel Wok. Er grub einen Brief aus der Armetasche, und nachdem Alphema Polyxena die Faltung müde aufgebrochen hatte, las sie die eine Zeile „Die Braut rette sich ins Leben, die Werber kommen, die Gefahr ist nahe.“

Die Empfängerin war so tief in ihr Leid versunken gewesen, daß sie dieser Brief wie ein Anruf aus anderer Welt traf. Sie war erschöpft von ihrem Ringen mit Gott und ihren sengenden, brüllenden Anklagen gegen das Schicksal, das sie mit gebrochenen Gliedern hingeworfen hatte wie den Leib eines Geräberten. Auch die Entschlußkraft war mit zerbrochen worden, der wilde Mut, Nutzloses zu unternehmen, wenn er nur irgendwie Gewalt gegen die hirnaustrocknende, mörderische Gewalt der anderen setzte. Jetzt sah Alphema Polyxena mit matter, ausgeronnener Seele, mit zerfaserten Nerven in diesen Brief wie durch Schleier in andere Lebensräume. Sie mußte ihn zweimal, dreimal lesen, ehe ihr Herz mit jähem Aufklopfen in das Verstehen sprang und es hell in ihr wurde.

Zugleich erfaßte sie noch etwas anderes: war diese Schrift mit den klaren, nüchtern gezogenen, jetzt aber etwas hastig flatternden Zügen nicht die des Superiors

der Jesuiten, ihr aus vergangenem, umständlichem, brieflichem Hin und Her wohl bekannt?

Da sie aber den Boten obendrein noch nach dem Absender fragen wollte, sah sie sich schon wieder allein. Während ihrer Umfängenheit hatte er sich lautlos und geheimnisvoll verzogen.

Alphema Polyxena wog den Brief in der Hand. Sie war noch an ein anderes Geschick geknüpft, stand nicht allein in dem ihren, es gab Ansprüche an sie, denen sie sich nicht entziehen durfte. Und plötzlich, während sie dies erwog, überkam es sie wie Blitz und Sturm, wie völlig entfremdet sie dem gewesen sei, was sie sonst mit solcher Ausschließlichkeit erfüllt hatte. Raum mit einem flüchtigen Gedanken hatte sie in diesen letzten Wochen an die Zukunft Anna Susannas gerührt, die Gefahren, denen sie sonst mit geballten Fäusten und blickenden Auges entgegengegangen war, hatte sie nur mehr wie blasse dünne Schatten gesehen. Sie hatte sie geleugnet, um für sich selbst sorgen zu können.

Über dem Kampf um ihr eigenes Glück hatte sie das Anna Susannas vergessen und verraten. Wie von dieser neu aufgewühlten Angst herbeigerufen, stand mit einmal Anna Susanna da, in zärtlichster, trauervoller Besorgtheit, schüchternster Dienstwilligkeit, zögernd, ob sie näherkommen dürfe.

„Anna Susanna!“ schluchzte Alphema Polyxena auf, überwand sich tapfer und zog die zartgewölbte Stirn des Mädchens zum Ruß an ihre Lippen herab: „Noch hat ja das Leben einen Sinn!“

\* \* \*

Als dem König August, der der Starke genannt war, die Nachricht von der Vollziehung des Bluturteils zu Thorn

nicht länger vorenthalten werden konnte, geriet er in äußerste Bestürzung. Er mußte die winzige, köstlich aus Perlmutter und Elfenbein geschnitzte Kanone, die er eben mit der Lupe betrachtet hatte, aus der Hand legen und sah den Fürsten Lubomirski, den Überbringer der Botschaft, völlig fassungslos an. Es sei seines Wissens doch noch gar nicht der zur Hinrichtung bestimmte Tag gewesen. Der König war einer von jenen klugen Menschen, die eine peinliche Sache gern auf die lange Bank schieben, weil sie hoffen, sie werde sich inzwischen auch ohne ihr Zutun zum Besseren wenden. Zu seiner Weisheit gehörte es auch, sich möglichst mit zweien oder auch dreien Parteien zu verhalten, um an jedem möglichen guten Ausfall mitbetheiligter Bundesgenosse zu sein.

Von dieser Klugheit eines Winkeladvokaten, mit der er sonst seine Politik machte, sah er sich diesmal verlassen, und der Fürst mußte ein Wehen der Ungnade verspüren, das ihn erstaunen machte. Warum sie denn nicht gewartet hätten, bis der 25. Dezember herangekommen sei? Sie hätten ihn, den König, hinters Licht geführt, sie hätten ihn überlistet, indem sie ihm das undatierte Urtheil abverlangt hätten. Er hätte wissen können, daß seine polnischen Herren nicht würden abwarten wollen, ob er sich nicht etwa doch zur Begnadigung entschließe . . .

Je lauter der König wurde, desto steifer richtete der Fürst seinen Rücken auf. Er mußte sein Taschentuch beständig an die Augen drücken, aus deren verschwollenen Lidern unter brennenden Schmerzen Tränen quollen. Vom König sah er nichts als eine graue schattenhafte Nebelsäule, jeder Lichtstrahl stach wie mit Messern in seine Aekhaut, wie ein Eiterklumpen in einer brandigen Wunde lagen die Augen in ihren Höhlen. So konnte er der ungeziemenden und überraschenden Heftigkeit des Königs

nicht durch vernichtende Blicke begegnen, sondern nur durch eine kühl abwehrende Haltung, die ihn daran erinnern sollte, wen er vor sich hatte. Wer war denn dieser König, dieser hergelaufene Fremdling, der seine Krone niemand als ihnen verdankte, dem Adel Polens, dieser Deutsche und nur obenhin belehrte Regier, den sie, wie sie ihn gerufen und gewählt hatten, auch wieder wegzujagen konnten, wenn er sich allzusehr aufspielte? Wer hatte ihn geschoben und gestützt, als er den Thron Polens erklettert hatte? Er mochte sich hüten, daß man nicht die Hand von ihm abzog und ihn wieder vom Thron stürzen ließ.

Der König merkte in seinem Zorn nichts von solcher Widerspenstigkeit des Fürsten. Er holte mit großen Gebärden aus und schmetterte, es sei gar nicht abzusehen, welche Unannehmlichkeit sie ihm durch ihre Voreiligkeit zugezogen hätten, mit dem König von Preußen, mit der Zarin, mit der ganzen protestantischen Welt.

„Das polnische Schwert werde die polnische Souveränität mit Nachdruck zu verteidigen wissen,“ sagte Lubomirski.

Ob sie wohl auch mit dem Geld so rasch bei der Hand wären, schrie der König, wenn es zum Krieg komme, wie mit den großen Worten vorher.

„Diese Deutschen . . .“ wollte der Fürst beginnen.

„Diese Deutschen,“ warf ihn der König zurück, „diese Deutschen sind meine Untertanen wie Ihr. Diese Deutschen haben Polen aus dem Dreck gezogen, was war denn dieses Polen, ehe sie ins Land kamen, diese Deutschen? Wald und Sumpf und Misthaufen, die sich Dörfer genannt haben und hie und da eine hölzerne Burg mit Burgherren, die zehn Prunksäbel hatten und ein Hemd. Diese Deutschen werden endlich einmal aufhören, immer

die Prügelknaben und die sanften Lämmer sein zu wollen, und werden sich besinnen, wozu sie Gott in die Welt gestellt hat . . .“

Wütend wischte Lubomirski an seinen Augen und versuchte sie aufzureißen, aber es war, als würden ihm glühende Eisen in den Augäpfeln umgedreht. „Majestät, sagte er, ergrimmt, daß er durch sein Leiden verhindert war, den Auftritt wirkungsvoller zu gestalten, „Majestät werden mich gnädigst entschuldigen“, und ging, ohne die königliche Antwort abzuwarten, nach rückwärts zur Tür.

Mürrisch sah ihm August nach, wie er hinaustappte, und fand, zur Besonnenheit zurückkehrend, daß er sich zu weit habe fortreißen lassen. Dieses polnische Königtum verlangte eine immerwährende Mummerei und Mascherade und jede Enthüllung war von Übel. Er nahm das Kunstwerk aus Elfenbein und Perlmutter wieder auf, diese Kanone, der trotz ihrer Winzigkeit rundum mythologische Szenen eingeschnitzt waren, und von einem plötzlichen Anfall von Wut überwältigt, warf er es zu Boden und trat mit dem Absatz darauf, daß es knirschend zerbrach.

Dann setzte er sich an den mit Gold ausgelegten, schnörkelbeinigen Bouleschreibtisch und begann einen Brief an Friedrich Wilhelm von Preußen zu entwerfen, in dem er sein Bedauern aussprach, daß es ihm durch den Widerstand seines Adels verwehrt gewesen sei, den Bürgern von Thorn Gnade zuteil werden zu lassen.

Indessen hatte Lubomirski sein Elefantengewicht dem ächzenden Schlitten aufgeladen und fuhr, zwei Heibuden auf den Kufen hinter sich, mit silberklingelndem Viererzug durch Warschau auf sein Lustschloß Raweczyn, wo er von Frau Katharina Rej erwartet wurde.

Der Hausmeister, der den aus dem Dedengewirt Aufsteigenden ehrfurchtsvoll empfing, geleitete ihn sorglich

durch den Park nach jenem Teil, der Arkadia genannt war und den Reiz des Landlebens durch eine Anzahl von Tempelchen, Hirtendörfern, Muschelgrotten, Statuen, durch ein Amphitheater und eine Affenkolonie in einem winters geheizten Glashaus erhöhte und vervielfältigte. Die hochwohlgeborene Frau Woiwodin von Lublin habe den Monsieur Valparaison empfangen, den französischen Mimen und Tanzmeister, dem die Hauptrolle in einem demnächst aufzuführenden Winterballett zugewiesen war. Der Fürst ließ sich führen, ohne die Lider zu öffnen, denn er fürchtete den Schmerz, den der in der Sonne glühende Schnee seinen Augen bereiten mußte.

Als die Woiwodin den Fürsten durch das Fenster auf die Lehmhütte zukommen sah, schob sie den Schauspieler zärtlich von sich ab und sagte: „Nun wollen wir vernünftig sein, mein lieber Freund, dort kommt mein Koloß von Rhodus angestampft.“

„Es ist nur ein Glück,“ sagte der Mime heiter mit einem letzten Ruß auf die gepuderte Rechte der Woiwodin, „daß er ungern die Augen öffnet und, wenn er sie öffnet, nichts sieht.“

Die Lehmhütte, in der die Woiwodin und Monsieur Valparaison ihre Regiesitzung hatten, gehörte zu einem halben Duzend armseliger erdgeborener Behausungen, die als arkadisches Dorf am Ufer eines Weihers hingepflanzt waren. Sie unterschieden sich äußerlich nicht im geringsten von den elenden Wohnungen polnischer Bauern, ihr Sinn war aber, durch äußerste Gegensätzlichkeit zu wirken, denn wenn man sie betrat, so war man von dem Glanz und Reichtum ihrer inneren Ausstattung überrascht und geblendet. Was dem Besucher von außen wie ein schmieriger Lehmklumpen erschien, war innen mit kostbaren Teppichen gepolstert, mit Bildern, zierlichen Schränken,

Diwanen und Spalieren geschmückt, und in etlichen von ihnen war auch die Einrichtung getroffen, daß ein Druck auf einen Knopf aus verborgenen Öffnungen wohlriechende Essenzen sprühen machte. Rosig wie das Innere einer Muschel war in den Hauptfarben die Hütte abgestimmt, die der Lieblingsaufenthalt der Woiwodin war, in der sie Monsieur Valparaison empfangen hatte und die nun der Fürst betrat.

Die Schneeschuhe, die ihm zum Gang durch den Park angelegt worden waren, hatte er draußen abgestreift, aber er brachte einen kalten Hauch des Winters in die behagliche Wärme der Hütte mit, daß Frau Katharina fröstelnd den Spizenschal über die Schultern zog. „Ihr müßt in unserem Ballett den Winter geben,“ rief sie übermütig, „Ihr könnt es tun, der Winter ist ein mächtiger Herr, zumal in Polen, da vergebt Ihr Eurem Stande nichts.“

Da er aber, ohne auf ihre Späße einzugehen, vorwärts wuchtete und mit geschlossenen Augen nach einem Sessel tastete, rief sie: „O weh, Ihr bringt üble Laune mit, Ihr habt mit dem König Ärger gehabt. Eure Augen schmerzen Euch wieder sehr . . . was ist es?“ Im obenhin mit Besorgnis getönten Klang ihrer Stimme schwang, für den verliebten Franzosen deutlich erkennbar und von ihm als Bewährung geheimen Einverständnisses empfangen, spöttische Ungeduld. Seine Miene, die er ihr entgegenhielt, sollte sein schmerzliches Bedauern zeigen, daß sie an dieses häßliche Ungeheuer gefesselt sei, wie die Prinzessin an den bösen Zauberer.

„Hier ist Monsieur Valparaison, der ausgezeichnete Künstler,“ klingelte die Woiwodin weiter, „der sich uns für unser Ballett zur Verfügung stellt. Gebt ihm Eure Hand.“



Brummend streckte der Fürst seine große Tazze vor sich hin und nahm des Schauspielers flüchtige und gemessene Berührung mit den Fingerspitzen entgegen.

Aber nun müsse er ihnen mit seinem Rat beistehen, fuhr die Dame fort. Sie breitete eine Anzahl bunter Blätter über den Tisch hin, einzelne Gestalten, Gruppen in Phantasiegewändern und szenische Hintergründe. Es sollte in dem Ballett der Gedanke durchgeführt werden, daß Apollo und die neun Musen, von den Türken aus Griechenland vertrieben, nach Polen kämen und hier eine zweite Heimat fänden. Voll Besorgnis, hier in eine winterliche Wüstenei zu geraten, staunen sie über die Herrlichkeit polnischen Lebens und lehren aus Dankbarkeit den Polen alle ihre Künste. Zum Schauplatz dieses Balletts waren alle diese Grotten, Hütten, Tempel und Amphitheater ersehen, die das artabische Reich schmückten, das ganze Hofgesinde einschließlich der Mohren, des Zwerges und der Zwergin, ja selbst die Affenkolonie waren in den Dienst der Pantomime gestellt.

Eifrig redete die Woiwodin auf den Fürsten ein, schob die bemalten Blätter herum, ordnete sie nach verschiedenen Arten und erörterte in heftigen Sprüngen Allgemeines und Besonderes durcheinander. Dieser unvergleichliche Künstler, Monsieur Valparaison — oh, er möge nicht so bescheiden abwehren! — sei auch ein ganz hervorragender Meister des Stiftes und der Farbe und habe alle Figuren und Bühnenbilder mit dem erlesensten Geschmaack selbst entworfen, und dies hier sei das Blatt, das sich der Fürst unbedingt ansehen müsse, denn es stelle sie selbst im Kostüm der Terpsichore vor, und wenn er schon für die anderen Bilder seine tranken Augen schone, so müsse er doch unbedingt über dieses sein Urtheil abgeben.

Der Fürst hatte dem Wortgetändel der Woiwodin kaum mit halben Ohr zugehört, denn noch immer hielt sein Geist rachebrütend bei der Auseinandersetzung mit dem König, durch dessen Zornausbruch er Polen und den polnischen Adel beleidigt fand. Er war allen Ernstes entschlossen, eine solche Überhebung nicht ungestraft hingehen zu lassen und diesem Sachsen zu zeigen, daß er seine Zunge zu hüten habe. Es war ihm unwillkommen, daß er die Freundin in eine spielerische Angelegenheit vertieft fand, anstatt mit ihr sogleich die Mittel und Wege zu einer ausgiebigen Demütigung des Königs beraten zu können.

Widerwillig und unter Schmerzen öffnete er die Augenlider und starrte das Blatt an, das ihm die Woiwodin hinhielt.

„Es ist gemeint,“ erläuterte die Fürstin, „daß diese Schleier, sieben übereinander, in den sieben Farben des Regenbogens, sich beim Tanz . . .“

Der Fürst wischte mit dem Handrücken über die Augen und tappte nach dem Blatt. Er wußte, das er die Augenlider offenhielt, so weit er nur vermochte, aber es war nichts vor seinem Blick als eine tiefe Schwärze, an einzelnen Stellen von einem wolkigen Grau gefläbert. Er überzeugte sich mit dem Finger, daß die Augen offen waren, nichts änderte sich an der toten Finsternis, er hob die Hand, kein Schimmer erschien, kein noch so undeutlich verwischter Umriß, die Welt, die ganze, farbige, glühende Welt war in Schwärze versunken.

„Blind!“ brüllte er auf. „Blind, ich bin blind geworden!“ Er packte den zierlichen Tisch wie Simson die Säulen des Tempels und schleuderte ihn von sich, daß er krachend hinstürzte und Monsieur Valparaisons bunte Kostümbilder über den Boden flatterten.

\* \* \*

Wer und warum er der Freifrau die geheimnisvolle Warnung habe zugehen lassen, wurde zwischen ihr, dem Studenten und Anna Susanna in leidenschaftlicher Unterredung erwogen und untersucht. So mannigfach die Sache auch gedreht und gewendet wurde, sie blieb undurchsichtig und räthselhaft. Wenn die Worte wirklich vom Superior der Jesuiten selbst stammten, woran nach einem Vergleich mit einem von Alphema Polyrena hervorgeholten, von jenem namentlich gezeichneten Schreiben kaum zu zweifeln war — welche Gründe mochten diesen eifrigsten Verfolger Anna Susannas, diesen unerbittlichsten Brautwerber Christi, veranlaßt haben, einen Zug zu thun, der allem Bisherigen schnurstracks zuwiderlief? War nicht äußerstes Mißtrauen angebracht? Mußte man nicht hinter dieser scheinbaren Geneigtheit eine Falle vermuten, war dieser Freundesdienst nicht eine neue Kriegslist, gefährlicher als alles Vorangegangene, weil er so trefflich mastiert war? Wie aber war der Sinn des Zurufes jenes Unbekannten anders zu deuten, denn als ernstgemeinte Warnung? Erwartete man etwa, daß die Freifrau das Gegentheil von dem thun würde, was ihr getaten war? Aber damit wäre ja nichts anderes erreicht, als wenn der Warner überhaupt geschwiegen hätte, und es war mit seiner Zeile doch nur die Gefahr herausbeschworen, daß Anna Susanna in Befolgung des Rates dem Zugreifen der Väter Jesu nun doch noch vorher entzogen wurde.

Um und um gestöbert, von außen und von innen besehen, gab die Angelegenheit keinen denkbaren Anlaß, den Wortlaut des Schreibens etwa in seinem Gegentheil zu verstehen. Es konnte nichts Übles damit vermeint sein, da es mit dem übereinstimmte, was sich Alphema Polyrena selbst sagen mußte, nun sie wieder ihrer Aufgabe,

über Anna Susanna zu wachen, völlig zugewendet war. Wie aber — dies war das Unüberbrückbare — konnte man einem Rat vertrauen, der von Herrn Simon Ditwin von Promniß, dem Superior der Jesuiten kam?

An diesem Punkte der Verhandlung aber warf ein Wort Anna Susannas ein seltsames Licht in die Gedankenwirrnis. Sie hatte bisher zumeist die Ruhme und Johann Karl sprechen lassen, nun aber, da immer wieder des Schreibers gute Absichten bezweifelt wurden, sagte sie aus einer Versunkenheit heraus, zögernd und mit einem leisen Erröten: „Ich weiß nicht . . . unter all den Menschen, die mir zur Zeit meiner Nonnenschaft nahe traten, habe ich einzig von ihm die Wärme eines Herzens verspürt. Und mir ist, als sei ihm das Andenken meiner Mutter noch heute ein verklärtes Heiligtum.“

Lange sah Alphema Polyrena ins reine Gesicht ihrer Nichte, aus dem Zucken ihrer Lippen gerann ein bitterer Zug um den Mund, während sie, der sich die abenteuerlichen Mächte menschlichen Gefühles am eigenen Schicksal enthüllt hatten, der plötzlichen Erleuchtung nachging. „Es könnte sein . . .“ sagte sie, „es könnte sein . . .“

Dann brach sie die Beratung ab, um, wie immer, die letzte Entscheidung mit sich selbst auszumachen. Eine halbe Stunde später berief sie Johann Karl und Strycel. Sie hatte sich entschlossen, der Warnung zu folgen und die Flucht ohne weiteren Zeitverlust ins Werk zu setzen. Sie gingen sogleich ins einzelne ein: da die Stadt wohl bewacht und noch immer rundum von polnischen Truppen umstellt war, blieb nur der Strom als Ausweg, auf dem es eher möglich sein mußte zu entkommen, als auf den Landstraßen, wo jeder Reisende angehalten und nach Ausweis und Paß befragt wurde, die nur vom Kommandanten zu erlangen waren.

Strycek, der seit dem Tode seines Herrn einem dumpfen Hinbrüten verfallen war, mußte erst aufgerüttelt werden, denn er hatte sich früher als so findiger Kopf erwiesen, daß man seinen Beistand nicht vermissen mochte. Als er den Mund aufthat, roch der Atem nach dem Tröster Brantwein, und seine Augen schwammen in glühender Feuchte. Nun, unter den Blicken der neuen Herrin, nahm er sich zusammen und sagte, den struppigen Kopf schüttelnd, wenn man auf dem Strom die preußische Grenze erreichen wolle, so sei es unumgänglich nötig, sich dem Fischer Wenzel Wok anzuvertrauen, der sich schon einmal bewährt habe. Alphema Polyxena war einverstanden und überließ es ihm, den Alten dem Plan zu gewinnen.

„Du kommst mit uns!“ sagte sie, als er im Begriff war zu gehen.

Strycek blieb, halb schon zur Tür gewendet, stehen, senkte den Kopf auf die Brust und schwieg. In gütiger Weichheit war das Wort an sein Ohr geklungen, aber die trauervolle Gebanntheit seines Unglücks stand ihm entgegen.

„Was willst du hier beginnen?“ fuhr Alphema Polyxena fort. „Ich kann dich nicht zurücklassen.“

Diese Stimme hatte Macht über ihn, sein Widerstand wurde schwach, im Zwiespalt seines Wesens neigte sich die Entscheidung der Göttin zu, die über seiner Niedrigkeit thronte. Er unterwarf sich schweigend ihrem Willen.

Mit Dunkelwerden brachte er Nachricht zurück, daß der Fischer bereit sei, sie bis an die preußische Grenze zu bringen und daß sie sich vor Tagesanbruch beim roten Haus im Hafen einfinden sollten.

„Es ist gut,“ sagte die Freifrau.

Strycel glaubte entlassen zu sein, da zögerte die Stimme Alphemas Polyrenas hinter ihm her:

„Noch eins ist zu tun! Ich möchte noch heute, gleich jetzt, zum Grab deines Herrn.“

Überrascht sah Strycel die Freifrau an, in seinem dunklen, verlorenen, von unsäglichem Schmerz überschatteten Wesen hob sich ein Verstehen, wie ein jäh erschlossener Brunnenstrahl. Hinstürzend bedeckte er den Gewandsaum der Herrin mit Küssen.

So gingen sie, da es völlig Nacht geworden war, zum Friedhof, der die Jakobskirche umlagerte. Der Totengräber, von Strycel herausgelopft und durch ein reichliches Geldgeschenk für den zu so ungewöhnlicher Zeit kommenden Besuch gewonnen, öffnete das Sittertor und ließ sie ein. Eng zusammengepreßt lagen hier die Toten, denn im Ring der Mauern war das Leben geizig mit dem Raum. Zwischen verschnittenen Hügeln und weiß überdachten Grabsteinen folgten sie einem schmalen Weg zur Mauer. Vom Maulwurf Tod schwarz in die Schneedecke gewühlt, krümmten zehn neue Gräber die gefrorenen Schollenrücken. Es wehte scharf aus der Dunkelheit her über die Friedhofsmauer, riß dünne Schleier Schneestaub von den Abhängen der Dächer und streute sie zart über die aufgeworfene Erde. Un deutlich nahm Alphema Polyrena Kränze und Kreuze wahr, die, von der Liebe hierher verbracht, in Einsamkeit und Nacht den Toten Gesellschaft gaben. Sie hieß Strycel die Laterne heben, ihr Schein fiel auf einen Grabhügel, den ersten der Reihe, der ungeschmückt war bis auf ein buntes Heiligenbild. Von einem spitzen Hölzchen durchbohrt, haftete es an der gefrorenen Erde, das armselige Geschenk eines treuen Herzens. Der bissige Wind zerpte an ihm, hob es auf und ließ es flattern mit einem leisen,

unheimlichen Geräusch knisternder Flügel, die eine gefesselte Seele befreien möchten.

In Wind und Nacht und Schnee sank sie hin vor ihrem zertrümmerten Glück, ihrem in Stücken geborstenen Dasein, das hier eingescharrt und mit gefrorener Erde überwölbt war. Ihre Heiterkeit, ihr wilder Mut, ihre Zuversicht war hier mit begraben und, Anna Susanna völlig vergessend, war es Alphema Polyrena, als wäre ihr nichts in Händen verblieben, als ein irdenes Gefäß, ein Tränenkrüglein, das sie mit der entströmenden Kraft ihres Wesens zu füllen hätte. Sie spürte nichts von der erbitterten Kälte der Winternacht, sie kniete irgendwo im leeren Raum außerhalb der Welt, allein mit diesem Grab. Die Stirn sank ihr immer tiefer, bis sie das geborstene Erdreich berührte, das sich mit verwehitem Schneestaub zu überziehen begann. Leer von Gebeten, in den Abgrund geschleudert, Gott rettungslos entrückt, spürte sie nichts als die Zähne der inneren Finsternis, die Qual der Verdammnis zu zerfleischender Reue.

Eine Hand rührte zaghaft ihre Schulter an. Aus ihrer Erstarrung zurückgerufen, bückte sie sich nur noch tiefer und zog, mit dem ganzen Körper den Vorgang deckend, ein langes, schmales Ding aus dem Pelz, das sie neben Stryceks Heiligenbild breitete.

Sie gingen.

Der leise Schleier winziger wirbelnder spitzer Kristalle deckte neben dem bunten Bildchen einen einzelnen seidenen Handschuh, der seine Finger ausbreitete, als wolle er sich an die Erde des Grabhügels klammern. —

Indessen hob das Leben sein lachendes, frohgemutes Haupt.

Unhörbar war Anna Susanna in Johann Karls Zimmer eingetreten, wo der Student das Gewand des schottischen

Krämers zurechtlegte, das ihm schon einmal treulich gedient hatte. Er fühlte ihre Nähe, ihr leichtes, beglücktes Lächeln, und wandte sich um.

„Liebster,“ sagte sie mit einem Wunderglanz in den Augen, „morgen, Liebster, morgen sind wir in Sicherheit.“

Der Student fuhr durch das Haar, in sein junges Gesicht war viel Ernst gekommen:

„Gott lasse es gelingen.“

Sie hatte seine Hände genommen, jetzt war sie seiner Brust angeschmiegt, es wehte leise an ihm empor, über seine Lippen, seine Wangen: „Und die erste Nacht ...“

Er war in Flammen getaucht, wagte sich nicht zu regen, um das Traumbild nicht zu verscheuchen, die ganze Winterwelt stand auf ein einziges Zauberwort voll glutroter Rosen.

„Und dann,“ sagte Anna Susanna, und ihr braunes Haar duftete stärker, „dann wollen wir vor die Ruhme treten ...“

„Ja, was bin ich denn?“ stammelte er verwirrt und gedemütigt. „Wer bin ich denn?“

„Wer du mir bist? Mein geliebter Freund, mein Gefährte in Nacht und Licht.“

Das Leben war ein brausender Himmel voll Sterne, mit Hochzeitsreigen, eine Musik von Pol zu Pol, ein Gesang der Ewigkeiten. —

An der Tür zum „König von Polen“, wohin Strycef die Freifrau verbracht hatte, machte er noch einmal kehrt und schlug den Weg zum Hafen ein, wo in einer kleinen Spelunke der Fischer Wenzel Wok seiner zu warten versprochen hatte, um ihm die letzten Weisungen zu geben. Es war alles in Ordnung, das Boot würde in den ersten Morgenstunden bereitliegen, und es war zu hoffen, daß



es gelingen würde, an dem polnischen Wachtschiff in der Mitte des Stromes vorbeizukommen. Vielleicht war es bei dieser grimmigen Kälte überhaupt nicht auf seinem Posten und lag irgendwo am Ufer, während die Mannschaft ins Warme gegangen war.

Obwohl so gute Aussicht auf ein Gelingen bestand, stierte Strycel trübselig ins Glas, als ob sich die größten Schwierigkeiten erhoben hätten. Der Anblick des Grabes hatte ihn neuerlich erschüttert und seinen Sinn von jedem Unternehmen abgelenkt, das von diesem Hügel weg einer Zukunft zustrebte. Innerlich zerrissen, wie er war, nahm er seine Zuflucht wieder zum Branntwein, spülte mit großen Schlucken die Betäubung über seine Seele hin.

„Bruder,“ sagte er, „warum soll ich von hier fort? Was mache ich bei den Preußen? Mögen sie doch gehen, wohin sie wollen, alles Glück über sie. Gott lasse es ihnen gedeihen. Aber ich, Bruder . . .“

Der Fischer stieß ihn an. Er möge seine unvorsichtigen Reden unter bessere Hut nehmen. Hinter ihm sitze einer, der lange Ohren mache und ganz so aussehe, als ob er gerne hören würde, was hier gesprochen werde, um es dann weiter zu tragen. Die ganze Stadt sei jetzt voll von Aufpassern und Spähern, man dürfe keinem Menschen trauen, und wenn er auch ein Pole sei und ein guter Katholik, so verdrieße ihn doch diese Schnüffelei an allen Ecken und Enden. Aberdem sei der Gegensatz zwischen den Seinigen und den Deutschen jetzt so stark geworden, daß man schon den allgemeinen Haß auch gegen den einzelnen lehre und daß er bereits die Hälfte seiner deutschen Kundschaft verloren habe. In Häusern, wo er sonst immer seine Geschäfte gemacht habe, wollten sie ihm jetzt nichts mehr abnehmen, weil er ein Pole sei. Als ob die Fische etwa danach unterschieden würden,

ob sie Polnisch oder Deutsch sprächen und danach auch im Geschmack anders seien.

Der Mensch, den Wenzel Wok gemeint hatte, saß am Nebentisch im Rücken Stryceks, hatte die zottige Pelzmütze bis an die Augenbrauen herabgezogen und schien sich um nichts zu kümmern. Dennoch glaubte der mißtrauische Fischer den machmal verstohlen auffpringenden Blicken und der ganzen Haltung des breiten Gesichtes mit den auffallend roten, sinnlich gebildeten Lippen anzumerken, daß er mit großer Aufmerksamkeit ihrem Gespräch zugewandt sei. Der junge Mann schäkerte laut und scheinbar unbefangen mit dem leichtsinnigen Frauenzimmer, das ihm gleich bei seinem Eintritt als einem guten Bekannten zugeflogen war, aber zwischendurch legte er manchmal plötzlich die Hand auf den Arm seiner Nachbarin und raunte ihr zu: „Sei still!“

„Was hast du?“

Er gab keine Antwort, hatte einen Ausdruck äußerster Spannung auf dem Gesicht, hielt alle seine Sinne dem Gehör unterworfen und sog jedes Flüstern ein, dessen er habhaft werden konnte. Dann fuhr er plötzlich mit einem Gelächter auf, als sei seine Unterhaltung mit dem Mädchen niemals unterbrochen gewesen.

„Er war ein guter Herr, Bruder,“ sagte Strycek und wischte mit der Hand die Brotkrumen fort, die zwischen den Brantweingläsern lagen, „ein guter Herr.“

Übrigens, spann der Fischer seinen Faden weiter, jetzt habe es sich deutlich offenbart, was damals die Erscheinung des Wasserwunders zu bedeuten gehabt hätte, und er habe es gleich gewußt und gesagt, daß daraus Übels und Unheilvolles für die Stadt erwachsen müsse. Aber der Bürgermeister habe es ja nicht glauben wollen, und so habe gerade er vor den anderen daran glauben müssen.

Immer weiter aber trieb Strycek auf den Dünsten des Branntweins fort. Der struppige Schädel hielt sich nicht mehr auf dem kraftlosen Hals, der Tisch erhob sich und schwamm mit ihm in der Schenke umher, daß er sich an seine Ranten klammern mußte. Aber dennoch brachte der Rausch kein Vergessen, keine Aufhellung der Düsternis, er nahm dem Trinker nur die Herrschaft über seine Glieder und seine Zunge, aber ließ ihm seine ganze schwere Trauer, das Bewußtsein seines Elends und der ganzen öden Verlassenheit.

„Was willst du, Bruder?“ zankte der Fischer. „Warum grämst du dich so? Man trinkt, damit man lustig wird. Du wirfst nur noch trauriger. Also trink nicht mehr.“

Auf der langen Fensterbank saßen Flößer, die brüllten ein Lied. Einer von ihnen hatte einen polnischen Juden, der hier seinen Handel mit unnützen Dingen trieb, beim Raftan gefangen und ängstigte ihn mit Vorschlägen an die Genossen, auf welche Weise er umzubringen sei.

Der junge Mann beugte sich über den Tisch zu dem Frauenzimmer hinüber und flüsterte ihr, geschützt von dem Gewieher der Flößer und dem verzweifelten Gemeder des Juden zu: „Der eine ist der Diener des hingerichteten Bürgermeisters gewesen und dient jetzt dem Mannweib von Bukow.“

„Dein Herr ist nun einmal tot,“ sagte der Fischer, dessen Redegabe unter dem Geist des Schnapses erblühte, „und du machst ihn nicht mehr lebendig, wenn du die Nase noch so tief hängen läßt. Mit dem ist's aus. Sei froh, daß du eine Herrin gefunden hast, die dir zu essen und zu trinken gibt. Arme Leute wie wir dürfen nicht viel aussuchen, sie müssen nehmen, was kommt.“

Indessen war alles Zureden umsonst, Strycek versank immer tiefer im Rausch wie ein im Sumpf verirrt

Wanderer, in seinem dumpfen Hirn klebte eine schreckliche, unausrottbare Lähmung. In seinen Ohren schwärmte ein Summen aus und ein, als wären sie die Fluglöcher eines Bienenschwarmes. Und irgendwo unterirdisch stampfte bröhnend und schütternd ein Hammer, mit dem Getöse eines Mühlwerkes, das vom Fusel zur Raserei angetriebene Herz.

„Jetzt ist es genug,“ besann sich der Fischer, „du mußt morgen nüchtern sein.“

„Morgen,“ lallte der Betrunkene, „morgen um fünf . . . beim roten Haus.“

Sie trennten sich vor der Tür der Schenke, Wenzel Wok kehrte in das Haus zurück, um sich im Stall auf eine Schütte zu werfen, Strycel torkelte auf einknirschenden Beinen in einem Wirbel, der ihn manchmal um sich selber drehte und ihn dann wieder einige Schritte vorwärts-schleuderte, längs der Hauswände. Ein Schatten folgte ihm, der hinter ihm aus der Schenke geglitten war. Zu seiner Verwunderung sah der Verfolger den Mann beim Totengräber des Jakobskirchhofes ans Fenster klopfen, hörte einen fluchenden Wortwechsel, der durch ein Trinkgeld beschwichtigt wurde, und stellte fest, daß ihm die Sittertür geöffnet werde und er zwischen den Hügeln und Kreuzen verschwinde.

Während Strycel in der Dunkelheit über gleichgültige Gräber seinem dunklen Ziel entgegenstolperte, lief der Student Nikolaus Les von Patschkau dem Kollegium der Jesuiten zu.

Der Superior, der noch über einer alten Ausgabe der Bekenntnisse des heiligen Augustinus saß, sah den Studenten, der sich so spät noch hatte melden lassen, mit müden, verlesenen Augen und nicht ohne Verwunderung an. Aufgeregt erstattete Nikolaus Les seinen Bericht:

daß er zufällig Zeuge des Gespräches zweier Männer geworden sei, des ehemaligen Dieners des Bürgermeisters, der jetzt bei der Freifrau von Bukow aufwarte, und des Fischers Wenzel Wok. Es habe sich um eine Verabredung für den nächsten Morgen gehandelt, und die geheimnisvolle Art, in der das Gespräch vor sich gegangen, lasse darauf schließen, daß wichtige Dinge besprochen worden seien. Leider habe er ja wohl nur Bruchstücke auffangen können, aber aus diesen gehe für ihn unzweifelhaft hervor, daß es darauf abgesehen sei, die Richte der Freifrau ihrer heiligen Bestimmung neuerlich durch die Flucht zu entziehen. Da dies geheime Vornehmen, das er nicht anders denn als diese Flucht deuten könne, schon für den frühesten Morgen geplant sei, so sei es seiner Ansicht nach unerläßlich, den Leuten womöglich noch während der Nacht zuzukommen und sich des Fräuleins zu versichern, spätestens aber sie des Morgens beim roten Haus allesamt auszuheben.

Der Superior hielt sein mageres Gesicht im tiefen Schatten. Wie denn der junge Herr auf diese allzu kühne Vermutung gekommen sei, und was diese abenteuerliche und romantische Ausdeutung eines vielleicht völlig harmlosen Gespräches rechtfertige.

Etwas gereizt durch diesen Zweifel an seinem Scharfsinn, entgegnete der Student, daß er nicht wüßte, wie man das gehörte Gespräch anders auslegen solle. Heimlichtuerei deute auf etwas Heimliches, und da der Strycet trotz seiner polnischen Abkunft leider immer der Sache seiner deutschen Herren bis zum letzten Blutstropfen ergeben, so verstehe sich von selbst, daß er auch hier wieder nur die Angelegenheiten seiner neuen Herrin betrieben habe. Welche Angelegenheit aber käme für die Freifrau von Bukow an Wichtigkeit dem Schicksal

ihrer Nichte gleich? Man wisse doch schon, mit welchem verzweifeltstem Mut sie um das Fräulein von Löwenberg kämpfe. Demnach müsse man darauf gefaßt sein, daß sie jetzt, ihrer deutschen Freunde und Helfer beraubt, aus der, gottlob, dem polnischen und katholischen Regiment zurückgegebenen Stadt ihren kostbaren Schatz zu entführen trachten werde. Daß dies unter Herbeiziehung und durch Vermittelung des Fischers geschehen solle, deute unzweifelhaft auf eine Flucht zu Wasser.

Nachdem der Student seine Meinung dergestalt gründlich und umständlich auseinandergesetzt hatte, so daß auch der Ungläubigste überzeugt sein mußte, suchte er die Spuren seines Sieges auf dem Gesicht des Superiors abzulesen. Es war aber, als habe dieser den allerdichtesten Schatten über seine Züge gezogen, so daß nichts deutlich zu erkennen war, als der Umriss des Kopfes und die vom Licht blakrot durchschienenen Ohren.

Das habe sich der junge Herr allerdings ungemein sauber und sorgsam ausgeklügelt, sagte der Superior nach einer geraumen Weile, und man könnte auf diese Probe hin beinahe glauben, daß er etwas von einem Dichter in sich habe. Indessen sei es im ganzen dennoch ein vollkommener Unsinn, nicht wert, weiter darüber nachzudenken, und wenn der Student keine anderen Sorgen habe, so könne er deswegen ruhig schlafen. Und überhaupt habe ihn niemand aufgefordert, sich seinen Kopf zu zerbrechen, er möge sich auf seine Vorgesetzten verlassen, daß sie den Vorteil des Ordens auch ohne seine Mitwirkung wahrnehmen würden.

Trozig warf Nikolaus Les den Kopf zurück und biß die Lippen. Er war beleidigt, gekränkt durch solche Zurückweisung eines Verdienstes, für das er Lob und Auszeichnung erwartet hatte, er mußte die Lider über seine

giftspeienden Blicke decken, und sein roter Mund krümmte sich verächtlich.

Übrigens, fuhr der Superior fort, wäre wohl auch zu untersuchen, unter welchen Umständen und wo der Student das Gespräch der beiden Männer gehört habe, denn darauf komme es auch einigermaßen an.

Auf diese Frage war der Student von Anfang gefaßt gewesen und hatte mit ihr als einer Gefahr gerechnet. Er war bereit gewesen, die Wahrheit zu sagen und das Geheimnis seiner nächtlichen Ausflüge einzugestehen, überzeugt, daß man ihm, als dem preis- und lobenswerten Entdecker feindlicher Anschläge, seine Verfehlung diesmal weit weniger abrechnen werde als das erstemal. Er würde irgendeine belanglose Strafe auf sich zu nehmen haben, eine Förmlichkeit, unter der sein Glanz und Ruhm nicht im mindesten zu leiden haben würden. Nun aber, da man sein Verdienst überhaupt nicht gelten ließ, wäre es völlig sinnlose Narretei gewesen, ein Bekenntnis abzulegen und sich etwa ohne jede heldische Erhöhung wieder in den Karzer sperren zu lassen.

Demnach murmelte er achselzuckend etwas von zufälligem Vorübergehen und dunklem Hausflur, ohne aber dabei das kecke, höhnische Wetterleuchten seines herausfordernden Gesichts unterdrücken zu können, das anzeigte, er bemühe sich nicht einmal sonderlich, seine Lüge glaubwürdiger herauszupuzen.

Er wolle, wich der Superior indessen ab, er wolle der Sache nicht weiter nachgehen und sie nicht gründlicher erforschen. Für heute wünsche er anzunehmen, daß der Student im guten Glauben gehandelt habe, dem Orden zu nützen, und dafür danke er ihm auch. Ein Grund, seine Hirngespinnste in der Wirklichkeit zu verfolgen, liege

indessen nicht vor, und damit möge sich Nikolaus beruhigt zu Bette begeben.

Empört zog Nikolaus Les, sobald er die Zelle des Superiors verlassen hatte, eine Grimasse der Wut gegen die weißgestrichene Thür und spuckte verächtlich auf die Schwelle. Er tobte, in der Überzeugung, die richtige Fährte gefunden zu haben und dennoch zur Machtlosigkeit und Untätigkeit verurteilt zu sein, weil eben der Admonitor nicht zugegen war und er mit seiner Entdeckung an diesen kraftlosen Jammerlappen von Superior, diesen verhungerten, hohläugigen, schlotternden Bücherwurm, geraten mußte, dem eine geheime Krankheit das Mark aus den Knochen zu zehren schien. Der Admonitor war in geschäftlichen Angelegenheiten beim Bischof von Kulm und vor übermorgen nicht zurück zu erwarten, und bis dahin waren diese Deutschen den lahmen Händen des Superiors längst entkommen.

Vielleicht hatten die Rufe des Rasenden, die er aus den schlaflosen Stunden seiner Nacht dem Admonitor entgegen sandte, wirklich Macht über den Raum, so daß Herr Heinrich von Drahotusch, von ihnen getroffen, aus einem Gefühl der Unruhe heraus, seine Rückreise beschleunigte, auch die Nacht hindurch fortsetzte und schon am nächsten Mittag in Thorn eintraf.

Ehe er noch aus dem Wagen steigen konnte, war schon Nikolaus Les herangestürzt und überschwemmte den Admonitor unter einem tollen Händegefuchtel mit seinem Bericht. Ganz anders als der Superior nahm der Admonitor die Angelegenheit in die Hand. Ohne sich lange mit Fragen aufzuhalten, sagte er: „Da ist wirklich nicht mehr viel Zeit zu verlieren“, ließ den Wagen auf der Stelle wenden und fuhr mit wiehernden und funten-schlagenden Rossen zum Stadtkommandanten.



Eine halbe Stunde später besetzte eine Rote polnischer Mustetiere den „König von Polen“, aber die Freifrau mit ihrer Gefolgschaft war spurlos verschwunden, und der alte schwerhörige Diener Wladislaw, der zu seiner eigenen maßlosen, weinerlichen Verwunderung unverständigt zurückgelassen worden war, konnte ebenso wenig wie ein anderer Mensch angeben, wohin die Reise gegangen sei.

„Ich bitte Euer Hochwürden, wollet Euch auf mich verlassen,“ sagte der Stadtkommandant, in dessen Wohnung der Admonitor das Ergebnis des Streifzuges abgewartet hatte, als er die Enttäuschung des wohlbeleibten geistlichen Herrn sah. „Was in Menschenmacht liegt, soll getan werden. Ich hoffe, die Flüchtlinge noch vor Erreichung der preußischen Grenze zu fangen.“

Der Admonitor rollte das aus Kulm mitgebrachte Pergament zusammen, das er dem Kommandanten gewiesen und erläutert hatte. Es stellte in sauberem, linienscharfem Riß den Entwurf der Mariensäule dar, die zum Gedächtnis des Sieges über die deutsche Keßerei auf dem Marktplat aufgestellt werden sollte. Seufzend sagte der Admonitor, während sich das Pergament unter seinen dicken, rosigen Würstchenfingern knatternd einrollte: „Die Himmelsmutter hat uns so viel Gnade und Huld erwiesen — mag uns die himmlische Königin Polens auch diesmal ihren Beistand leihen.“

Der Kommandant gab einen Befehl, eine Schwadron Dragoner sprang klirrend in die Sättel, noch vor Mittag trabte ein Haufen Reiter auf der hartgefrorenen Uferstraße längs des Flusses der Grenze zu, während der andere sich auf das jenseitige Ufer übersetzen ließ.

Von dem giftigen Gesauche des eisigen Ostwindes bedrängt, klapperte der schottische Händler mit Weib

und Gesellen unter dem vorspringenden Dach eines auf Balken gestellten Schuppens. Sie drückten sich an eine Wand von Kisten und hüllten sich eng in ihre schäbigen Pelze und Decken. Aber der Wind war überall, sammelte sich in der Dunkelheit und brach dann plötzlich hervor wie aus den Spalten des Bodens, und den schwarzen Klüften der Luft, er segte aus jeder Ritze und drehte seinen Tanz in jede Ecke zu einem boshaften Rehraus, er war überall zugleich, oben und unten, es gab keine Rettung vor ihm.

Sie hatten kein Licht zu machen wagen dürfen, so sahen sie nur so viel, als der Schimmer des Schnees ihnen zeigte. Die trostlose Wirrnis von Säcken und Kisten auf zwei Schritte im Umkreis; den eisernen Riesenfinger eines Kranes, von dem ein Seil über ihren Köpfen aus der Nacht herabhing, das, vom Wind angestoßen, leise schwang; und die steinerne Kante des Ufers mit der Treppe in eine von leisem Glucksen und Raunen des Wassers erfüllte Dunkelheit hinab.

Der Fischer Wenzel Wok hob den gekrümmten Rücken und zog die Bootskeule aus dem in Stein eingelassenen Ring. „Wir können nicht länger warten.“ Er hatte die Freifrau abgeholt und, nachdem die Mauer durch das alte vergessene Gartenpförtchen des „Königs von Polen“ durchschritten war, auf seltsamen Wegen durch die Wirrnis des Hafens geleitet, zwischen den fensterlosen Wänden der Lagerhäuser und durch dunkle Keller, in denen man plumpe Massen von Lasten ahnte, an den Mauern der Ordensburg vorbei, einem Schmugglerpfad, der die Hafengewächsen umging. Zeit war verloren worden, indem man Strycet suchte, dessen Bett sich unberührt fand. Unerklärlich war dieses Verschwinden des Getreuen, jetzt wartete man, ob er sich nicht doch noch einfinden

würde. Wenzel Wok wußte nicht mehr, als daß er, mit Branntwein bis unter den Mühenrand voll, sich von ihm vor der Tür der Schenke verabschiedet und den Weg nach Hause eingeschlagen habe, taumelnd zwar, doch so, daß seine Ankunft daheim außer Zweifel stand, denn schließlich vertrug der Stryceł seinen Krug Schnaps wie nur einer.

Immer dringender mahnte der Fischer zur Abfahrt, sie erstarrten immer mehr im Wind, und Alphema Polxrena mußte einsehen, daß es nicht anging, ihre Flucht um des Mannes willen zu gefährden, der zuletzt vielleicht doch anderen Sinnes geworden war und zurückgelassen werden wollte.

„Noch eine halbe Stunde, und es ist zu spät,“ sagte der Fischer, der der Nacht auch ohne Uhr anmerkte, wann sie sich dem Morgen zuwandte.

Sie kletterten mit steifen Beinen in das Boot, das am Fuß der Treppe lag und die Ufermauer rieb. Die Frauen wurden unter Decken und Fellen vergraben, der Fischer und Johann Karl nahmen die Ruder, die vom Eis losgebroschen werden mußten. Knisternd zerstieß der Bug die dünne Frostdecke, die von der Kälte über das Wasser gespannt war, zwischen Bäumen von Schiffen wanden sie sich hin, in schmalen Rinnen, zogen sich an herabhängenden Seilen weiter, setzten den Haken den schweren Rumpfen in die Flanken. Sie kamen an Flößen hin, die mit erstarrten Gliedern wie erfrorene Ungeheuer dalagen. Schlafende waren als dunkle Klumpen neben dem Steuerhäuschen hingestreckt, träge funkelten aus dem ausgeheiterten Himmel die Sterne.

Aus dem Gewirr des Hafens gleitend bemerkten sie einen roten Feuerschein in der Mitte des Stromes.

„Das Wachtschiff!“ sagte Wot, indem er die Strömung schief nach dem jenseitigen Ufer hin zu queren begann. Auf einem eisernen Rost unterhielt die Wachmannschaft inmitten des flachen Bootes ein mächtiges Feuer, vor dem man sich ihre schwarzen Gestalten bewegen sah, außerdem aber hatten sie noch an langen Stangen zwei Feuerkörbe von jedem Schiffsende über das Wasser ausgestreckt, um die Helligkeit weiter auszusenden. Wie ein wüster Wasserdrache lag das Boot da mit flammendem Maul und zwei gestielten glühenden Augen, deren Blick die schwarzen Wasser rötete, daß sie angstvoll und in Hast vorbeischoffen. Dennoch überdrang der Schein nicht die ganze Breite des Flusses, und am jenseitigen Ufer unter Weidenbüschen war ein Streifen schirmender Dunkelheit verblieben.

Ihm strebte der Fischer zu, ehe er noch in den Lichtbereich des wachsamem Schiffes gekommen war, glitt unter die herabhängenden Zweige und ließ das Boot lautlos ohne Ruderschlag treiben, nur bemüht, es von vorspringenden Wurzeln, von Erdzacken des Ufers und Steinen abzuhalten. Sie kamen auf gleiche Höhe mit dem Feuerschiff, zogen schattenhaft vorbei und hatten bald die Gefahr im Rücken.

Daß sie für überwunden gelten mochte, war daran zu ersehen, daß der Fischer eine zerkaute Stummelpfeife hervorholte und aus Stahl und Stein Funken auf den Schwamm springen ließ. Die Pfeife zwischen den Zähnen, das Steuerruder in den hornigen Fäusten saß er da, und Johann Karls Mitarbeit war vorläufig unnötig geworden. Er schmiegte sich an Anna Susanna und ließ es geschehen, daß sie in liebevoller Sorgsamkeit ihre Decken über ihn breitete.

Sie trieben an einem dunklen Streifen Land vorüber, über dessen oberem Ende sich ein Aftgewirr zackig aus den Wassern hob, starr und glasig spröde vor Frost im anhebenden Morgengrauen. Es war die kleine Insel, die ihre ersten seligen Stunden getragen hatte.

„Unser Morgenland,“ flüsterte Anna Susanna, und ihre kleine warme Hand kroch unter der Decke in Johann Karls eisige Faust, als wolle sie ihm ein wunderbares Versprechen geben, das seine Starre beleben müßte. „Weißt du noch,“ fuhr sie leise fort, „. . . der Eisvogel. Er war bunt und schillernd wie das Glück.“

„Er flog fort,“ sagte Johann Karl zitternd.

„Unser Glück soll bleiben und ein Nest bauen,“ antwortete Anna Susanna selig. Sie war seltsam aufgeschlossen und erlöst, mit dem Verschwinden der Türme am Horizont wich alle Schwere der Tage zwischen damals und heute in die verziehende Nacht zurück, gelb und rot, wie der Morgen über dem rechten Ufer entbrannte, leuchtete die Zukunft aus einer strahlend hellen Pforte. Anna Susannas mädchenhafte Heiterkeit entfaltete Flügel und schwang sich ihr zu, zaubermächtig über Schicksal und Leben. Sie hatte alle Scheu abgetan und hütete ihre Liebe nicht mehr im Verborgenen: mochte der Ruhme aus ihrer zärtlichen Hingegenheit das Wissen um ihr Herz und den Willen ihren Blutes aufgehen.

Uphema Polyrena, auf der Bank zwischen den beiden und dem Fischer, verstand in dieser Stunde, welche glückhafte Fracht das Boot Wenzel Wols trug. Gereift durch eigenes Leid, neuer Erkenntnisse mächtig, deutete sie die Verklärtheit des geliebten Kindes richtig, und nichts wagte sich dagegen in ihr zu erheben, dem grämlichen grauen Besserwissen des Verstandes konnte

sie keinen Raum geben. Sie hatte erfahren, daß die Liebe Welten baut, nach ihrem Pulse färbt, mit ihren Kräften durchströmt, und sie zerfallen läßt und stürzt. An das um sie erblühende Wunder wagte sie nicht zu rühren, nahm es wie ein neues Geschenk des Himmels hin, und der Ausgang des Tages wiederholte sich wehmütiger, aber nicht minder erhebend in ihr selbst.

Als roter Blutball lag die Sonne über den Schneebreiten des östlichen Stromufers, so tief, daß die schwarzen feinen Zweigspitzen des Gestrüpps in sie hineinwuchsen. Sie brannte sich in die weit offenen Augen Alphema Polyrenas, und als sie endlich von der steigenden Helligkeit den Blick wenden mußte, und die Lider schloß, sah sie auf dem Grund ihrer Augen wie in sich selbst das Gegenbild einer schwarzen Sonne. —

Zur selben Zeit fand der Totengräber des Sankt-Jakobs-Friedhofes zu Thorn, der sich erwachend besonnen hatte, daß er dem nächtlichen Besucher das Tor zum Ausgang nicht hatte öffnen müssen, auf dem Grab des Bürgermeisters Gottfried Rösner den wie einen Hund zusammengerollten Leichnam Strycks. Die Beine hatte er halb kauernnd angezogen, den Kopf neben einen Frauenhandschuh auf die steinharten Schollen gelegt und sein breites, gewöhnliches Gesicht mit einem jaghaften Lächeln mitten in der Sonne. —

Bei der Wendung des Flusses nach Westen glitt die Wintersonne in den Rücken Alphema Polyrenas. Der schneidende Wind war sanfter geworden, ein wenig durchwärmt von den Spenden des Glanzgestirnes. Manchmal sahen sie Rauchsäulen kerzengerade aus hinter Uferfalten verborgenen Gehöften und Dörfern aufsteigen. Sie kamen durch eine Drift von Eisschollen, die eine kleine Weile rot überglast als stumme Begleiter

nebenher schwammen und dann zurückblieben. Wenn sie eine von ihnen anstießen, so tauchte sie mit einem leisen Glucksen unter und kam schaukelnd und neuen Schimmer versprühend wieder empor. Breit und öde rollte der Strom an eintönigen Ufern hin mit einer unendlich düsteren Majestät und einem tiefen Orgelton, über dem die flirrende Stimme des Eises dahinzog.

Gegen Mittag, als sich der Strom wieder nach Norden wandte, holte Uphema Polyxena den Korb hervor und teilte Fleisch, Eier und Brot an die Bootsinsassen aus, auch eine Flasche roten Weines war da und für Wenzel Wok wärmender Brantwein.

Jetzt sei es nicht mehr weit zur Grenze, sagte der Fischer wohlgelaunt lauend, sie würden gerade mit dem Abend ankommen.

Die Schatten wuchsen, und während die Kälte wieder heftiger wurde, wandte sich die Sonne nun zu ihrer Linken einer flachen Hügelkette zu, die mit leisen Wellen an- und abschwoh. Ein Schwarm Krähen kam aus einem dünnen Gehölz am östlichen Ufer krächzend quer über den Fluß. Johann Karl sah ihrem Flug nach und spannte dann die ganze weite, öde, wilde Landschaft in seinen Blick, in der die Vögel außer dem Boot im Strom das einzig Lebende waren. Nein: noch irgendwo war Leben, aus dem Saum des Gehölzes drüben trabte scharf eine kleine schwarze Reitergruppe und strebte mit hastig zappelnden Pferdebeinen dem Ufer zu.

„Reiter?“ sagte er, indem er die Augen mit dem Handrücken gegen den blendenden Widerschein des Schnees schirmte. „Polnische Dragoner!“

Wenzel Wok warf einen Blick über die Schulter zurück, riß die Pfeife aus dem Munde und griff nach dem einen Ruderpaar. Ohne daß ein Wort gesprochen wurde,

wußten alle, daß es jetzt die Freiheit galt und vielleicht das Leben. Johann Karl hatte sich aus den Decken gewickelt und das zweite Paar Ruder erfaßt, sie zogen mit springenden Musteln an, und das Boot schoß vorwärts. Aber rascher als sie zwischen den drängenden Eisschollen kamen die Reiter voran, die sich in Galopp verseht hatten und ein Geschrei erhoben, das wie ein Befehl zum Halten klang.

Es war klar, daß die Reiter bald in Schußweite sein würden, und daß nichts übrig blieb, als das Boot dem anderen Ufer zuzusteuern, um die ganze Breite des Stromes zwischen den Feind und die Flüchtlinge zu legen.

„Sie werden nicht schießen,“ murmelte Alphema Polyxena, aber im Innern wußte sie es anders. Schon war das Boot auf Steinwurfweite an das linke Ufer herangekommen, da sahen sie den anderen Reiterhaufen, der auf der diesseitigen Uferstraße angetrabt kam. Der Feind hatte sich geteilt, sie wie in einer Zange zu fassen. Wenzel Wol riß die Ruder heftig zum Wenden und lenkte in die Mitte des Stromes zurück.

„Die Grenze muß nicht mehr weit sein,“ leuchte er, während ihm unter dem Mühenrand der Schweiß hervorbrach und über die Stirn in den hängenden Bart lief, wo er zu Eiszapfen gefror. „Es stehen drei alte Ulmen auf einer Spitze, dahinter ist das preußische Blockhaus.“

Die Männer arbeiteten schweigend, jeder Ruderschlag riß das Boot mit einem langen Ruck durch Wellen und Schollen, Alphema Polyxena hatte das Steuer ergriffen, aber, wiewohl sie den Verfolgern den Rücken wandte, sah sie es an den Gesichtern der Männer, an ihrer immer heftigeren Anstrengung, daß die Feinde



näher kamen. Nur Anna Susanna saß da, als könne die Gefahr nicht an sie reichen, die heitere Zuversicht wich nicht aus ihren Augen und das süße, beglückte Lächeln nicht von ihren Lippen, es war, als habe sie auf geheimnisvolle Weise das Versprechen eines glücklichen Ausganges erhalten. Sie vertraute dem Schicksal, daß es jetzt an der Schwelle des Glückes sich so gnädig erweisen werde wie bisher.

Jetzt sah Alphema Polyrena fast zu gleicher Zeit an beiden Ufern die ersten Reiter in ihr vorausseilendes Blickfeld schießen. Sie galoppierten auf kleinen; untersehten, zähen Pferden, schwangen die Gewehre und brüllten. Immer mehr Reiter sprengten vor, mit geschwungenen Waffen und Geschrei.

Die Menschheit tobte eine minutenlange Ewigkeit. Plötzlich gurgelte Wenzel Wot, der sich von Zeit zu Zeit umgesehen hatte, über schäumende Lippen: „Die Bäume!“

Im Abendrot des linken Ufers standen drei kahle, mit weiten Kronen ausholende Bäume. Es schien Alphema Polyrena, als liefen Menschen darunter zusammen, Leute in Uniformen, die nach dem wilden Schauspiel spähten. Vorwärtsgetrieben schnellte sich das Boot über den Strom, drängte krachend die Eisschollen auseinander, die Bäume wuchsen mit jedem Augenblick höher und näher. Alphema Polyrenas ganze Angst und ihr Wünschen schlug in einem Gebet empor: „Herr, errette sie . . .!“ —

„Es sind zwei Weiber in dem Boot,“ sagte der Unteroffizier, der die preußische Grenzwaſche kommandierte, „ich fresse einen Ladstock ohne Salz und Schmalz, wenn da nicht eine polnische Niedertracht dahintersteckt. Macht eure Musketen fertig!“

Alphema Polyxena warf ihre Blicke wie Bootshaken voraus, das Ufer heranzureißen, sie sah nur die Leute ins Blockhaus laufen und wieder hervorkommen, sie sah nicht, daß die Reiter auf dem linken Ufer abgefessen waren und daß einer von ihnen die Muskete hob.

Anna Susanna tat einen kleinen Schrei und verzerrte das Gesicht, sank seltsam zusammen, in den Hüften abgetnickt. Gleich darauf kam der Schall des Schusses dem Blei über das Wasser nach.

Das Boot knirschte in Kies und Schnee des Ufers, über die Köpfe der Flüchtlinge hin, unter den drei Bäumen hervor, krachte eine Salve und trieb die Polen zurück.

Bläß und plötzlich verfallen lag Anna Susanna da. Als man sie aus den Decken wickelte, rann ihr Blut aus einer Bauchwunde in die deutsche Erde. Der Unteroffizier, der ein wenig vom Geschäft des Feldschers verstand, verband Anna Susanna im Blockhaus auf seinem Bett. „Gottesdonner!“ sagte er zitternd nachher zu seinen Leuten: „Jeden von euch Kerlen verbinde ich, ohne daß mich das Grausen antommt, und wenn euch eine Granate in zehn Stücke zerrissen hätte. Aber so ein Weibsstück, so ein junges, unschuldiges Blut, Gottesdonner, das ist ein arges Stück. . . Mir ist ganz schwarz vor den Augen.“

Anna Susanna lag schwer atmend und im Fieber lächelnd und murmelnd auf dem Feldbett, ohne noch zum Bewußtsein zu finden. Eine Nacht hindurch sah Johann Karl neben ihr, dann am Morgen, als die Sonne kam, ebenso glücklich und verheißungsvoll wie tags zuvor, nahm ihm der Tod ihre Hand sanft aus der seinen.

\* \* \*



Von Karl Hans Strobl erschien im  
gleichen Verlage:

## Die große Romandreihheit Bismarck

Bd. 1: Der wilde Bismarck. 35. Tausend. Bd. 2: Mächte und Menschen. 26. Tausend.  
Bd. 3: Die Runen Gottes. 20. Tausend.

Jeder Band in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

\*

Ferner erschienen:

Die vier Ehen des Matthias Merenus  
Roman. 16. Tausend.

\*

Die Baclarbude  
Studentengeschichte. 13. Tausend.

\*

Das Frauenhaus von Brescia  
Roman. 12. Tausend.

\*

Die drei Gefellen  
Roman. 12. Tausend.

\*

Die alten Türme  
Roman. 10. Tausend.

\*

Der Attentäter  
Roman. 8. Tausend.

\*

Gespenster im Sumpf  
Roman. 10. Tausend.

\*

Das Wirtshaus „Zum König Przemysl“  
Eine Prager Geschichte. 8. Tausend.

\*

Die Kristallkugel  
Novellen. 8. Tausend.

\*

Seide Borowitz  
Roman. 8. Tausend.

\*



EA



